germ. 234 m

Scherer

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

<36613660060017

<36613660060017

Bayer. Staatsbibliothek

ZUR GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN SPRACHE.

VON

WILHELM SCHERER.

BERLIN.
VERLAG VON FRANZ DUNCKER.
1868.

191 – D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

AN KARL MÜLLENHOFF.

Ich würde, lieber Herr Professor, Ihnen sowohl als dem Publicum und am meisten mir selbst den Prolog gern erspart haben, wenn nicht das langversprochene Buch, das ich Ihnen hiemit endlich übergebe, eine Art Legitimation und Reisepass zu bedürfen schiene, ehe es seinen vielleicht prüfungsreichen Gang in die gelehrte Welt antritt.

Sie erinnern Sich, wie der Plan dazu im Sommer 1866 gefasst wurde. Ich wollte zusammenstellen, was mir Vorlesungen über gothische und altdeutsche Grammatik die ich in Wien damals hielt, an wie ich glaubte mittheilenswerthen Resultaten ergeben hatten.

Das noch im Herbst desselben Jahres scheinbar abgeschlossene Manuscript wurde nachher die Grundlage einer tief gehenden, unter vielfachen Störungen vollzogenen Umarbeitung, von welcher dreizehn Bogen gedruckt waren, als im Sommer 1867 die Abhandlung von Georg Curtius Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung erschien und mich reizte, dem Aufsatze über das Personalpronomen eine Gestalt zu geben, die zwar über meine ursprünglichen Intentionen ziemlich weit hinausging, aber den inneren Gehalt des Buches doch zu erhöhen schien.

Dass hiedurch einige früher gefasste und in der ersten Hälfte des Werkes hingestellte Ansichten theils modificirt theils widerlegt wurden, hat sich allerdings nicht verbergen lassen. Und die Ungleichheit der Ausführung welche dergestalt in das Ganze kam, ist mir selbst um so weniger entgangen, als ich in den letzten beiden Abhandlungen den ersten Entwurf einer gründlichen Durchprüfung und Erneuerung nicht mehr unterziehen konnte.

Was ich anstrebte, hat vielfaches Wohlwollen schon während der Arbeit erfahren. Namentlich haben Prof. Brücke und Prof. v. Miklosich mich theils in Erlangtem bestärkt, theils durch Rath und Belehrung gefördert.

Wie viel ich Ihnen aus Vorlesungen und Gesprächen verdanke, ist mir hier wie sonst im Einzelnen durchweg festzustellen nicht mehr möglich. Was auch könnten solche Einzelnachweise bei mir wohl bedeuten, dessen ganzes Buch nie geschrieben wäre, wenn ich nicht vor Jahren schon die Grundgedanken Ihrer deutschen Alterthumskunde mir hätte aneignen und davon in selbständiger Ausbildung Gebrauch machen dürfen?

Indem ich Ihnen als einen kleinen vorläufigen Beitrag zur künftigen Alterthumskunde diese Aufsätze anzubieten wage, kann ich — verzeihen Sie mir — den Wunsch, die Bitte, ja die dringende Mahnung nicht unterdrücken, dass Sie nun Ihrerseits Sich rascher entschliessen möchten, jenen hochwichtigen Gedanken und deren umfassender Begründung über die Schranken des Hörsaales hinaus weitere Kreise zu eröffnen und sie je eher je lieber dem freien Gesammtverkehre unserer Wissenschaft zu übergeben.

Es wäre sicherlich anmassend, wollte ein beliebiger Schriftsteller die Erwartung aussprechen, dass man einzelne

Leistungen, die er den Kennern vorlegt, aus der Totalität seiner wissenschaftlichen Absichten beurtheile. Leicht aber wird ihm persönliche Zuneigung eine solche Gunst in freundlicher Theilnahme gewähren. Wenn ich also diesmal die Hauptprobleme der germanischen Grammatik einer neuen Behandlung unterziehe und für die flexivische Form des arischen Sprachstammes eine einheitliche Erklärung versuche, so werden Sie wenigstens den Zusammenhang allgemeiner Gedanken der mich leitet, nicht verkennen.

Denke ich mir einen Menschen der in blühendem Jugendalter sich zum höchsten Bewusstsein über sich selbst zu erheben vermöchte, so würde er den Stand und das Mass seiner Kräfte sorgfältig überschlagen, er würde untersuchen auf welche Gebiete menschlichen Thuns seine Hauptanlagen hinweisen, er würde dann den Lebenskreis prüfen innerhalb dessen er zu wirken hat, er würde nach den öffentlichen Aufgaben spähen die ihrer Lösung harren: und aus der Vergleichung der allgemeinen Lage mit seiner individuellen Leistungsfähigkeit würde er zur Wahl und Begrenzung der Ziele gelangen, für die er seine Existenz einzusetzen bereit wäre. Hat er sich in den erworbenen Anschauungen über die Welt und sich selbst nicht getäuscht, hat ihn gereifte Einsicht oder glücklicher Blick in sich wie ausser sich das Richtige erkennen lassen: so werden manche irreführende Phantome vor ihm entweichen, er wird durch Beharrlichkeit vielleicht den höchsten Platz einnehmen der ihm nach seinen natürlichen Anlagen zusteht.

Was Jeder für sich wünschen und in bescheidener, aber gründlicher Ueberlegung zu seiner und zu des Ganzen Wohlfahrt anstreben darf, das wünschen und erstreben wir noch in viel höherem Masse für den menschlichen Verein, dem

wir alles Grösste und Beste danken was wir besitzen und was unseren echtesten Werth ausmacht: für unsere Nation.

In der That können wir seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine fortschreitende Bewegung beobachten, in welcher die Deutschen sich zur bewussten Erfüllung ihrer Bestimmung unter den Nationen zu erheben trachten. Seit Möser, Herder, Goethe nach dem Wesen deutscher Art und Kunst forschten, ist unserem Volke mit zunehmender Klarheit die Forderung der historischen Selbsterkenntniss aufgegangen. Poesie, Publicistik, Wissenschaft vereinigen sich, um an der sicheren Ausgestaltung eines festen nationalen Lebensplanes zu arbeiten. Die Poesie bemüht sich nationale Lebens- und Zeitbilder aufzurollen, bald diese bald jene socialen Schichten theils in Liebe theils in Hass uns abzuschildern und auf eigenthümliche Tüchtigkeit in verborgenem Dasein die phantasievolle Betrachtung zu lenken. Die Publicistik hat seit Fichte, Arndt, Jahn überall wo sie an ihre höchsten Aufgaben streifte, die Erfahrungen der Vergangenheit für die Gegenwart nutzbar zu machen gesucht. Und die Studien unserer alten Sprache, Poesie, Recht, Verfassung, Politik bewegte ein mächtiger Aufschwung. Niemand wird leugnen, dass im Gegensatze zu den alten Hauptstoffen der Kunst und Forschung, dem Christenthum und der Antike, seit etwa hundert Jahren das Deutsche, Einheimische, das irdisch Gegenwärtige und Praktische in stetigem Wachsthum zu immer ausschliessenderer Geltung hindurchgedrungen ist.

Warum sollte es nicht eine Wissenschaft geben, welche den Sinn dieser Bestrebungen, das was den innersten aufquellenden Lebenskern unserer neuesten Geschichte ausmacht, zu ihrem eigentlichen Gegenstande wählte, welche

zugleich ganz universell und ganz momentan, ganz umfassend theoretisch und zugleich ganz praktisch, das kühne Unternehmen wagte, ein System der nationalen Ethik aufzustellen, welches alle Ideale der Gegenwart in sich beschlösse und, indem es sie läuterte, indem es ihre Berechtigung und Möglichkeit untersuchte, uns ein herzerhebendes Gemälde der Zukunft mit vielfältigem Trost für manche Unvollkommenheiten der Gegenwart und manchen lastenden Schaden der Vergangenheit als untrüglichen Wegweiser des edelsten Wollens in die Seele pflanzte.

Der Verlauf einer ruhmvollen glänzenden Geschichte stünde uns zu Gebote, um ein Gesammtbild dessen was wir sind und bedeuten zu entwerfen: und auf diesem Inventar aller unserer Kräfte würde sich eine nationale Güter- und Pflichtenlehre aufbauen, woraus den Volksgenossen ihr Vaterland gleichsam in athmender Gestalt ebenso strenge heischend wie liebreich spendend entgegenträte.

Unentbehrlich aber wären dem der das Werk versuchte, festbegründete wissenschaftliche Ansichten von der Natur, Bildung, Stärke, Richtung, Wirkungsweise historischer Kräfte überhaupt.

Ob man die einheitliche, zusammenhängende Betrachtung dieses Gegenstandes mit Vico die Wissenschaft von der gemeinschaftlichen Natur der Völker, mit Neueren Völkerpsychologie oder passender Mechanik der Gesellschaft nennen will, ist ziemlich gleichgiltig. Allgemeine vergleichende Geschichtswissenschaft (im Verhältniss zur bisherigen Historiographie ungefähr das was Ritter aus der Geographie gemacht hat) würde dasselbe besagen: denn das Wesentliche dabei wird sein dass ein systematischer Kopf, mit ausgebreitetem Wissen bei allen Völkern, in allen Zeiten, auf

allen menschlichen Lebensgebieten heimisch, seine Kenntnisse unter dem Gesichtspunct der Causalität zu ordnen unternähme.

Sie sehen, wie nach meiner Meinung die Aufgabe einer nationalen Ethik sich mit den höheren Anforderungen auf das innigste berührt, welche man seit einiger Zeit an die historische Wissenschaft zu stellen beginnt.

Wir sind es endlich müde, in der blossen gedankenlosen Anhäufung wohlgesichteten Materials den höchsten Triumph der Forschung zu erblicken. Vergebens dass uns geistreiche Subtilität einbilden will, es gebe eine eigene, geschichtlicher Betrachtung allein zustehende Methode, die „nicht erklärt, nicht entwickelt, sondern versteht“. Auch die verschiedenen, zum Theil tiefsinnigen Theorien, in denen das Stichwort der Ideen als der Stern über Bethlehem erscheint, haben für uns wenig Anziehungskraft. Was wir wollen, ist nichts absolut Neues, es ist durch die Entwicklung unserer Historiographie seit Möser, Herder, Goethe für Jeden der sehen will unzweifelhaft angedeutet. Goethe's Selbstbiographie als Causalerklärung der Genialität einerseits, die politische Oekonomie als Volkswirthschaftslehre nach historisch-physiologischer Methode andererseits zeichnen die Richtung vor, die wir für den ganzen Umfang der Weltgeschichte einzuhalten streben. Denn wir glauben mit Buckle dass der Determinismus, das demokratische Dogma vom unfreien Willen, diese Centrallehre des Protestantismus, der Eckstein aller wahren Erfassung der Geschichte sei. Wir glauben mit Buckle dass die Ziele der historischen Wissenschaft mit denen der Naturwissenschaft insofern wesentlich verwandt seien, als wir die Erkenntniss der Geistesmächte suchen um sie zu beherrschen, wie mit Hilfe der Natur-

wissenschaften die physischen Kräfte in menschlichen Dienst gezwungen werden. Wir sind nicht zufrieden, den zuckenden Strahl zu bewundern, wie er aus des Gottes Faust fährt, sondern es verlangt uns einzudringen in die Tiefen der Berge, wo Vulcan und seine Cyklopen die Blitze schmieden, und wir wollen dass ihre kunstreiche Hand fortan die Menschen, wie einst den Thetissohn, bewaffne.

Innerhalb der geschilderten Tendenzen verfolgt Ihre Alterthumskunde, innerhalb derselben meine vorliegende Arbeit ihre eigenthümliche Absicht.

Völker sind nichts Ewiges. Die Mächte, durch welche sie gegründet wurden, sind die Mächte durch welche sie erhalten werden: diese wird eine weise Politik verstärken, pflegen, befestigen.

Die Entstehung unserer Nation, von einer besonderen Seite angesehen, macht den Hauptvorwurf des gegenwärtigen Buches aus. Durch physiologische Analyse und einheitliche Charakteristik bin ich zu einer Erklärung der Lautform unserer Sprache gelangt, welche in das Ganze der menschlichen Persönlichkeit einführte, moralische Motive als wirksam aufzeigte und die unbedingte leidenschaftliche Hingebung an ideale Ziele als das gewaltige Fundament erscheinen liess, das unserer Nation und Sprache den ersten individuellen Bestand verlieh. Wundert es Sie, wenn ich Ihnen gestehe, dass dieses Resultat für mich etwas Erhebendes hatte?

Vollständig ist der Ursprung der germanischen Grundsprache damit freilich noch nicht klargelegt. Ich habe im Buche selbst wiederholt auf die Grenzen hingewiesen, die ich für jetzt noch nicht zu überschreiten wage. Sie werden aber durchweg das Bemühen erkennen, die vollständige Lö-

sung des Problems durch ausgedehnte Beobachtungen über das Leben der Sprache wenigstens vorzubereiten.

Man wird sich der Einsicht kaum mehr lange verschliessen können, dass die Unterscheidung zwischen Entwicklung und Verfall oder — wie man sich auch wohl ausdrückte — zwischen Natur und Geschichte der Sprache auf einem Irrthum beruhe. Ich meinerseits habe überall nur Entwicklung, nur Geschichte wahrgenommen. Ich kann mich unmöglich entschliessen eine Sprache als fertiges Resultat vorhistorischer, unenthüllbarer Ereignisse gelten zu lassen. Ich vermag keinen anderen Unterschied zwischen Vorhistorisch und Historisch zu erkennen als die wesentlich andere Beschaffenheit der Quellen und die entsprechende stärkere oder geringere Betheiligung des combinirenden, construirenden Subjects. Ich suche jede Sprache aufzulösen in eine Reihe auf einander folgender Entstehungsacte, deren jeder durch die Stelle die er in dem Verlauf einnimmt, seine individuelle Farbe und eigenthümliche Bestimmtheit erhält.

In zwei unaufhörlich wiederkehrenden Processen scheint so ziemlich das gesammte g e i s t i g e Leben der Sprache beschlossen: in Uebertragung und Differenzirung.

Ich habe in meinen Betrachtungen bisher nur von den Kategorien der Formübertragung und Formdifferenzirung Gebrauch gemacht. Es giebt aber auch eine Wurzelübertragung und Wurzeldifferenzirung, deren wissenschaftliche Erforschung die Aufgabe der Etymologie, des Wörterbuches ist.

Die Wurzeln sind selbständige geschichtliche Mächte, von denen die einen auf Kosten der anderen ihr Gebiet ausbreiten: jene erheben sich zu weitreichender Herrschaft, diese verkümmern und gehen unter. Es ist ein fortwähren-

der Wechsel der Verhältnisse wie im Leben der Völker und Staaten. Die Gründe der Machterweiterung und Machtverminderung sind vielfache und complicirte hier wie dort. Gewisse Hebel und Hilfen, in der Gesammtheit des geistigen Lebens, in dem vollen Gehalt der Persönlichkeit bedingt, wie die allgemeinen Machtveränderungen im Ganzen der weltgeschichtlichen Situation, treiben bald dieses, bald jenes Wort in die Höhe, auf der es für einige Zeit die Geister beherrscht und der Physiognomie des Wortvorraths einen neuen Zug eingräbt.

Wir sehen hundertfältig, wenn wir die deutsche Sprache in ihrer historischen d. h. litterarischen Periode verfolgen, wie die Zahl dessen was wir Wurzeln nennen sich vermindert und Composita, d. h. Combinationen der noch übrigen Wurzeln unter einander, an die Stelle treten. Der Vorgang ist dabei nicht der, dass irgendwo eine Lücke entsteht, die nachher ausgefüllt werden muss, sondern der Ersatz ist vor dem Verluste da und wird die Ursache des Verlustes. Ein bestimmtes Verbum erweitert die Zahl seiner Bedeutungen, es reisst Functionen an sich welche bisher durch andere Verba versehen wurden: aber das vergrösserte Reich fordert Theilung in besondere Verwaltungsgebiete, das siegreiche Verbum verstärkt sich durch beschränkende Präpositionen. Die Annahme neuer Bedeutungen ist eine Uebertragung, die Composition mit Präpositionen kann als Differenzirung bezeichnet werden.

Erinnern wir uns nun dessen was Georg Curtius Wurzeldeterminative genannt hat. In dem Namen liegt eine Vorstellung über das Wesen derselben ausgesprochen, zu der wir kaum schon berechtigt sind. Wenn die sogen. Wurzeldeterminative etwa farblose Ausdrücke des Thuns, Machens,

Handelns wären, die durch vorgesetzte entschiedenere Elemente begrenzt und fixirt würden: müssten wir dann nicht vielmehr diese vorangehenden Elemente, mithin die Wurzelanlaute, für Determinative erklären?

Gleichviel aber, genug dass auch hier Elemente von weit reichender Herrschaft sich durch andere differenziren und dass die Gründung jener Herrschaft durch Ausbreitung von einem bestimmten Puncte aus, durch Uebertragung mithin, erfolgt sein muss.

Auf dem Gebiete der grammatischen Form kommt dem Hintereinandersprechen als Zeichen der Zusammengehörigkeit eine natürliche und selbstverständliche Alleinherrrschaft ursprünglich zu. Ich habe durch die ganze arische Formenlehre hin gezeigt wie nach der Reihe besondere Wörter die Hervorhebung der grammatischen Zusammengehörigkeit in ihren Bereich ziehen und wie daraus die eigentliche Flexion entsteht (S. 351).

Für das Wesen der Differenzirung ergiebt sich daraus die wichtige Bemerkung dass die differenzirenden Elemente ihrer eigentlichen Bedeutung nach oft nur verstärken, so dass die Modification des Sinnes erst nachträglich hineingelegt wird. Wie das geschehen könne, dafür ist insbesondere die Reduplication höchst lehrreich (S. 354 f.).

Vergleichen wir den aus sämmtlichen germanischen Sprachen erschliessbaren Wurzelvorrath der germanischen Ursprache mit dem aus sämmtlichen arischen Sprachen erschliessbaren Wurzelvorrath der arischen Ursprache, so beobachten wir in vorhistorischer Zeit denselben Process der Wurzelverminderung bei Vermehrung der Composita, wie er in der Geschichte einzelner arischer Sprachen sich vor unseren Augen vollzieht. Was die Flexion betrifft, so muss

schon in der arischen Ursprache der umschreibende Ausdruck stark um sich gegriffen haben, denn eine Reihe von Casussuffixen werden nur noch in wenigen Adverbialbildungen gefunden. Und germanische Verbalumschreibungen wie diejenigen welche das alte Futurum verdrängen, sind dem Wesen nach schon durch dieses Futurum selbst, durch verwandte Formationen und durch den periphrastischen Aorist der westarischen Ursprache (S. 202) genügend vorbereitet. In der Entstehung der romanischen Flexion wiederholen sich zum Theil Vorgänge der ältesten arischen Sprachperioden.

Wenn ich mir also sämmtliche Wurzeln, prädicative wie formale, aufgelöst denke in ihre einfachsten Elemente, so könnte ich mit geringem Fehler die Aufgabe der gesammten Sprachwissenschaft, abgesehen von der Lautlehre, definiren als eine Geschichte der Machtverhältnisse jener einfachen Laute, wie sie in Uebertragung und Differenzirung ihre Existenz und ihren Sinn zur Geltung bringen. Das Territorium, gleichsam die geographische Unterlage, auf der sich ihr Leben in wechselnden Schicksalen bewegt, bildet der ganze Umkreis des Seienden, soweit er durch die Pforte der Sinne allmälich in den menschlichen Geist eingezogen ist.

Doch ich will mich nicht weiter vertiefen in Betrachtung der Probleme, welche auf dem betretenen Boden noch der Lösung harren. Vermöchte man doch eine kurze Stunde wenigstens nach gethaner Arbeit sich dem täuschenden Wahn des Abschlusses hinzugeben. Aber mir ahnt, dass selbst ein reiches und langes Leben im Dienste der Wissenschaft es kaum höher als zum Ausgang des Moses bringen könnte: zu einem einzigen kurzen Blicke auf das gelobte Land. Wie ein drohendes Gespenst überschattet die Unendlichkeit der Welt jedes schüchterne Gefühl des Gelingens, das sich in uns em-

porwagen möchte. Nur Eines scheint auf Augenblicke den Bann zu lösen: der ermunternde Zuruf, die rathende, helfende, schützende, nachsichtige Liebe derer die mit uns den Berg hinanklimmen und dem Gipfel näher sind. Dies Eine habe ich in reichem Mass erfahren, seit acht Jahren ohne Unterbrechung: — von Ihnen, mein verehrter Freund. Ich brauche noch mehr, viel mehr davon. Lassen Sie mich es nie entbehren.

Berlin, 9. März 1868.

WILHELM SCHERER.

INHALT.

	Seite
Zur Lautlehre	1
Einleitung	3
Der Ablaut	6
1. Spaltung des *a*	7
2. Guna	18
Grimm's Gesetz	32
1. Physiologische Grundlagen	33
2. Die Lautverschiebung	63
Die germanischen Auslautsgesetze	92
1. Das consonantische Auslautsgesetz	95
2. Das vocalische Auslautsgesetz	113
3. Der Eigenton der Vocale	121
4. Die Wortmelodie	134
5. Der Ursprung der germanischen Lautform	146
Zur Formenlehre	169
Zur Conjugation	171
1. Die Verbalclassen	173
2. Personalsuffixe	189
Das Personalpronomen	213
1. Die Stämme	216
2. Die Flexion	240
3. Plurale und Locale	260
4. Das Ablativsuffix	294
5. Die Stammbildung	322
6. Rückblick	347
Die Pronominalflexion	362
1. Die Stämme	363
2. Die Flexion	388
Die Nominalflexion	414
Numeralia und Adverbia	443
Nachträge	469
Druckfehler	476
Register	477

EINLEIT

ZUR LAUTLEHRE.

EINLEITUNG. DER ABLAUT. GRIMM'S GESETZ. DIE GERMANISCHEN AUSLAUTSGESETZE.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

EINLEITUNG.

Physiologie und Philologie. — Ost- und Westarier. — Germanisch und Westarisch.

Swenne diu zunge den wint fâhet
unt in in den munt ziuhet,
an den zanen si scephet
daz wort daz si sprichet.

So ungefähr lautete die Ansicht, welche das gelehrte Deutschland des elften Jahrhunderts von dem Mechanismus des Sprechens sich gebildet hatte. Wir lachen über die Einfalt solcher Vorstellungen, welche sämmtliche Vocale und Consonanten unter der Rubrik der Zahnlaute einzureihen scheinen, und der Gegensatz unserer ausgebildeten Systeme der Sprachlaute erfüllt uns mit dem Bewusstsein der grossen Idee des historischen Fortschritts auch auf dem Gebiete der philologischen und linguistischen Wissenschaft.

Aber auch der Philologe und Linguist wird schwerlich bei dieser Gelegenheit nur auf den Höhestand seiner eigenen Wissenschaft mit Stolz hinweisen, auch er wird in erster Linie an die Forschungen der Physiologen sich erinnert fühlen. Und je gegenwärtiger er sich die unbestrittene Wahrheit zu halten weiss, dass auf dem Gebiete der Lautlehre beide, Physiologen und Philologen, ihre Thätigkeit zu gemeinsamem Schaffen vereinigen müssen, damit Resultate

von einiger Dauer und hinlänglicher Begründung zu Stande kommen, desto mehr wird er die Berechtigung der Frage anerkennen: Steht durchweg oder wenigstens in ihren hervorragendsten Vertretern die philologische und linguistische Behandlung der Lautlehre auf derjenigen Höhe, welche sie vermöge der Vermehrung unserer physiologischen Einsicht bereits erklommen haben könnte?

Ich für meine Person glaube — zu meinem innigsten Bedauern — die Frage mit Nein beantworten zu müssen. Und die nachfolgenden Betrachtungen sollen dazu beitragen, dieses Nein etwas näher zu begründen.

Ich erachte es für bewiesen, dass sämmtliche europäische Glieder der indogermanischen oder arischen Völkerfamilie gegenüber den asiatischen oder ostarischen einst eine besondere, westarische, Einheit gebildet haben. Es genügt, auf Lottner in Kuhn's Zeitschrift 7, 18—24 zu verweisen.

Die einzigen Urkunden, welche diese besondere Verwandtschaft bezeugen, schliesst für uns der älteste erreichbare Zustand der europäischen Sprachen in sich.

Suchen wir nun lediglich auf grammatischem Gebiete mit einem raschen Blick zu überschauen, was innerhalb der westarischen Gruppe den besonderen Charakter des germanischen Stammes ausmacht, was die Germanen von einigen oder allen ihren nächsten Brüdern unterscheidet: so treten uns als die hervorragendsten Merkmale das consonantische Auslautsgesetz, der auf die Stammsilbe gerückte Accent, die Lautverschiebung, das vocalische Auslautsgesetz, der Verlust des Ablativs und Locativs, die Einbusse der Augmenttempora, des Futurums und des eigentlichen Conjunctivs, sowie der Relativpronomina entgegen.

Ueber die stammbildenden Suffixe, deren das Germanische zu gebrauchen verlernt hat, über die Wörter und Wur-

zeln, die ihm aus dem alten gemeinschaftlichen Schatze abhanden kamen, fehlt es noch an umfassenderen Zusammenstellungen. Und es wird der besonnensten Erwägung bedürfen, um die wahren Motive aufzudecken, welche derartige Einbussen veranlassten. Es wird nöthig sein, vielleicht sogar zu erwägen, ob nicht sehr alte Unterschiede schon in dem ältesten Zusammenleben der arischen Urnation sich geltend machen konnten, welche dem Germanischen innerhalb desselben eine Stellung anwiesen, etwa wie sie ein heutiger deutscher Dialekt, sagen wir der baierische, gegenüber der germanischen Sprachgesammtheit einnimmt.

Den Ablaut in die Reihe jener unterscheidenden Merkmale mit aufzunehmen, wie man wohl geneigt sein könnte, schiene mir auf keine Weise gerechtfertigt.

Es sei mir erlaubt, dieser von Jacob Grimm so eifrig verfolgten Erscheinung vornweg einige Worte zu widmen, indem ich an manches Bekannte erinnere, um Unbekanntes einzufügen und Streitiges durch den Zusammenhang zu beleuchten. Dann soll der weitere Verfolg dieser Aufsätze mit der Lautverschiebung und den beiden Auslautsgesetzen sich beschäftigen.

DER ABLAUT.

Allgemeine Scheidung der Erscheinungen des Ablauts. — 1. Spaltung des *a*. Germanisch *i* und *u* als Vertreter von *e* und *o*: Curtius; Müllenhoff. Einfluss der vorgermanischen Betonung der Ableitungs- oder Flexionssilbe auf den Ablaut im Particip, Indicativ Pluralis und Conjunctiv Perfecti. Das *â* der beiden letzteren Formen: zwei Möglichkeiten der Erklärung. Analogien: eine sanskritische; das Schicksal der germanischen Reduplication; der Ablaut *a—ô*, lateinisch *a—ê*: Corssen's isolirende Auffassung des letzteren. Relative Chronologie der germanischen Conjugation. Ausfall des Wurzelvocals in allen vorgeführten Fällen. Formübertragung in den reduplicirenden Verbis. — 2. Guna. Zweck der Gunirung. Die Guna *ai au* als Diphthongirungen der Längen *î û*. Grein über die Physiologie des Guna. Guna unbetonter Silben. Extreme des Vocalismus. Physischer Ruhe- oder Indifferenzzustand der Sprachorgane. Absoluter und relativer sprachlicher Normalstand: physische Bedingungen; arabisches, österreichisches Beispiel; physische, psychische und aesthetische Gründe der Assimilation. *A* als urarischer Indifferenzvocal. Entstehung der baiwarischen und arischen Diphthonge. Althochdeutsche Diphthongirung. Unvollkommenheit des Erklärungsversuches. Begriff der Diphthonge. Zusammenfassung über den Ablaut.

Der Ablaut lässt sich im Allgemeinen auf zwei Entwickelungen des Vocalismus zurückführen, wovon das Germanische die eine mit allen arischen Sprachen, die andere wenigstens mit seinen europäischen Verwandten theilt. Jene ist die Vocalverstärkung, Dehnung und Gunirung; diese die theilweise Spaltung des kurzen *a* in *e* und *o*.

1.

Man war bisher geneigt, in der grossen Zahl reiner *a*, *i* und *u*, welche das Gothische aufweist, ein Zeichen besonders hoher Alterthümlichkeit zu erblicken. Hinter diesem gothischen Zustande dachte man sich leicht den urgermanischen in noch grösserer Ursprünglichkeit, so dass, ungestört von den gothischen Brechungen des *i* und *u* vor *h* und *r* zu *aí* und *aú*, die ausnahmslose Herrschaft der reinen Kürzen in gerader Abstammung aus der Sprache der urarischen Gemeinsamkeit in den Anfang unserer Sprachgeschichte hereinragte.

Die Wendung dieser Auffassung bezeichnet ein 1864 in den Berichten der Leipziger Gesellschaft der Wissenschaften (S. 9. ff.) erschienener Aufsatz von Georg Curtius, welcher die Spaltung des kurzen *a* durch die Mehrzahl der westarischen Sprachen verfolgt (vergl. Kuhns Zeitschrift 14, 440). Längst aber hat Müllenhoff in seinen Vorlesungen den allgemeineren Satz aufgestellt und begründet: Die germanische scheinbare Spaltung von *a* in *i* und *u* beruhte auf einer älteren Spaltung und Färbung zu *e* und *o*. Indem ich es ihm selbst überlasse, die ausführlichere Begründung dem Publicum vorzulegen, erlaube ich mir doch hie und da von dem angeführten Satze als „Müllenhoff's Regel" Gebrauch zu machen. Jene Meinung, welche die drei gothischen „Urkürzen" unmittelbar an den urarischen Bestand der kurzen Vocale anknüpfte, zerfällt damit in nichts. Zugleich aber eine andere, die germanischen Verbalformen und ihren inneren Vocalwandel betreffend.

Man kennt die Theorie des Ablauts, welche diese Erscheinung auf Wirkungen des Accentes zurückführt. Auch

ich glaube an einen solchen Einfluss des Accentes und halte uns im Hinblick auf die offenbare Unursprünglichkeit der germanischen Betonung für vollkommen berechtigt, den sanskritischen Verbalaccent für eine ältere Periode des Germanischen überall dort vorauszusetzen, wo der thatsächliche Lautbestand einer germanischen Verbalform sich aus jenem Accente ungezwungen erklärt.

Wenn man aber zur Erklärung des *i* im Präsens der *a*-Wurzeln, goth. *giban*, *niman*, *bindan*, die Accentuation der sechsten sanskritischen Verbalclasse (welche nicht den Wurzelvocal, sondern den sogenannten Bindevocal betont) herbeiziehen will: so wäre das nur berechtigt, falls sich nachweisen liesse, dass die eben besprochene Schwächung und Färbung des kurzen *a* wie sie durch die ganze Sprache hin sich vorfindet, lediglich in nicht accentuirten Silben anzutreffen sei. Diese Frage kann mithin nur im Zusammenhange der Frage nach dem Grunde jener Schwächung und Färbung überhaupt, also weder auf dem Boden des Germanischen allein, noch im Bereiche einer Untersuchung über die Conjugation beantwortet werden.

Dasselbe gilt von dem *i* im Präsens der *i*- und *u*-Wurzeln: goth. *beida* (d. i. *biida*), *biuda* gegenüber dem Singularis Perfecti *baid*, *baud*. Das *a* in *ai* und *au* nimmt eben an den Schicksalen Theil, welche diesen Vocal ausserhalb derartiger diphthongischer Vocalverbindungen treffen. Und das Griechische stellt die darnach möglichen Formen jener Diphthonge in der That vollständig dar: *αι ει οι*, *αυ ευ ου*. Im Germanischen unterblieb in *ai* die Färbung des *a* nach der Seite von *u* hin gänzlich: und im übrigen trat auch hier die extreme Entwickelung der Färbungen bis zu *i* und *u* umgestaltend ein: aus *ei* wurde *ii*, das ist *î*, aus *eu* entstand *iu*, und für *ou* treffen wir *uu* oder *û* in Wörtern wie

lûkan. Mit allen diesen Erscheinungen hat der Accent, so viel wir bis jetzt sehen, nichts zu thun.

Wenn dagegen im Partic. Perf. Pass. durchgängig eine leichte Wurzelform gefunden wird, so dürfen wir uns allerdings erinnern, dass in den genau entsprechenden Sanskritformen das Suffix den Ton trägt.

Eben so verhält es sich im Plural und im Conjunctiv des Perfectums. Das Sanskrit wirft auf die Flexionsendung (auf die Ableitungssilbe im Conjunctiv) den Ton, das Germanische zeigt die leichteste überhaupt mögliche Wurzelform: goth. *bidum*, *budum* (mit Abfall der Reduplication für *babidum*, *babudum*). Was aber ist die leichteste Form der *a*-Wurzeln? Ausfall dieses Vocals, sofern ein solcher Ausfall möglich. Für möglich aber gilt er im Allgemeinen dann, wenn auf den Wurzelvocal einfacher Consonant folgt, wie bei den Verbis, welche sich nach den Paradigmen *giban niman*, richten, — für unmöglich, wenn er einer Doppelconsonanz vorher geht, wie bei den Verbis, welche uns das Paradigma *bindan* vertreten mag. Also *gagbum*, *nanmum* für *gagabum*, *nanamum* wird gestattet, nicht aber das unsprechbare *babndum* für *babandum*. Vielmehr ist, wie bekannt, mit Abfall der Reduplication und einer Schwächung und Färbung des Wurzelvocals, an welcher das *u* der Flexion vermuthlich durch assimilirende Kraft betheiligt war, für *babandum bundum* eingetreten. Jene *gagbum* und *nanmum* aber sind germ. *gâbum*, *nâmum* (goth. *gêbum*, *nêmum*) geworden, mit Ausfall des wiederholten Anfangsconsonanten und Ersatzdehnung des Reduplicationsvocals.

Dass in diesem *â* des Plur. Perf. Ersatz der Reduplication überhaupt vorliege, ist mir im geringsten nicht zweifelhaft. Denn die Perfecta mit Präsensbedeutung, die wie skr. *vêda* (germ. *vait*) zeigt, auf die Reduplication verzichten,

bewahren den kurzen Vocal der Wurzel rein oder assimilirt. Wodurch konnten sich ursprünglich die Plural. Perf. der Wurzeln *mag*, *skal*, von denen der Wurzeln *gab*, *nam* unterscheiden, dass jene *magum* (und *mugum* ahd.), *skulum*, diese *gâbum*, *nâmum* ergaben? Wodurch anders, als durch die dort fehlende, hier eintretende Reduplication. Die Grundformen sind: *magum*, *skalum* und *gagabum*, *nanamum*. Vergl. Bopp vergl. Gramm. 2, 488.

Zweifelhaft ist nur noch eins in der hier vorgetragenen Erklärung: ob man wirklich Ausfall des Wurzelvocals, Schwinden des zweiten Anfangsconsonanten und Ersatzdehnung des Reduplicationsvocals anzunehmen habe, oder ob nicht vielmehr „Contraction des Reduplicationsvocals mit dem der Wurzel nach Auswurf des oder der sie trennenden Consonanten“ eine wahrscheinlichere Formulirung des in Rede stehenden Processes wäre?

Für das erstere spricht der dann einleuchtende Zusammenhang der Unterscheidung der ersten und zweiten Abtheilung germanischer *a*-Wurzeln (*giban*, *niman*) von der dritten (*bindan*) mit den charakteristischen Schlussconsonanten der Wurzel. Für das letztere s c h e i n e n anderweitige Analogien zu stimmen.

Die verwandte Erscheinung der skr. Conjugation, welche Professor Leo zu so weitgehenden Schlüssen auf längeres Zusammenbleiben der Germanen und Ostarier verwerthete, ist (zwar) (nur) ähnlich, keineswegs identisch: das skr. *ê*, welches im Plur. Perf. gewisser Verba eintritt, entsteht aus *ai*, also hatte vor der Concretion der Wurzelvocal *a* sich zu *i* geschwächt: aber das Ineinanderfliessen des Reduplications- und Wurzelvocals mit Vernichtung ihrer Scheidewände scheint doch in der That dadurch belegt.

Näher noch liegt uns ein Fall der germanischen Con-

jugation selbst: die eigentlich so genannten reduplicirenden Verba oder vielmehr ihre scheinbare Metamorphose zu ablautenden im althochdeutschen, altsächsischen, angelsächsischen und altnordischen, kurz in allen germanischen Sprachen, welche ein höheres Lebensalter als die gothische erreichten.

Da Weinhold alem. Gramm. S. 328 an der Grimm'schen Auffassung des gothischen Reduplicationsvocales als *ái* (der dann auch für den germanischen gelten soll) noch festhält und demzufolge die ahd. Grundform *eia* für *ê*, *ea*, *ia* im Perfectum dieser Verba billigt, wie auch Pott Doppelung S. 218 nur frageweise „*aí*, griech. *ε*" ansetzt und Corssen krit. Beitr. zur lat. Formenl. S. 531 eine genügende Erklärung dieser ahd. Perfectformen vermisst, so erlaube ich mir auf Theod. Jacobi's Beiträge zur deutschen Grammatik S. 60 ff. und auf die von Müllenhoff und mir herausgegebenen Denkmäler deutscher Poesie und Prosa S. 458 zu Nr. 57, 9 zu verweisen.

Der ursprüngliche arische und auch wie wir an *gâbum*, *nâmum* sehen, urgermanische Reduplicationsvocal *a* hat sich wie im griechischen und italischen späterhin zu *e* (goth. *aí*) geschwächt, und der Gang von goth. *haíhait* und einem vorauszusetzenden ahd. **hehaiz* zu ahd. *hiez* legt die Mittelstufen *hehz*, *hêz*, *heaz*, *hiaz* zurück, wovon die erste zwar im ahd. nicht nachweisbar ist, wohl aber im angelsächsischen: *heht*. Dass so und nicht *hêht* zu schreiben, beweisen andere ähnliche Perfecta, wie *leolc*, *reord*, *leort*, deren *eo* nur auf kurzem *e* beruhen kann.

Wie aber nun kommt es bei so bewandten Dingen, dass im ahd. Perfectvocal von Verben wie *wuofan*, *hlaufan* nicht *ea*, *ia*, sondern *eo*, *io* die ursprüngliche Regel bildet? Schwebt hier nicht ein Reflex des verschwundenen Wurzelvocals über dem neuen Diphthong? Können diese Formen jemals *wéf* und *hléf* gelautet haben? Denn auf die ver-

dumpfende Wirkung der Labialis *f* darf man sich nicht berufen: *screot* (Graff 6, 578) hat keine Labialis in der Wurzel und doch *eo.* Und wie vollends erklären sich die Formen *steroz*, *pleruzi*, *biruun*, *biruwîs* von *stôzan*, *plôzan*, *bûan*? Hat hier nicht offenbar der schwindende Consonant eine Lücke hinterlassen, in welche das hiatusfüllende *r* (Lachmann zu Nib. 446, 3; Müllenhoff in Haupt's Zeitschrift 12, 397. 591) eintrat? Und müssen wir nach Massgabe dieser sicheren Analogie nicht auch bezüglich der Perfectplurale mit *â* der zweiten Auffassung den Vorzug geben?

Ich könnte gleich hier auf die sonderbaren Contractionen *ê* aus *e-a*, *e-â*, *e-ai* hinweisen, welche aus einer derartigen Annahme für die reduplicirenden Verba mit dem Wurzelvocal *a*, *â*, *ai* folgen würden, wenn ich nicht vorzöge, um eine allgemeinere Antwort zu finden, erst noch den dritten Fall der germanischen Conjugation, der nach meiner Ansicht in diesen Zusammenhang gehört, herbeizuziehen.

Auch in den Verben nach Grimm's siebenter Classe, mit dem Ablaut *a-ô*, hat im Perfectum die Reduplication Spuren ihres Daseins zurückgelassen: goth. *hôf* von *hafja* entstand aus *hahaf* (vergl. Bopp 2, 478) wie von dem genau entsprechenden lat. *capio* das Perfectum *cêpi* aus **cecapi* (vergl. *pepigi* neben *pêgi* und osk. *fefacid fêfacust*).

Auf welche Art jedoch *cêpi* aus *cecapi* hervorgegangen sei, steht wieder nicht fest. Corssen hat krit. Beitr. S. 530 ff. sehr ausführlich davon gehandelt. Getreu seiner isolirenden Richtung (wie sie Benfey treffend benannte), entscheidet er sich dafür, Dehnung des Wurzelvocals „wie in skr. *jagâma*, *tatâra*“, dann „nachdem durch Vortreten der Reduplicationssilbe die Wurzel zweites Glied eines Compositums geworden war“, Senkung des *â* zu *ê* „wie in *anhêlare* neben *hâlare*“, endlich Abfall der Reduplicationssilbe

vorauszusetzen. Allein er vergisst (was schon Bopp a. O. bezüglich des Germanischen hervorhebt), dass jene skr. Vocaldehnung nur vor einfacher Consonanz und nur in der III. Sing. nothwendig, ausserdem aber überhaupt nur in der I. Sing. eintritt, dass ferner die Reduplication hier älter als die lateinische Sprache ist. Mit den entgegenstehenden Ansichten hinwiederum wird Corssen allzuleicht fertig. Es sei nicht glaublich, dass die Sprache zuerst Formen, wie *cecpi*, *pepgi*, *fefrgi* mit den ihr unerträglichen Lautverbindungen *cp*, *pg*, *frg* gebildet und dann erst diese Formen weiter umgewandelt habe. Und aus *fefrgi*, meint Corssen, wäre so doch höchstens *fegi* geworden, man müsste denn das zweite *f* schwinden und das *r* vor den Vocal vorspringen lassen wollen.

Das sind gewiss sehr triftige Erwägungen. Aber ich fürchte, bei dieser Art zu erwägen wird uns weder die Sprache noch irgend sonst etwas lebendiges in dem Grunde seines Daseins klar und offenbar. Müssen denn die Formen *cecpi*, *fefrgi*, wie sie in Buchstaben gefasst grausam vor uns stehen, gerade so existirt haben, damit die Ansicht welche sie hypothetisch construirt, uns glaublich werde? Muss das *r* einen salto mortale (wie man das zu nennen liebt) über das *e* hin gemacht haben, damit wir auf diesem Wege uns die fraglichen Formen erklären dürfen? Gewiss stimmt man mir bei, dass es sich nur um das Princip der Verschweigung des Wurzelvocals handelt. Entstanden daraus Formen die der Sprache unerträglich, so wusste sie sich ihrer auch sofort zu entledigen. Und waren erst derartige neue Formen vorhanden, so konnten sich andere formverwandte Verba nach der blossen Analogie ohne denselben Weg der Bildung einzuschlagen, jenen anschliessen. Existirte *cêpi* schon als noch *fefregi* bestand, so konnte letzteres sehr einfach durch Abwurf der Reduplication und

Dehnung des inneren Vocals zu *frêgi* gelangen, indem ihm dabei *cêpi* als Muster vorschwebte, freilich als ein missverstandenes Muster.

Ich zweifle also nicht, dass *cêpi* aus *cecapi* durch **cecepi* und **cecpi* entstanden ist und dehne diese Annahme auch auf unser goth. *hôf* d. i. *hâf* aus *hahaf* und die sämmtlichen Verba dieser Classe aus. Warum hier *â* zu *ô* sich färbte, in den Perf. *gâbum*, *nâmum* aber ungefärbt blieb, resp. goth. *ê* wurde, weiss ich nicht, weil man die Gesetze, nach denen diese Färbung geschieht, überhaupt noch nicht kennt. Nur dass sie im Verbum auch sonst zum Theil jünger ist als die Grundfeststellung unserer Conjugation, lässt sich erweisen.

Man erkennt auf den ersten Blick, dass im gothischen die Reduplication in allen jenen Verbis beibehalten wurde, in denen der Wurzelvocal keine Veränderung erlitten hatte. Hierin also liegt der Grund der Scheidung unserer ablautenden und reduplicirenden Conjugationen. Wenn aber dennoch *grêtan gaígrôt*, *vaian vaívô* gelten, so wird man zur Zeit des Abfalls der Reduplicationssilben von den ablautenden Perfectis ohne Zweifel *grâtan gagrât*, *vâjan vavâ* gesagt haben.

Vielleicht können wir diese Bemerkung benutzen, um die auffallende Thatsache zu erklären, dass das *â* bei der 7. Classe auch im Singular Perfecti eintrat, während wir in den Wurzeln *gab* und *nam* es nur im Plural und auch nur für den Plural eine zweckmässige Begründung fanden. Einen urarischen Accent der jenes *â* des Singulars erklären könnte, müssten wir uns erträumen. Die wirkliche Erklärung liegt in einer relativen Chronologie der deutschen Conjugation, welche im einzelnen nun wohl keiner weiteren Rechtfertigung mehr bedürfen wird.

Das älteste ist die Spaltung des *a* in *e* und *o*, dadurch wird in den Wurzeln *gab*, *nam*, *band*, *bid*, *bud* eine früher nicht vorhandene Scheidung der Vocale des Präs. und des Sing. Perf. geschaffen. Hierauf folgt die Entstehung des *â* im Plur. Perf. der Wurzeln *nam* und *gab*. Dann der allgemeine Abwurf der Reduplication, wobei denn W. *haf* und ihre Formverwandten noch unter die reduplicirenden fallen, da in ihnen die Färbung und Schwächung des *a* unterblieb. Den Grund des Unterbleibens kann wieder nur die allgemeine Untersuchung der Schicksale des kurzen *a* lehren. Eben damit hängt die Frage des Reduplicationsvocals zusammen. In welcher Periode unserer Sprachgeschichte (relativ bestimmt nach deren Hauptereignissen) erfolgen die letzten Färbungen des *a* zu *e*? Kann ihre Ursache zum Theil vielleicht in dem grösseren Gewicht der benachbarten Silbe liegen? Wir wissen es nicht.

Gleichviel aber: als der Accent nach germanischer Regel auf die erste Silbe rückte — da er offenbar nicht auf die Wurzelsilbe traf, so müssen wir annehmen, dass die Analogie der Composita hier massgebend gewesen sei — scheint er im Perfectum der Verba nach *hafjan* noch *a*, im Perf. der Verba nach *haldan*, *slâpan*, *haitan* usw. aber schon *e* als Reduplicationsvocal vorgefunden zu haben.

Dass dann *hahaf hâf* wurde und *hehald* vorläufig *hehald* blieb, hat denselben Grund, aus welchem zwar *nâmum*, nicht aber *bândum* sich bildete. Gegen die schwereren Wurzelsilben erlaubte sich die Sprache erst viel später so destructiv vorzugehen, als sie schon sparsamer mit Lauten zu werden und ihre Mittel ängstlicher zu schonen begann. Dadurch erst wandelte sich die ahd. alts. ags. und altnord. Reduplication zur Ablautähnlichkeit.

In der Zwischenzeit nach jener Wirkung des neuen Accentgesetzes und vor dieser Wandlung der Reduplication

scheint die Färbung des *â* zu *ô* in die Conjugation gedrungen zu sein.

Durch lange Zeiträume also getrennt vielleicht, liegen die drei Processe die wir betrachteten von einander ab. Aber wir zweifeln nicht: das *â* des Plur. Perf. der Wurzeln *gab*, *nam*, das *ô* des Sing. und Plur. Perf. der W. *haf* und das spätere *ê* der im goth. noch reduplicirenden Verba beruhen auf einem und demselben Vorgang.

Wiederholen wir nun die Frage: welches ist die eigentliche Natur dieses Vorganges? so brauche ich auch die Antwort nur zu wiederholen, da sie schon bei Besprechung des lateinischen *cêpi* gegeben wurde: die germanischen *â*, *ô* und *ê* des Perfects beruhen auf Verschweigung des Wurzelvocals *a* in Folge der überwiegenden Accentuation einer benachbarten Silbe.

Das Sanskrit macht uns keine Schwierigkeiten, giebt uns vielmehr eben so entscheidende Thatsachen wie das angelsächsische zur Bestätigung unserer Auffassung an die Hand. Hören wir Bopp (vergl. Gramm. 2, 488 f.): „Mehrere Sanskrit-Wurzeln mit mittlerem *a* unterdrücken vor den schweren Endungen den Wurzelvocal und zeigen Formen wie *jagmimá* (goth. *quêmum*) von *gam*. Dieser Analogie folgen im Veda-Dialekt auch die Wurzeln *pat* und *tan*, erstere in der I. Plur. Act. *paptimá* für das gewöhnliche *pêtimá*, letztere in der III. Plur. Med. *tatniré* für *têniré*.“ „Ich halte *paptimá* und *pêtimá*, *tatniré* und *têniré* für Schwesterformen, welche auf verschiedenen Wegen aus den verlorenen Urformen *papatima*, *tataniré* hervorgegangen sind“. Ich brauche nicht darauf hinzuweisen, dass jener erste Weg eben der im Germanischen eingeschlagene ist.

Was aber die ahd. einst reduplicirten Perfecta betrifft, so erinnern wir uns — und wir werden noch darauf zurück-

kommen müssen — dass im Plur. Perf. der ablautenden Wurzeln zwar das *a* ausfällt, nicht aber das *i* und *u*. Nehmen wir nun an, die überwiegende Betonung der Reduplicationssilbe habe auf die Wurzelsilbe denselben schwächenden Einfluss ausgeübt, wie bei den ablautenden Verbis die überwiegende Betonung der Flexionsendung: so müssen wir in Wörtern, wie *wôfan*, *stôzan*, *hlaufan*, *bûwan*, *haizan* die leichtesten möglichen Formen der Wurzel, also mit Reduplication *wéwof*, *stéstoz*, *héhluf*, *bébuw*, *héhiz* erwarten, deren *o* dann auch leicht zu *u* werden konnte. Dass nur von den ersten vier angenommenen Formen sich Spuren finden, keine jedoch von der fünften, zeigt, wie wenig man bei solchen Vorgängen der Verstümmelung an strenge Durchführung der Regeln denken darf, wie sehr hingegen alles auf Formübertragung und Analogie beruht. Auch bei Wörtern wie *hliuf* und *pleruz* gegenüber ihren Grundformen **hehluf* und **pepluz* liesse sich jene Corssen'sche Frage über **fefrgi* (oben S. 13) wiederholen.

Suchen wir uns aber den wirklichen Hergang vorzustellen, so wird der Process vermuthlich bei Wurzeln mit von Natur kurzem *a* wie *haldan* begonnen haben, und deren Beispiel setzte auch die übrigen Perfecta von ähnlicher Form in Bewegung. Es bildete sich die irrige Vorstellung, man könne diese zweisilbigen Perfecta einsilbig machen, wenn man mit Bewahrung der wesentlichen Elemente der Wurzel den gedehnten Reduplicationsvocal an die Stelle des Wurzelvocals setze, wofern dieser Wurzelvocal nur nicht selbst als ein wesentliches Element der Wurzel gelte: dann trat nämlich der Reduplicationsvocal nicht gedehnt an seine Stelle, sondern ungedehnt an seine Seite. Für wesentlich aber gilt in diesen Verbalformen nur der Wurzelvocal *u*. Weshalb nicht auch *i*? Vielleicht weil die Verba mit innerem *ai* in dem Wandlungsprocess

an die Reihe kamen, als die falsche Vorstellung noch nicht so ausgebildet war und die strenge Nachbildung der ersten Muster noch versucht wurde.

Wie viel würden wir wohl von der politischen Geschichte verstehen, wenn wir keine Chronologie hätten oder sie, wo sie uns in der That fehlt, nicht hypothetisch herzustellen suchten? So muss uns auch in sprachgeschichtlichen Dingen der allmälige historische Verlauf überall vorschweben, nicht die abstracte Durchführung unserer gefundenen Regeln. Wie oft wird noch gesagt werden müssen, dass menschliche Lebensvorgänge nicht wie Rechenexempel aufgelöst werden können.

2.

Es sind uns noch diejenigen Erscheinungen des Ablauts übrig, welche auf das von der indischen Grammatik sogenannte Guna zurückgeführt werden müssen.

Im Präsens *beida*, *biuda* (urspr. *baida*, *bauda*), im Singularis Perfecti *baid*, *baud* gegenüber dem Plural Perf. *bidum*, *budum* liegen diese Erscheinungen vor. In den Wurzeln mit innerem *a* findet sich nichts ähnliches. Wir dürfen also sagen: Verba, welche im Plur. Perf. ihren Wurzelvocal nicht wie **gagbum*, **nanmum*, **hahfum* auswerfen oder wie *bundum* schwächen können, bedürfen im Sing. Prät. und im Präs. der Gunirung desselben, d. h. überall dort, wo ihr Wurzelvocal ursprünglich betont war.

Sind wir also berechtigt, weil im Sing. Perf. sich die Gunaformen *ai*, *au* (*baid*, *baud*) und kurzes *a* (*gab*, *nam*, *band*) gegenüber stehen, mit der indischen Grammatik *a* für Guna an sich zu nehmen und erst *âi*, *âu* mit *â* als Vriddhi zu parallelisiren?

Ich denke nein. Vielmehr stehen *â* und *ai*, *au* ihrer lautlichen Geltung, ihrem Gewichte nach offenbar auf einer und derselben Stufe.

Längst hat es mich gewundert, dass Niemand zur Aufhellung der alten *ai* und *au* die jungen aus *î* und *û* ententstandenen herbeizog, von denen das englische und namentlich das hierin dem baierischen Dialekte folgende neuhochdeutsche so lebendiges Zeugniss ablegt*).

Es sind dies mit den althochdeutschen *ea* und *oa* aus *ê* und *ô* wohl die ältesten Diphthonge (wenn wir von Contractionen absehen), deren Entstehung sich vor unseren Augen vollzieht. Und in beiden Fällen sehen wir, dass ein langer Vocal durch die Kürze desselben Lautes mit vor- oder nachtretendem *a* ersetzt wird.

Ich fand endlich diese Vergleichung zwischen den arischen und baiwarischen *ai* und *au* bei Prof. Kuhn in einer Anzeige von Dr. Grein's Schrift über den Ablaut, Kz. 12, 143, und darf mithin hoffen, auch Kuhn's Ansicht zu präcisiren, wenn ich behaupte: *ai* und *au* sind aus den Dehnungen von *i* und *u* entsprungen, stehen dem *â* mithin völlig gleich. Und die Unterscheidung der betonten Wurzelformen von jenen unbetonten, welche ihren Vocal nicht verlieren können, wurde ursprünglich ganz einfach durch Vocaldehnung der ersteren bewerkstelligt.

Wenn aber Kuhn Grein's Erklärung des Guna eine „treffliche physiologische Erklärung“ nennt, so kann ich unmöglich beistimmen, da ich weder Physiologie noch irgend etwas Treffendes in den nachfolgenden Worten zu entdecken vermag.

*) Ich will hier auch anmerken, dass Dietrich Aussprache des gothischen S. 20 nachweist, wie im gothischen *û* vor Vocalen und Liquiden zu *au* wird: *bauan, bnauan, trauan, sauls*, und eben so in Fremdwörtern: *Nauel, Trakaunitidus*.

„Was die Steigerung der Vocale betrifft, sagt Grein (Ablaut S. 10), so sehe ich darin nichts anderes als eine Verstärkung des zur Aussprache der Vocale verwendeten Luftstroms, zu dessen freierem Ausströmen die Mundhöhle mehr erweitert wird als zur gewöhnlichen Aussprache der einfachen Vocale nöthig ist: mit anderen Worten, sie ist das Resultat dessen, was unsere Sprache sehr treffend mit dem Ausdruck „beim Sprechen den Mund recht vollnehmen“ bezeichnet und was nur bei den Silben geschieht, auf die beim Sprechen ein grösseres Gewicht gelegt wird, d. h. die mit verstärktem Accent gesprochen werden. Derjenige Vocal aber, der bei unverengter Mundhöhle durch blossen Stimmritzenton hervorgebracht wird, ist das *a*, und die Stufenleiter der einfachen Vocale von ihm aus bis zum *u* beruht auf der successiven Verengerung der Mundhöhle theils durch die Zunge, theils durch die Lippen: der reine Zungenvocal ist *i*, der reine Lippenvocal *u*. Das „Vollnehmen des Mundes beim Sprechen“ ist nun eigentlich nichts anderes, als mit der Mundstellung für *a* beginnend zu der für die Aussprache des eigentlich beabsichtigten Vocals herabzusteigen. Das Resultat hiervon ist, dass dem zu steigernden Vocal ein *a* vorklingt und mit ihm verschmilzt; dies *a* ist also keineswegs ein mechanisch eingeschobenes, am allerwenigsten aber ein aus der folgenden Silbe eingedrungenes“.

Grein's Schrift erschien 1862, Brücke's Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute datiren von 1856. Ist es zu viel verlangt von einem Philologen, der physiologische Erklärungen der Lautvorgänge versucht, dass er den zweiten bis siebenten Abschnitt, d. h. wenig mehr als 60 Seiten dieses gerade durch seine concise Form classischen Buchs, durchgelesen haben sollte? Dies, und selbst noch oberflächlichere Kenntnissnahme, hätte genügt, um sich

nicht mit so primitiven Anschauungen über die Vocalbildung und das menschliche Stimmwerk überhaupt eine so arge Blösse zu geben. Da wusste doch Theodor Jacobi (Beiträge S. 38—46) schon mehr, obwohl er zwanzig Jahre vor Dr. Grein über diese Dinge sich äusserte und daher noch beinahe ausschliesslich auf Kempelen's Untersuchungen angewiesen war.

Dr. Grein verwahrt sich, dass er die dargelegten Hergänge nur für das erste jugendlich-kräftige Alter der Sprache aufstelle. Um also — dahin lässt sich Dr. Grein's Ansicht zusammenfassen — auf ein *i* oder *u* grösseres Gewicht zu legen, erweiterte der jugendlich-kräftige Indogermane erst seine Mundhöhle, ehe er dies *i* oder *u* hervorbrachte. Wie machte es wohl der jugendlich-kräftige Indogermane, um dem *a* grösseres Gewicht zu verleihen?

Uebrigens bezweifle ich auch, dass wirklich Gunirung nur in betonten Silben eintrete. Sollen alle Wörter, deren Stamm mit *i* und *u* schliesst und welche vor vocalisch anlautenden Casussuffixen Guna des Stammausganges zeigen, ursprünglich auf *i* und *u* den Ton gehabt haben? Man erinnere sich doch an die skr. Oxytona auf *a* wie *jayá*, *stavá* von den Wurzeln *ji* und *stu*. Will man auch hier ursprüngliches *jáya*, *stáva* annehmen? Mit welchem Recht?

Leider ist es in einer so schwierigen Materie weit leichter, unrichtige Ansichten abzuwehren und zu beseitigen, als die richtige zu finden.

Dass physiologische Gründe, also Rücksichten auf die Bequemlichkeit der Articulation, die Wandlung von *ī* und *ū* zu *ai* und *au* bewirkt haben, und nicht etwa euphonische, dürfte wohl unzweifelhaft sein, wofern die Identificirung jüngerer Lautwandlungen mit jenen urältesten sich bewährt.

Anstrengungen jeder Art werden um so leichter ge-

leistet, je kürzer die Zeit ist, während welcher sie stattfinden sollen. Eine ausserordentliche Anstrengung, wenn ich es so nennen darf, ein Extrem der vocalischen Articulation, liegt in der That sowohl bei *i* als bei *u* vor, und je reiner man beide zu sprechen sucht, je reiner das *i* von jeder Beimischung und Hinneigung zum *e*, je freier das *u* von jeder Aehnlichkeit mit *o*: desto grösser, auch für uns empfindbar, ist diese Anstrengung. Wenn wir die Vocale *a*, *i* und *u* mit einander vergleichen, so finden wir bei *i* den höchsten, bei *u* den niedrigsten Stand des Zungenbeins und des Kehlkopfes, während bei *a* beide in ihrem Ruhezustande bleiben oder nur in Folge der Senkung des Unterkiefers, durch welche die weitere Oeffnung des Mundes bewirkt wird, ganz wenig unter denselben herabsinken. Ebensowenig finden bei *a* irgend welche Actionen der Lippenmuskeln statt, während bei *i* und *u* solche in verschiedenem Sinne und im höchsten Masse allerdings erfordert werden. Vergl. Merkel, Physiologie der menschlichen Sprache (physiolog. Laletik), Leipzig 1866, S. 103 u. S. 81.

Es ist klar, dass die nothwendigen Muskelactionen erleichtert werden, wenn sie nur einen Moment dauern und wenn ihnen Inactivität der betreffenden Muskeln vorhergeht. Aber die Inactivität tritt in diesem Falle ja in der Sprache als ein Ersatz, als eine Compensation der eigentlich geforderten Activität auf? Es muss eben noch etwas anderes hinzutreten.

Ich habe von dem Begriffe eines R u h e - oder I n d i f f e r e n z z u s t a n d e s der Sprachorgane bereits Gebrauch gemacht. Schon Brücke beruft sich, Grundzüge S. 39, zur Erklärung des Ueberganges von griech. ϑ zu russ. f darauf, dass zur Hervorbringung dieses Wechsels weiter nichts nöthig sei, als dass der Schärfe der oberen Schneidezähne,

deren natürliche Lage zwischen Zungenspitze und Unterlippe sei, die letztere statt der ersteren genähert werde, um mit ihr die Verengung des Mundcanals zu bilden. Es leuchtete mir sofort ein, dass auf ähnliche Weise mancher andere Lautwandel sich erklären liesse, und ich suchte nur vergeblich nach einer allseitigen genauen Bestimmung der natürlichen Lage sämmtlicher Sprachorgane.

Eine solche Bestimmung giebt Merkel, Laletik S. 37 (vergl. S. 62): Der Kehlkopf hat eine mittlere Lage am Halse — sein statischer Nullpunct. Die Kiefer sind einander fast bis zur Berührung der Zahnreihen genähert, der Mund ist geschlossen, die Zunge mässig gewölbt, ihre Spitze liegt den Schneidezähnen lose an, ihr Rücken steht von der Fläche der gesammten Gaumenwölbung um einige Linien weit ab, der Kehldeckel ist unter einem Winkel von etwa 40° zur Stimmritze gestellt, das Gaumensegel hängt herab, so dass der Weg durch die Nase der ausströmenden Luft offen steht.

Ich glaube nun, dass der Indifferenzzustand bei allen Lautwandlungen wenn nicht die Hauptrolle, so doch eine wichtige Nebenrolle spiele. Aber nicht kurzerhand dem beschriebenen physiologischen Indifferenzzustande darf man eine solche Rolle zutheilen. Der sprachliche oder active Normalstand der Organe unterscheidet sich, muss sich unterscheiden von dem physischen Ruhezustande. In dem letzteren befinden sich sämmtliche Organe in völliger Unthätigkeit: der sprachliche Normalstand ist diejenige Stellung der Organe, zu welcher sie in ihrer Activität am leichtesten und liebsten zurückkehren. Und dieser Normalstand ist für alle Sprachen, ja für jeden besonderen Dialekt einer Sprache verschieden.

Aus Merkels Laletik S. 42 entnehme ich, dass Tourtual für die semitischen Völker entsprechend ihrer Vorliebe für die gutturalen Consonanten eine stärkere Entwickelung der pars basilaris ossis occipitis und eine daraus resultirende grössere Weite und Tiefe des cavum pharyngo-nasale (Schlundnasenhöhle, durch das Gaumensegel verschliessbar, bei Merkel S. 24, fig. 11 u) nachgewiesen hat, wobei wir, fügt Merkel hinzu, immer auch annehmen können, dass die dazu gehörigen weichen oder mobilen Organe sich der vorzugsweisen Cultivirung gewisser Sprachlaute mit der Zeit adaptirt und demzufolge stärker entwickelt haben. Sollte nicht umgekehrt die auf irgendwelchen anderen Gründen beruhende stärkere Entwickelung dieser Organe die Bevorzugung gewisser Sprachlaute bewirkt haben?

Jedenfalls muss der Zusammenhang, wenn er in Wahrheit existirt, und eine grosse innere Wahrscheinlichkeit spricht unläugbar für ihn, auch innerhalb einer einzigen Nation, wie z. B. der deutschen, sich demonstriren lassen. Philologische und anatomische Beobachtungen werden sich gegenseitig die Probe ihrer Richtigkeit gewähren müssen. Wenn es z. B. nicht bezweifelt werden kann, dass das heutige österreichische Landvolk stets geneigt ist alle Vocale zu nasaliren, d. h. der ausgeathmeten Luft den Weg durch die Nase offen zu lassen, so dass also Herabhängen des Gaumensegels im österreichischen Dialekt mit zu dem sprachlichen Normalstande der Organe gehört, so würde die Bestätigung meiner Voraussetzungen darin bestehen, dass die von Merkel Anthropophonik S. 211 ff. beschriebenen Muskeln, mittelst deren die Hebung des Gaumensegels bewirkt wird, sich bei Oesterreichern schwächer entwickelt zeigen, als bei irgend einem andern deutschen Volksstamme, der seine Vocale rein articulirt.

Alle definitiven Aufschlüsse dieser Art müssen wir von

den Anatomen und Physiologen erwarten. An die Philologen darf jedoch die Forderung gestellt werden, nicht an einem wüsten Gerölle von Lautbeobachtungen sich genügen zu lassen, sondern einheitliche Gesichtspuncte aufzusuchen, unter welchen die Fülle der Erscheinungen sich vereinigen und so auf eine geringe Anzahl von Grundneigungen der Articulation zurückführen lassen. Eben diese Grundneigungen auf dem gesammten Gebiete der vocalischen und consonantischen Articulation machen das aus, was ich den sprachlichen Normalstand der Organe genannt habe.

Ich möchte den besprochenen Normalstand als den generellen oder absoluten von einem speciellen oder relativen unterscheiden, welchem letzteren die physiologische Seite sämmtlicher ganzen oder theilweisen Assimilationen anheimfällt, und für welchen die Grundfragen philologischer Untersuchung dahin formulirt werden können: welche Laute besitzen in einer Sprache oder Mundart Macht über andere Laute, die in ihre Nähe treten? auf welche Entfernung erstreckt sich diese Macht? und wie gross oder welcher Art ist dieselbe? wird sie einseitig oder gegenseitig ausgeübt? Die mehrmächtigen Laute bestimmen dann den speciellen Normalstand der Organe für jedes einzelne Wort.

Vielleicht haben psychologische Momente, welche Steinthal Zeitschrift für Völkerpsychologie Bd. 1 S. 112 ff. und schon Theod. Jacobi S. 125 („Anticipation des Ableitungs- oder Endungsvocales in der Vorstellung“) hervorhebt, für die Assimilation in der That eine gewisse Bedeutung. Damit statt *angil* gesprochen werde *engil*, muss der Vocal der Ableitung — sollte man meinen — eher in das Bewusstsein getreten sein, als der der Wurzel gesprochen wurde, mithin näher an der Schwelle des Bewusstseins liegen als der oder die ihm vorhergehenden Consonanten. Wenn aber *engil*

gesprochen wird für *angil* und nicht auch *ongul* für *angul*, so muss denn doch die verschiedene Natur des *i* und *u* sehr wesentlich mit in Betracht kommen, und zu der physischen Erleichterung, welche in der Articulation eines dem *i* näherstehenden Vocales als *a* zu liegen scheint, muss in dem Verhältniss von *u* zu *a* für altdeutsche Sprachorgane nicht die gleiche Nöthigung vorhanden gewesen sein: für altnordische jedoch allerdings wie bekannt. Und wenn man den Wohllaut Otfriedischer Verse geniesst und erwägt, welchen Antheil die ahd. vollständigen Assimilationen daran besitzen: so wird man den Einfluss bestimmter a e s t h e t i s c h e r Anschauung wohl schwerlich leugnen wollen. Aber physische Erleichterung empfindet man doch auch wieder bei der Aussprache eines Wortes, dessen verschiedene Vocalarticulationen sich um eine oder zwei vermindert haben.

Aber genug von diesen nur andeutenden Bemerkungen, kehren wir zur Erklärung des Guna zurück.

Wir dürfen vermuthen, dass der Normalstand des Vocalismus in der urarischen Periode die Organstellung für *a* gewesen ist. Das *a* ist in jener ältesten Zeit gleichsam das allgemeine Kleid der Consonanten, das ebenso leicht — bald vorn, bald rückwärts, bald beiderseits — angezogen wie abgestreift wird: vor manchen antretenden Flexionen verliert es sich ganz spurlos. M a n k ö n n t e d e m *a* a l s I n d i f f e r e n z l a u t d i e *i* u n d *u* a l s c h a r a k t e r i s t i s c h e V o c a l e e n t g e g e n s e t z e n. U n d a u f d i e s e m G e g e n s a t z e, beiläufig, b e r u h t e s, d a s s *a* i n g e w i s s e n V e r b a l f o r m e n s o l e i c h t a u s f ä l l t, *i* u n d *u* d a g e g e n d u r c h w e g b e w a h r t b l e i b e n m ü s s e n.

Nun führte im baierischen Dialekt der Weg aus dem langen Vocal in den Diphthong, so viel wir sehen, durch mehrere Mittelstufen, indem zuerst ein unbestimmter dem *a*

näher stehender Vocal neben *i* und *u* erklang, so undeutlich anfangs noch, dass man bei schriftlicher Aufzeichnung zweifeln konnte, ob die reine Articulation folgte oder voranging und (wobei auch einiger grammatischer Doctrinarismus mitwirken mochte, der die eben entstehenden Laute mit schon existirenden thöricht identificirte) im elften Jahrhundert *ie*, *uo* für *î*, *û* schrieb (vergl. zu Denkmäler Nr. 86, 4. 5. S. 507): der Vocal wurde aber bald deutlicher und erklang als *e* vor *i*, als *o* vor *u*, gleichsam als ein dem *i* und *u* assimilirtes *a*. Vermischung mit dem bestehenden *ou* trat ein, während das bisherige *ei* durch die Schreibung *ai* noch längere Zeit unterschieden blieb. Dann schwand auch diese Unterscheidung und die aus arischer Zeit herüber getragenen *ai* und *au* fielen mit den neuen baiwarischen zusammen.

Ohne Zweifel war es ein ähnlicher Process, durch welchen schon in jener Urepoche der Sprachbildung *ai* und *au* aus *î* und *û* sich entwickelten. Zur Erleichterung der anhaltenden Muskelaction, mit welcher *î* und *û* hervorgebracht wird, wurde die Dauer derselben verringert und ein unbestimmter Vocal klang vor, welcher sich zuletzt als *a* fixirte, so dass nun allmälig aus dem Normalstande erst in das Extrem der Articulation übergegangen wurde. Brücke sagt Grundz. S. 11 von dem Laute des arabischen Ain, er habe ihn oft genug im vocalischen Anlaute unserer deutschen Muttersprache gehört, theils von Personen, die in ihrer Aussprache affectirten, theils von solchen, die auf dem Katheder oder auf der Bühne durch Verhärtung des Timbre ihrer Stimme eine grössere Tragweite zu geben suchten. In eben denselben Fällen kann man den unbestimmten Vocal vernehmen, der sich unwillkürlich vor langem *i* und *u* einstellen wird. Zugleich bemerkt man, dass *i* und *u* mit höherem Tone gesprochen werden, als der ihnen vorlautende Vocal. Die Hervorbringung des an sich einfachen Lautes würde in

Noten gesetzt eine Ligatur zweier aufsteigender Töne vorstellen. Der unbestimmte Vocal ist gleichsam ein Anlauf um die Höhe leichter zu erklimmen.

Wenn wir nun auch die ahd. *ea* und *oa* (s. o. S. 19) in unsere Betrachtung einbeziehen wollen, so gehen wir am besten von Brücke's Vocaltafel aus (Grundz. S. 23). Sie hat folgende Gestalt:

$$
\begin{array}{ccccccccc}
 & & & & a & & & & \\
 & & & a^e & & a^o & & & \\
 & & e^a & & a^{oe} & & o^a & & \\
 & e & & e^o & & o^e & & o & \\
i & & i^u & & & & u^i & & u
\end{array}
$$

Die Zeichen sind für sich klar, es kommt darauf an, den altdeutschen Vocalen ihre richtige Stelle in dieser Pyramide zu ermitteln. Man kennt die ahd. und mhd. Scheidung von *e* und *ë*, dieses denke ich entspricht Brücke's *e*, jenes dem e^a. Den Laut a^e besitzt das englische in *man*, *hat*, das ungarische in *fekete*. Vielleicht war es gerade dieser Laut, den das ahd. z. B. in den reduplicirten Perfectis producirte und dann diphthongisirte. Wenigstens ist für das entsprechende ahd. *ô* die Aussprache des Brückeschen a^o darum die wahrscheinlichste, weil der Laut ein langes *â* vertritt. Vermuthlich wollte also das ahd. sich dieser ihm sonst nicht geläufigen Laute entledigen, indem es ihre Hervorbringung auf kürzere Dauer beschränkte und ihnen einen unbestimmten Vocal nachfolgen liess, an dessen Niedersetzung als *a* sich dann weitere Wandelungen, zuletzt bis zu *ie* und *uo*, endlich *î* und *û* knüpften.

In allen den Fällen, in denen wir den unbestimmten Vocal zu *a* werden sahen, steht diesem Vorgange allgemeine Normalität des *a* zur Seite. Die Beliebtheit des *a* in den baierischen Flexionen des elften und nicht erst

des elften Jahrhunderts ist bekannt. Von dem *a* der arischon Ursprache war schon die Rede. Und was das ahd. anlangt, so genügt es gegenüber der gothischen Neigung zu den vocalischen Extremen (welche die Ueberzahl der *i* und *u* bewirkt und *â* zu *ê* und bis zu *i*, *ô* bis zu *u* hindrängt) auf die ahd. „Brechungen" durch *a* zu verweisen, und auf die der samnitischen ähnliche (Kirchhoff Kz. 1, 39) und auch dem slavischen nicht fremde (Miklosich vergl. Gramm. 1, 91) ahd. Einfügung des *a* zwischen gewissen Consonanten.

So viel weiss ich über die Entstehung des *ai* und *au* für jetzt vorzubringen, ich bilde mir nicht ein, die wichtige Frage hiermit erledigt, sondern ich hoffe sie nur auf das Gebiet hinübergespielt zu haben, auf welchem sie ihre definitive Erledigung dereinst finden kann.

Eine solche definitive Erledigung wird aber nur Derjenige uns geboten haben, der auch den Grund anzugeben weiss, weshalb im achten Jahrhundert (in der Zeit, zu welcher überhaupt Jacobi's Nachweis zufolge der Vocalismus seinen specifisch ahd. Charakter annahm) sich die ahd. neuen Diphthonge *ea* und *oa* bilden, welche der gothischen und niederdeutschen Neigung zur Monophthongirung so eigenthümlich gegenüber stehen; weshalb im elften Jahrhundert nur im baierischen Gebiete, nicht aber auch im alemannischen z. B., die *î* und *û* sich auflösen; und wie das am Ahd. und Baierischen gelernte vielleicht auch auf das Urarische Anwendung finde.

Ich meinerseits will nur einige Worte noch beifügen über den Begriff der Diphthonge.

„Geht man aus der Stellung für einen Vocal in die für einen anderen über, sagt Brücke Grundz. S. 27, und lässt während der Bewegung und nur während derselben die

Stimme lauten, so entsteht keiner der beiden Vocale, sondern ein neuer Laut, ein Diphthong“.

Für die Aussprache unseres heutigen *ei*, *au*, *eu* ist Brücke's Definition wohl unzweifelhaft richtig, und Merkel's Einwendungen (Laletik S. 123 f.) scheinen mir von geringem Belang. Aber auf alle Diphthonge aller Sprachen kann sie gewiss keine Anwendung finden. Muss nicht skr. *âi*, *âu* mit längerem Verweilen auf dem ersten Vocale gesprochen worden sein? Reden für das ahd. nicht deutlicher als alles die Schreibungen *hohubit*, *stehic*, die Zeilenabtheilungen *ghe* | *ist*, *arslu* | *oc* und ähnliche (Jacobi S. 123)? Und wenn daraus Gleichberechtigung beider Elemente zu folgen scheint, so belehrt uns bald der Wechsel von *uo* und *ua*, von *ia* und *ie* über die Präponderanz des ersten Vocals auch in hochdeutschen Diphthongen. Ags. *â* für *ai*, altsächs. *ê* für *ai*, *ô* für *au* beruhen gleichfalls hauptsächlich darauf. Daneben ist Uebergewicht des zweiten Vocals ebenso denkbar: altnord. *ja*, *jö*, *jú*, *jó* gewähren dafür germanische Belege*).

Wirkliches Absetzen der Stimme zwischen dem ersten Vocal und dem zweiten wird jedoch auch durch das schlechte Schreibergehör, dem wir jene *hohubit*, *stehic* verdanken, entfernt nicht glaublich. Finden wir doch in Gl. Reich. B (Diutiska 1,497) *arprahastun* für *arprâstun* geschrieben.

Sollten wir unsere Resultate über den Ablaut in einen Satz zusammendrängen, so wäre es der: Der Unterschied starker und schwacher Wurzelformen wird bei *a*-Wurzeln durch Ausfall des Wurzelvocals in

*) Nach Brücke's neueren Bestimmungen (Methode der phonetischen Transscription S. 266 f.) könnte man diese germanischen Diphthonge mit Präponderanz des einen Vocales auch Halbdiphthonge nennen, während seine obige Definition den eigentlichen Diphthongen zufällt: vergl. auch Kempelen S. 218 f.; Jacobi S. 42.

den schwachen, bei *i*- und *u*-Wurzeln durch Dehnung (respective Gunirung) des Wurzelvocals in den starken hervorgehoben.

Für stark oder schwer gilt die Wurzelform im Infinitiv, im Indicativ, Conjunctiv, Imperativ und Participium Präsentis und im Singularis des Indicativs Perfecti, ohne dass damit über den Accent der *a*-Wurzeln — ob derselbe nemlich auf der Wurzel- oder auf der Ableitungssilbe (dem sogenannten Bindevocale) ruhe — das geringste präjudicirt sei. Für schwach oder leicht gilt die Wurzelform im Plural des Indicativs und im ganzen Conjunctiv Perfecti sowie im Participium Perfecti Passivi, worin überall der Ton auf der Flexions- oder Ableitungssilbe ruht. Dabei ist jedoch zu bemerken, dass im Particip ohne Zweifel in Folge der mangelnden Reduplication, und in allen schwachen Formen der Wurzeln mit schliessender Doppelconsonanz aus Gründen der Sprechbarkeit, — der Wurzelvocal *a* nicht ausfiel, sondern durch eine seiner Färbungen *e* oder *o* ersetzt wurde. Wenn *o* hauptsächlich vor Liquiden eintrat, so liegt hierin ein beachtenswerther Wink, der auch z. B. durch *lûkan* (für *loukan*, nicht *liukan*, um des *l* willen?) und *trudan* (um des *r* willen?) bekräftigt zu werden scheint.

Müssen aber diese *e* und *o* im Particip ohne Zweifel als schwächere und leichtere Ersätze des *a* betrachtet werden, so ist dies doch nicht ihre ausschliessliche Function. Vielmehr hat die Sprache, die durch ihr ganzes Gebiet hin theilweise eingetretene Spaltung des *a* in *e* und *o* als Mittel der Tempusunterscheidung benutzt, indem sie *e* und *o* (resp. *u*: *trudan*) dem Präsens und dem Infinitiv zutheilt, das reine *a* aber dem Singularis Perfecti vorbehält.

Hieran nun schliesst sich die oben S. 15 aufgestellte Chronologie der deutschen Conjugation.

GRIMM'S GESETZ.

1. Physiologische Grundlagen. Allgemeine Vorbemerkungen: unbillige Anforderungen an die Physiologie; für Arbeitsvereinigung. Die Lautphysiologie und das Problem des Ursprungs der Sprache; die Wurzeln als Composita der Laute; die Lauthervorbringung als Nachbildung des Gegenstandes; voreilige Lösungen des Problems. Die Lautverschiebung und Rudolf von Raumer. — Unterschiede der Consonanten: nach der physikalischen Beschaffenheit; den Articulationsgebieten; dem Zustande des Kehlkopfes. Einreihung der neuhochdeutschen Consonanten. Specialisirung der Articulationsstellen. — Die Sanskrit-Aspiraten. Brücke's frühere Ansicht. Seine jetzige: die altindische Aussprache von der modernen verschieden; die skr. Tenuis aspirata, die skr. und arische Media aspirata als Tenuis und Media affricata; deren Articulationsstellen. Raumers Ansicht. Genaueres über die heutige Ausprache. Lautphotographie. — Merkel und Brücke: Unsystematik und Unphysiologie; die skr. Palatalen und litt. weichen Gutturalen; Merkel's „Naturgesetze" der Verschlusslaute; das Blas- und Hauchgeräusch: f^1 und *h*. — Tenuis und Media. Genaueres über ihre Unterschiede: Tenuis mit Kehlkopfverschluss, geflüsterte Media, obersächsiche Tenuis-Media, neudeutsche Tenuis aspirata. — 2. Die Lautverschiebung. Historische Gesetze. Methode wechselseitiger Erhellung. – Die hochdeutsche Verschiebung der germanischen Tenuis: *ph, ch, th* im Isidor zur Bezeichnung der unverschobenen Tenuis mit Kehlkopfverschluss; Einfluss der Liquiden und Spiranten auf Beibehaltung des Verschlusses bei der Verschiebung; Consonantumlaut. — Die Verschiebung der germanischen Spirans: *f* und *h* zurückgeblieben; eine unbeantwortete Frage über die Lingualspirans: *f* und *h* tönend und sporadisch ver-

schoben. *Dh* Spirans und Media affricata; *dh* durch Assimilation *d* und hochdeutsch *t*; die reindentale als die ursprünglich normale germanische Lingualarticulation. — Die germanische Media zunächst zur hochd. geflüsterten Media verschoben. Weinhold und Raumer über die angebliche Conservirung der labialen und gutturalen Media im Hochdeutschen. — Geschichte der hochdeutschen Verschiebung: Selbständigkeit der drei Vorgänge; Chronologie; Beginn im Inlaut zwischen Vocalen. — Die germanische Verschiebung: Uebertragung der bisherigen Resultate auf die identischen germanischen Vorgänge; die Hauptausnahme erklärt; über *f* und *hv*. Die Lautverschiebung als Erleichterung der Consonantenbildung. Meinungen der Vorgänger: Max Müller; Raumer. — Gefahr der Vermischung von tönender und geflüsterter Media: durch die Allitteration abgewendet, welche die geflüsterte Media zur Tenuis treibt.

1.

Bei der Lautverschiebung kommt es mir wie im vorhergehenden nicht sowohl auf Erschöpfung des reichen und dankbaren Stoffes, als auf Geltendmachung einiger allgemeinerer Gesichtspuncte an. Hier wie dort kann ich mir und dem Leser die Herbeiziehung der Physiologie nicht ersparen.

Sollte es mir nicht gelungen sein, mir die Lehren Brücke's soweit anzueignen, als zu ihrer fehlerlosen Handhabung nöthig wäre, so bitte ich lediglich mir die Schuld aufzubürden und nicht Argumente gegen die ernsthafte philologische Verwerthung der physiologischen Entdeckungen aus dem etwaigen Fehlschlagen abzuleiten. Man hat den Wunsch ausgesprochen, die Physiologen möchten die in der Sprachgeschichte vorkommenden Lautübergänge erläutern. So willkommen eine derartige Erläuterung von physiologischer Seite wäre, ich glaube nicht, dass wir ein Recht haben darauf zu warten. Und glücklicherweise haben wir es auch nicht nöthig.

Es handle sich z. B. um den Uebergang von *d* in *l*. Wenn der Physiologe uns gelehrt hat, wie das *d* und *l* gebildet werden, was kann er denn zur „Erläuterung“ des Ueberganges noch viel anderes thun, als uns verweisen auf das, was wir durch ihn schon wissen? Zunächst dass es sich um tönendes *l* handeln müsse, weil *d* ein tönender Laut ist, wird er constatiren: können wir das nicht selbst? Und wenn uns gesagt ist, dass beim *l* wie beim *d* und *t* die vordere Zunge mit Zähnen oder Gaumen vollständigen Verschluss bilde, nur dass beim *l* „neben den hinteren Backenzähnen jederzeit eine Oeffnung gelassen wird, so dass sich der Luftstrom auf der Zunge theilt und durch die besagten Oeffnungen hindurch an der Innenfläche der Backen entlang zur Mundöffnung strömt“ (Brücke Grundz. S. 41) — können wir uns das weitere nicht selbst sagen, dies nämlich, dass der Uebergang eben in der Herstellung der geschilderten eigenthümlichen Unvollkommenheit des Verschlusses anstatt des vollkommenen bestehe? Und wenn wir gerne genauer wissen möchten, welche Muskelactionen an die Stelle welcher Muskelactionen treten, werden wir nicht auch hierüber hinlänglich unterrichtet sein, wenn uns die zur Bildung jenes vollkommnen und dieses unvollkommnen Verschlusses nöthigen Muskelactionen gleichmässig bekannt sind?

So reducirt sich die Aufgabe des Physiologen zunächst immer nur auf genaueste Schilderung des einzelnen Lautes. Denn was die letzten Motive solcher Uebergänge betrifft, so dürfte die Physiologie bis jetzt so wenig zu völlig genügenden Antworten gerüstet sein, wie die Linguistik, und wären sie auch beide gerüstet, erhebt sich nicht in jedem einzelnen Falle die Hauptfrage, wem von ihnen beiden das Recht der Antwort gebühre? Vielleicht beiden? Vielleicht keiner von beiden? Ich erlaubte mir schon oben S. 25 f.

auf die Verschiedenartigkeit der möglichen Motive hinzuweisen, und noch andere sind denkbar. Welcher Einfluss z. B. lässt sich auch in phonetischen Dingen vermuthen, wenn eine Nation oder ein Bruchtheil der Nation bemüht ist, sich die erworbenen Culturschätze einer fremden anzueignen! Nicht dass ich auf einen derartigen Einfluss hier schon bestimmt hinweisen möchte, es kommt vorderhand nur auf mögliche Gesichtspuncte der Forschung an. Ein ferneres Motiv macht z. B. Brücke Grundz. S. 46 geltend, um den Uebergang der auslautenden Media zur Tenuis nach Resonanten (*m n*) zu erklären: das Streben nach Vernehmbarkeit gegenüber physischen Hindernissen.

Reine Arbeitstheilung ist am wenigsten auf den Grenzgebieten der Wissenschaft zulässig, und führt nur dazu, dass gerade die tiefsten Fragen unbeantwortet bleiben. Denn alle Untersuchung der letzten Ursprünge liegt auf diesen Grenzen, und das Princip der Arbeitsvereinigung bildet hier wie in der ökonomischen Welt die nothwendige und unerlässliche Ergänzung der Arbeitstheilung. Die sogenannte Besonnenheit kann unter Umständen zur Geistlosigkeit oder Feigheit werden. Wenn irgendwo, so gilt hier das grosse Wort Jacob Grimm's: man muss auch den Muth des Fehlens haben.

Wenn nicht alles trügt, so wird die Physiologie nicht blos in der Lautgeschichte, sondern auch zur Lösung des grossen Problems des Ursprungs der Sprache dereinst ein bedeutendes Wort mitzureden haben. Philosophische Erörterungen über den Ursprung der Sprache haben ungefähr den Werth, welcher den Untersuchungen über den Begriff der Kraft oder des Atoms in der Naturwissenschaft zukommt: einen sehr hohen Werth mithin und die äusserste Wichtig-

keit für die Linguistik. Aber die vollständige empirische Lösung des Problems besteht in dem Nachweise der ursprünglichen Bedeutung aller einfachsten Elemente sämmtlicher Sprachen der Erde und in dem ferneren Nachweise wie diese Elemente zu ihrer Bedeutung kamen.

Ob wir jemals zu der vollständigen Induction gelangen werden? Wir dürfen es billig bezweifeln. Aber was liegt auch daran? Der geführte Nachweis des Ursprungs der arischen Grundsprache würde uns vorläufig mehr als genügen. Mehr als genügen, weil es in diesem Augenblicke sicherlich noch als Ketzerei gilt, entfernt auch nur daran zu denken einen solchen Nachweis in einer nahen Zukunft irgend einem Linguisten ernstlich zuzumuthen. Und doch, wenn Pott's neues Wurzelwörterbuch der indogermanischen Sprachen erschienen sein wird, ja wenn nur drei Viertheile sämmtlicher arischer Wurzeln in ihren Urgestalten d. h. so, dass alle Verstümmelungen erkannt sind, welche ihr Anlaut erlitten hat, uns vorliegen; und wenn nur einigermassen gesichert ihre Grundbedeutungen sich uns erschlossen haben: wird es dann mehr bedürfen als einer von Willkür freien und an den ältesten Poesien der Völker geschulten Nachempfindung und Phantasie, um jene einfachsten Wurzelgestalten als Composita der einfachen und untheilbaren Laute, als Aggregate der Sprachatome, zu betrachten und aus den Bedeutungen der Composita die überall gleichen Bedeutungen der Compositionsglieder zu erschliessen? Die überall gleiche Bedeutung ist freilich eine lebendige Vorstellung mit bald weiterem bald engerem Umfang, aber doch mit Einer Grundanschauung für deren verzweigte Uebertragungen ohne allen Zweifel die reichsten Analogien der lebendigen und litterarisch gewordenen Sprachen dem der sie suchen mag, auf's willigste sich darbieten werden.

Alles Suchen und Finden geht aber von einem Ahnen und Rathen aus, von der hypothetischen Verallgemeinerung eines oder weniger Aperçus. Und es gehört weder grosse Kühnheit noch sonderlicher Scharfsinn dazu, um Zusammenhang zwischen der Art und Weise der Hervorbringung der Laute und dem was sie bezeichnen zu vermuthen, um die bestimmte geschaute oder empfundene Stellung der Sprechwerkzeuge als die älteste Vorstellung zu betrachten, von welcher die Entwickelung der Bedeutungen ihren Anfang nahm.

Es ist hier der Ort und die Gelegenheit nicht, diesen Gedanken, den die Betrachtung mehrerer aus nur einem Consonanten bestehender Wurzeln eingiebt, näher auszuführen.

Gewiss war es voreilig, wenn Heyse (System der Sprachwissenschaft §§. 31. 46) den Zusammenhang der Empfindung mit den Vocalen, ohne auf grössere Reihen von ursprünglichen Wurzeln sich zu stützen, erörtern wollte und eine Charakteristik der Consonanten versuchte. Gewiss war auch die lettische Sprache nicht der geeignete Ausgangspunct zu Betrachtungen wie sie Pastor Bielenstein (die lettische Sprache S. 248 f.) unternahm. Und wenn Professor Merkel durchweg die psychologische Bedeutung der Laute, wie er sich ausdrückt, in den Kreis seiner Laletik einbezieht und dabei auch verhältnissmässig junge Vocale in diesem Sinne deutet, z. B. das *ä* für den Ausdruck der Leidenschaft geeignet findet, dem *ö* die Bezeichnung „naturwidriger Gefühle, Stimmungen und Ausdrücke“ vindicirt, das *ü* mit der Widergabe solcher Zustände betraut, „wo die freie, rege Naturthätigkeit auf einen tiefen Grad gesunken ist“: so kann man sicherlich nicht behaupten, dass er sich durch solche Bemerkungen um die Enthüllung des Ursprungs der Sprache verdient gemacht habe. Aber

mit dem Lächeln mitleidiger Verachtung darauf herabzusehen hat Niemand ein Recht. Und auch hier gilt die Bemerkung, dass wer derartige Probleme falsch löst, hundertmal höher steht, als wer sich um ihre Lösung niemals bemüht hat.

Doch es wird endlich Zeit, unserem Gegenstande selbst uns zu nähern.

Mit Bedauern lese ich in der Vorrede zu Merkel's Laletik die Aeusserungen über Jacob Grimm's Abneigung gegen die physiologische Lautbetrachtung, an welche der Verfasser die Frage knüpft: „Wenn aber der Meister solches that, war es dann anders zu erwarten, als dass die Schüler in demselben Irrthum verblieben und von den Versuchen welche Physiologen von Fach machten, um das Gebiet der Lautlehre mit der Fackel der Wissenschaft zu erhellen, nichts wissen wollten?“

Hat Professor Merkel niemals den Namen Rudolf von Raumer's nennen gehört? Dieser „Schüler“ Jacob Grimm's wenigstens hat schon im Jahre 1837 die Nothwendigkeit physiologischer Erwägungen in der Lautlehre nicht blos betont, sondern auch für eine wichtigste Erscheinung deutscher Lautgeschichte daraus Vortheil gezogen. Einen anderen, Theodor Jacobi, haben wir ebenfalls bereits auf physiologischem Wege gesehen.

Jacob Grimm verschmähte es nicht, aus Raumer's Schrift „über die Aspiration und die Lautverschiebung“ (in den gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften S. 1—104 wieder abgedruckt) nicht blos das Hauptresultat anzunehmen, sondern auch das Bild von den drei Wagen, die sich unmittelbar folgen, ohne einander zu erreichen, in der Geschichte der deutschen Sprache S. 393 (vergl. Raumer a. O. S. 88) zu entlehnen. Ebenso haben bei den übrigen

Fachgenossen Raumer's Hauptsätze, so viel ich weiss, ungetheilten Beifall und ausnahmslose Billigung erfahren.

Wenn ich gleichwohl seinen Ansichten in einigen Puncten wesentlich abweichende Meinungen entgegenstellen zu müssen glaube, so wird Raumer's grundlegende Schrift dadurch in ihrem Werthe nicht beeinträchtigt. Immer wird ihr das grosse Verdienst bleiben, der Phonologie die physiologische Bahn gebrochen zu haben, und wenn es gelingen sollte, mit Brücke's „Grundzügen" in der Hand Raumer's Aufstellungen hier und dort zu berichtigen, so erforderte das nur geringe Mühe und Kunst.

Leider haben Raumer's Bestrebungen von philologischer Seite sehr wenig Nachfolge gefunden. Selten findet man einen Philologen, der auf physiologische Erörterungen gerne einginge, die er vielleicht vorzieht unter der Rubrik „überflüssige Subtilitäten" ein für allemal bei Seite zu stecken und sich vom Halse zu schaffen. Daher kann man selbst die elementarsten Dinge nicht als bekannt voraussetzen, und nicht einmal Brücke's Werk, das für den Phonologen einem Evangelium gleichkommen müsste, befindet sich in Aller Händen. So bleibt auch mir nichts übrig, als — möglichst mit Brücke's eigenen Worten — auf die Grundbegriffe zurückzugreifen und daran erst die Darlegung meiner Ansichten zu schliessen.

Der Unterschied der Consonanten von den Vocalen besteht darin, dass bei jenen im Mundcanale entweder irgendwo ein Verschluss vorhanden ist, oder eine Enge, welche zu einem deutlich vernehmbaren, selbständigen, vom Tone der Stimme unabhängigen Geräusche Veranlassung gibt, — während bei den Vocalen keines von beiden der Fall ist.

Je nachdem nun Verschluss oder Enge gebildet wird, je nachdem im letzteren Falle das Consonantengeräusch

durch Reibung oder Vibration entsteht, je nachdem endlich die Luft durch die Nase entweichen kann oder nicht — ergeben sich viererlei physikalische Bedingungen, unter welchen Consonanten entstehen:

1. Der Weg durch die Nase ist der Luft abgeschnitten, und auch der Mundcanal ist irgendwo gesperrt. Dies sind die sogenannten Mutae, die Tenues sowohl als die Mediae. Bei ihnen ist also die Luft eingesperrt und tritt, sobald der Verschluss im Mundcanal geöffnet wird, mit stärkerem oder schwächerem Geräusche hervor, weshalb diese Laute auch den Namen Explosivae führen. Chladni nennt sie passend Verschlusslaute.

2. Der Luft ist der Weg durch die Nasenhöhle abgesperrt und der Mund ist an irgend einer Stelle so verengt, dass die ausströmende Luft an den der Enge benachbarten Theilen ein Reibungsgeräusch hervorbringt. Wollen wir einen traditionellen Namen auf diese Laute anwenden, so kann es nur der der Spiranten sein.

An die Reibungsgeräusche schliessen sich die *l*-Laute. Sie haben das mit ihnen gemein, dass sie einfach durch Herstellung einer Enge im Mundcanal gebildet werden, aber sie unterscheiden sich dadurch von ihnen, dass die Enge nicht in der Mittelebene des Mundcanals liegt, sondern zu beiden Seiten zwischen dem Zungenrande und den Backenzähnen, so dass die durch sie ausströmende Luft an der Innenseite der Backen entlang und so zum Munde hinaus streicht.

3. Der Luft ist der Weg durch die Nase verschlossen und im Verlauf oder am Ende des Mundcanals ist irgend ein Theil so gestellt, dass er durch den Luftstrom in Vibrationen versetzt wird und dadurch ein Geräusch entsteht: dies sind die *r*-Laute oder, wie sie Chladni passend nennt, die Zitterlaute.

4. Der Weg durch die Nase steht der Luft offen, aber der durch den Mundcanal ist ihr versperrt. Diese Laute nennt Brücke Resonanten, während man sie gewöhnlich als Nasale zu bezeichnen pflegt. Ich behalte den von Brücke gewählten Namen bei, um die mit Resonanten versehenen Silben von den nasalirten d. h. nasalirte Vocale enthaltenden zu unterscheiden. Die Nasalirung oder der Nasenton wird durch Oeffnung des Nasenweges bewirkt, während bei den reinen Vocalen alle Luft durch den Mundcanal ausströmt. Der Nasenton ist der indische Anusvara, ich bezeichne ihn überall, auch im Littauischen und Slavischen, mit Bopp durch *ṅ*, so dass also bei streng phonetischer Schreibung auch im Gothischen vermuthlich *faṅhan*, *haṅhan* zu setzen wäre.

Unter diese vier Rubriken können sämmtliche einfache Consonanten, wozu Brücke jedoch den blossen Hauch, das h, nicht rechnet (hierüber unten näheres), eingeordnet werden.

Jede dieser Rubriken aber zerfällt wiederum in drei Abtheilungen, je nachdem die Unterlippe mit der Oberlippe oder den oberen Schneidezähnen — der vordere Theil der Zunge mit den Zähnen oder dem Gaumen — die Mitte oder der hintere Theil der Zunge mit dem Gaumen Verschluss oder Enge bildet. Es sind dies, wie man sieht, die exacteren Bezeichnungen für die labiale, die linguale und die sogenannte gutturale Articulation.

Zu der Eintheilung nach den Articulationsbedingungen und den Articulationsgebieten gesellt sich eine dritte, je nachdem bei Hervorbringung der consonantischen Laute die Stimmritze zum Tönen verengt ist oder nicht — in tönende und tonlose.

Die Resonanten sind immer tönend, *r* und *l* können sowohl tönend als tonlos gebildet werden: aber bei den Verschlusslauten gründet sich darauf die Unterscheidung der

Tenues und Mediae, der sogenannten harten und weichen Mutae, und bei den Reibungsgeräuschen die der harten und weichen oder scharfen und gelinden Spiranten. Tonlos sind je die „harten“, tönend die „weichen“ Laute.

Reihen wir unsere neuhochdeutschen Laute in die Kategorien, welche sich dergestalt ergeben, so bekommen wir Tenues *p*, *t*, *k*; Mediae *b*, *d*, *g*; harte Spiranten *f*, scharfes *s*, *ch*; weiche Spiranten *w*, weiches *s* (französ. *z*), *j*. Oder nach den Articulationsgebieten: Labiales *p*, *b*, *f*, *w*; Linguales *t*, *d*, scharfes *s*, weiches *s*; Gutturales *k*, *g*, *ch*, *j*.

Mit einer solchen Einreihung bekannter und naheliegender Laute ist nun freilich die Aufgabe der Classification entfernt nicht erschöpft. Nicht blos fehlen hier manche Laute anderer Sprachen, welche das neuhochdeutsche nicht besitzt, wie z. B. das englische *th*; sondern auch innerhalb unserer eigenen Lautwelt sind die feineren Unterschiede nicht hervorgehoben: so schliesst z. B. bei unserem *p* und *b* die Unterlippe gegen die Oberlippe, bei *f* und *w* nähert sie sich den oberen Schneidezähnen; unser *ch* in *Sichel* wird weiter vorne am Gaumen, als unser *ch* in *Sache* gebildet, unser *j* dagegen stets am vordern Gaumen, usw.

Indem nun Brücke auch diese feineren Unterschiede auffasst und innerhalb der drei Articulationsgebiete noch alle besonderen Articulationsstellen zu bestimmen sucht, gelangt er erst zu einer Classification, welche sämmtliche überhaupt mögliche Consonanten umfasst. Er unterscheidet die verschiedenen Bildungsweisen des *p*, *t*, *k* usw. durch Ziffern, die er den Buchstabenzeichen beifügt.

Es sind dies aber die folgenden.

Innerhalb des labialen Gebietes. Bei p^1 b^1 f^1 w^1 wird Verschluss und Enge zwischen der Unterlippe und der Oberlippe (labio-labial oder reinlabial), bei p^2 b^2 f^2 w^2 zwi-

schen der Unterlippe und den oberen Schneidezähnen (labio-dental) gebildet. Das *w*[1] sprechen wir in der Verbindung *qu*: *Quelle*, *Quirl*.

Innerhalb des lingualen Gebietes. Bei dem alveolaren t^1 d^1 s^1 z^1 (mit *z* bezeichnet Brücke das weiche *s* und überhaupt das tönende Reibungsgeräusch dieser Classe) wird Verschluss und Enge zwischen dem vorderen Theil der Zunge und dem hinteren Zahnfleisch der oberen Schneidezähne; bei dem cerebralen t^2 d^2 s^2 z^2 zwischen der vorderen Zunge und dem höchsten Theile des Gaumengewölbes; bei dem dorsalen t^3 d^3 s^3 z^3 zwischen dem vordern convex gemachten Theile des Zungenrückens und dem vorderen Gaumen bei nach abwärts gebogener und gegen die unteren Schneidezähne gestemmter Zungenspitze; bei dem dentalen t^4 d^4 s^4 z^4 zwischen der Zunge und den Zähnen (nicht auch mit dem Gaumen) gebildet. Die dentalen Spiranten s^4 und z^4 sind das harte und weiche *th* des englischen.

Innerhalb des gutturalen Gebietes. Bei dem vorderen k^1 g^1 χ^1 y^1 wird Verschluss und Enge zwischen dem Zungenrücken und dem mittleren Theile des harten Gaumens*); bei dem hinteren k^2 g^2 χ^2 y^2 zwischen dem Zungenrücken und dem hinteren Theil des harten Gaumens gebildet. Hier ist χ^1 unser *ch* in *Sichel*, χ^2 unser *ch* in *Sache*, y^1 unser *j*, so dass es mithin vollkommen berechtigt war, wenn Rudolf von Raumer sein *jj* (*ch* in *Sichel*) und *j* (*j* in *ja*) als harten

*) „Man fühlt die Grenze zwischen hartem und weichem Gaumen leicht, wenn man mit dem Zeigefinger, die Nagelseite nach abwärts gewendet, am Gaumen entlang und gegen den Rachen hin gleitet. Wenn man auf diese Weise die ersten Fingerglieder in den Mund gebracht hat und dann auch das dritte hineinschiebt, so fühlt man, wie der Widerstand des Knochens unter dem Finger plötzlich schwindet und derselbe nun gegen einen weichen nachgiebigen Körper, den weichen Gaumen oder das Gaumensegel angedrückt wird". Brücke S. 44.

und weichen Laut in eine Reihe ordnete*). Und wenn Brücke sein y^2 im plattdeutschen z. B. in *lög'* (Lüge) findet, so hat auch Raumer ein weiches *hh* „z. B. in *ich mahh* (volo) = *mag* provinziell“ neben dem harten *ch* in *Sache*. Vergl. Raumer Sprachwissenschaftliche Schriften S. 22 f. Noch muss ich erwähnen, dass Brücke ausser den angeführten auch ein hinterstes k^3 kennt, das Qaf der Araber, bei welchem der Zungenrücken mit dem weichen Gaumen Verschluss bildet, vergl. Brücke über eine neue Methode der phonetischen Transscription (Philol. hist. Sitzungsberichte der Wiener Akademie Bd. 41) S. 18.

So weit Brücke's System der einfachen Consonanten. Was er im Verfolg über die zusammengesetzten Consonanten (unser *sch* und der entsprechende tönende Laut, das französische *j*, sind solche) und die mouillirten Laute bemerkt, braucht uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Dagegen führt uns seine Ansicht über die Aspiration unmittelbar auf den Gegenstand dieser Betrachtungen.

Es scheint mir die erste und dringendste Pflicht einer jeden lautgeschichtlichen Untersuchung, falls sie nicht zu einer blos buchstabengeschichtlichen herabsinken will, die historisch gegebenen Laute auf ihre richtige Stelle in Brücke's System zurückzuführen. In diesem Sinne las ich Brücke's „Grundzüge“, und so wurden die Hauptsätze, welche ich

*) Uebrigens schon Kempelen (Mechanismus der menschlichen Sprache S. 209): „Man kann das *j* auch so betrachten, als wenn es ein blosses *ch* wäre, bei dem die Stimme mittönt. Das *ch*, wie es in dem Worte *ich* lautet, hat ganz die nämliche Lage wie das *j*, nur ist dabei der Unterschied, dass *ch* mit dem blossen stimmlosen Wind hervorgebracht wird, bei dem *j* dagegen die Stimme mittönt“. Vergl. S. 282 die Unterscheidung zwischen einem höheren *ch* nach *e* und *i* und einem tieferen nach *a*, *o* und *u*.

mich im Folgenden zu erweisen bemühe, die erste Frucht meiner Bekanntschaft mit diesem Werke.

Nur in Einem Puncte fühlte ich mich gedrungen, von den Aufstellungen Brücke's abzuweichen: in Bezug auf die Beurtheilung der Mediae aspiratae (*gh jh ḍh dh bh*), welche er sowie sie die Sanskritgrammatik statuirt, für die den fünf Medien entsprechenden tönenden Reibungsgeräusche hält (S. 85). Eine eigentliche aspirirte Media erklärt er (S. 59. 84) für durchaus unmöglich.

Aspiration der Tenuis im physiologischen Sinne entsteht, wenn wir nach Durchbrechung des Verschlusses nicht unmittelbar die Stimmritze zum Tönen verengen, sondern damit zögern, so dass eine kurze Weile der Athem frei durch die offene Stimmritze zum offenen Mundcanal hinausfliesst und erst dann die Stimme einsetzt. Da nun bei der Media die Stimmritze bei der Explosion zum Tönen verengt ist, so, schliesst Brücke, muss ihr immer erst ein Vocal angehängt werden, ehe das *h* folgen kann bei dem die Stimmritze weit offen ist. Versuchen wir z. B. die skr. Consonantverbindung *ghn* als *g, h, n* zu sprechen, so hänge sich sowohl dem *g* als dem *h* ein Vocal an und die Gruppe werde zweisilbig.

Dass dem *g* sich ein Vocal anfügen müsse, scheint mir doch nicht unbedingt nothwendig, wenn wir z. B. nur annehmen, dass die Media mit Flüsterstimme gesprochen werde. Auch setzt Brücke selbst auseinander, dass es möglich sei, nachdem der Verschluss der Media gebildet, den Explosivlaut zu vermeiden und indem man den Athem anhalte, zugleich die Stimmritze und den Verschluss im Mundcanal geräuschlos zu eröffnen und dann das *h* hervorzustossen. Und wenn es allerdings vielleicht nicht ganz richtig wäre dies Verfahren, das in unserer Sprache nur bei der Silbentrennung eintritt, Aspiration zu nennen: so

wird damit doch die Angabe Colebrookes und anderer über die Aussprache der skr. Medienaspiraten, dass man nämlich der Media ein *h* anhänge, als physiologisch möglich gerechtfertigt. In der That hörte Herr Karl Arendt laut Bericht in Kuhn's und Schleicher's Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung 2, 289 einen indischen Muhammedaner diese den sämmtlichen lebenden Töchtersprachen des Sanskrit geläufigen Laute in der angegebenen Weise hervorbringen.

Eine ganz andere Frage ist, ob uns hiermit die alte Aussprache unverändert erhalten sei, ob solche Medienaspiraten als das gelten können, was sie im Skr. unzweifelhaft waren, als einfache Consonanten. Und mit Brücke (S 84, N. 25) verneine ich die Frage.

Was also waren die sogenannten Medienaspiraten des Skr. wirklich?

Eine sehr naheliegende Vermuthung drängt sich unwillkürlich auf, wenn man liest, was Max Müller über die Tenuisaspirata berichtet (bei Brücke S. 82): According to Sanskrit-grammarians, if we begin to pronounce the tenuis, but in place of stopping it abruptly, allow it to come out with what they call the corresponding wind, we produce the aspirata. Der der Tenuis correspondirende Hauch kann nur das tonlose Reibungsgeräusch der gleichen Articulationsstelle bedeuten. Mithin wird uns als die Aussprache der Tenuisaspirata, die wir getrost als die ursprüngliche betrachten dürfen, eine Tenuis bezeugt, welcher das tonlose Reibungsgeräusch derselben Articulationsstelle, die entsprechende Spirans also, unmittelbar nachfolgte.

Was ist nun natürlicher als die Annahme einer ganz in derselben Weise gebildeten Mediaaspirata, d. h. einer Media, auf welche die entsprechende Spirans, also das tönende Reibungsgeräusch derselben Articulationsstelle un-

mittelbar folgte: ich meine *bw*, *dz*, *gy* nach Brücke's Bezeichnung.

Setzen wir zugleich den so definirten Laut des Sanskrit als Eigenthum auch der arischen Grundsprache voraus, so erfüllt er alle wünschenswerthen Bedingungen, indem sämmtliche ihm entsprechenden Laute der europäischen Sprachen sich aus ihm auf das leichteste erklären. Von dem Germanischen, auf das wir zurückkommen, vorläufig abgesehen, waren es überall die tönenden Reibungsgeräusche, gegen welche sich Abneigung geltend machte und deren man sich entledigte, indem man sie entweder einfach fallen liess und Vermischung mit der Media nicht scheute oder indem man — was im griechischen geschah — das tonlose Reibungsgeräusch an die Stelle setzte und dadurch Vermischung mit der spiransbegleiteten Tenuis herbeiführte.

Es leuchtet ein, dass für diese spiransbegleiteten Verschlusslaute „Aspiratae" ein ganz passender Name wäre. Dann müsste jedoch was Brücke Aspiration nennt, anders bezeichnet werden. Um das zu vermeiden, könnte man für jene „praeclusive Spiranten" vorschlagen oder bloss „Praeclusivae", im Sinne von Reibungsgeräuschen denen Verschluss vorhergeht. Aber Praeclusion könnte man ihre Hervorbringung doch nicht füglich nennen. Ich schlage daher vor, um auf ihre einheitliche Benennung nicht ganz zu verzichten, mit einem zuerst, wenn ich nicht irre, von Dr. Rumpelt (deutsche Grammatik mit Rücksicht auf vergleichende Sprachforschung, Bd. 1, Berlin 1860) anstatt Aspiration gebrauchten Ausdrucke, von Affrication und Affricaten zu reden. Wir würden tonlose (affricata tenuis) und tönende Affricaten (affricata media) zu unterscheiden haben: *pf*, *ts*, *kχ* und *bw*, *dz*, *gy*.

Es handelt sich nur um die genauere Bestimmung der Articulationsstellen.

Für skr. *dh* kann sie kaum zweifelhaft sein: der Laut ist im englischen thatsächlich vorhanden (d^4z^4 nach Brücke's Bezeichnungsweise): „Wenn das weiche *th* im englischen ein Wort anfängt, so erfolgt die Lösung der Zunge von den Zähnen oft erst, wenn die Stimme hervorbricht, so dass man kein reines z^4, sondern ein d^4z^4 hört“ (Brücke Grundz. S. 40, vergl. Raumer S. 27).

Für die Labialreihe darf man nur an die reinlabiale oder labio-labiale Articulation, nicht an die labio-dentale denken: *bh* ist gleich b^1w^1 im Systeme Brücke's, d. h. *b* mit dem *w*, das wir in *Quelle*, *Quirl* mit dem Laute *k* verbinden und das durch blosse Lippennäherung hervorgebracht wird.

Das der gutturalen Media entsprechende Reibungsgeräusch, das von unserem *j* (y^1 Brücke) bestimmt unterschieden werden muss, meine ich von Rheinländern für anlautendes *g* gehört zu haben, und dazu stimmt sehr schön die in älteren rheinischen Quellen häufig genug begegnende Schreibung *gh* desselben Lautes. Ich zweifle nicht, dass derselbe mit Brücke's y^2, Raumer's *hh* (oben S. 44) zu identificiren sei. Die Enge wird mithin zwischen dem Zungenrücken und dem hinteren Theile des harten Gaumens gebildet.

Die vorstehende Betrachtung über die sanskritischen „Aspiraten“ war seit Monaten niedergeschrieben, als ich erfuhr, dass Brücke längst seine Ansichten in demselben Sinne modificirt habe. In der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Bd. 9 (1858) S. 699, giebt er mit Bezug auf eine Abhandlung von Rudolf von Raumer (Sprachwissen-

schaftliche Schriften S. 368—393*) folgende Umschreibung der skr. Aspiraten:

$$k^2\chi^2 \quad k^1\chi^1 \quad t^2s^2 \quad t^4s^4 \quad p^1f^1$$
$$g^2y^2 \quad g^1y^1 \quad d^2z^2 \quad d^4z^4 \quad b^1w^1.$$

In der zweiten Rubrik stehen die palatalen, in der dritten die cerebralen Laute: die übrigen wird man wiedererkennen. Brücke fügt hinzu: „Man sieht leicht, dass diese Laute die jetzige Brahmanenaussprache geben, wenn man

*) Auch mit Rudolf von Raumer stimmt die vorgetragene Auffassung wesentlich überein. Seine ganze Differenz von Brücke in der Beurtheilung der skr. Aspiraten oder vielmehr Affricaten besteht darin, dass er statt der Spirans derselben Articulationsstelle nur einen unentwickelten Nachhall gelten lassen will, über dessen Natur er namentlich S. 399 f., 403 f. seiner gesammelten Schriften sich erschöpfend ausgelassen hat. Dieser „unentwickelte Nachhall" wird selbständig hervorgebracht, wenn man den ganzen Mundcanal so eng als möglich macht ohne ihn irgendwo vollständig zu schliessen, und der so entstehende Laut ist ein Ragout von allen überhaupt möglichen Reibungsgeräuschen. Ob es irgendwelche Berechtigung habe die Tenuis mit diesem ihr folgenden Laute als eine Mittelstufe zwischen die physiologische Aspirata und die Affricata zu stellen, untersuche ich nicht. Es wird genügen, darauf hinzuweisen, dass der unentwickelte Nachhall für alle Consonanten ungefähr gleich ausfallen müsste, während der entsprechende (corresponding) Hauch bezeugt ist Das Bedenken, ob der von Brücke angenommene Doppellaut nicht hätte Position machen müssen, scheint gegen Raumer's Annahme ebenso zu gelten — oder gegen beide gleich wenig. Ganz kurzer leichter Verschluss und möglichst kurzes Reibungsgeräusch kann sehr wohl als einfacher Laut aufgefasst werden. Man muss nur nicht gleich an unser schwerfälliges *z* denken. Welcher Engländer wird sein d^4z^4 als Doppelconsonanz fühlen? Und lässt sich nicht ein eben solches t^4s^4 denken? „Ein Reibungsgeräusch existirt oder es existirt nicht, sagt Brücke; wenn es existirt, kann es mehr oder weniger intensiv sein, es kann längere und kürzere Zeit dauern": der Laut, um den es sich handelt, ist sehr wenig intensiv und dauert nur sehr kurze Zeit. In Brücke's Transscription müssten vermuthlich beide Bestandtheile der Affricata mit dem Reductionszeichen (Transscriptionsmethode S. 263) versehen werden.

sich die Engen für die Reibungsgeräusche geöffnet denkt, so dass der offene Mundcanal mit der offenen Stimmritze ein *h* giebt, während andererseits das Abfallen des Verschlusslautes auf die Wandlung der griechischen Aspiraten führt".

Bald darauf hatte er Gelegenheit, denselben indischen Muhammedaner, auf dessen Aussprache sich Herrn Arendt's oben S. 46 erwähnter Bericht stützt, kennen zu lernen und von der heute üblichen Hervorbringung der tönenden Aspiraten der skr. Töchtersprachen ganz genau Rechenschaft zu geben: in den Wiener phil.-hist. Sitzungsberichten Bd. 31 (1859) S. 220 ff. Es zeigte sich, dass die Media nie tönend explodirt, also keiner Einschaltung eines kurzen unbestimmten Vocals bedarf, sondern entweder Silbentrennung eintritt oder der als Media d. h. mit tönender Stimme angefangene Verschlusslaut nicht als solche, sondern als Tenuis explodirt.

Gefiele es doch Brücke mit derselben eingehenden Genauigkeit, mit der er hier und sonst Laute orientalischer Sprachen beschrieben hat, sämmtliche Laute einer Reihe von heutigen deutschen Mundarten uns physiologisch zu bestimmen. Wie anders stünde es gleich um unsere Phonologie, wenn wir auf eine solche Grundlage unsere Rückschlüsse auf die frühere Geltung der Buchstabenzeichen stützen könnten. Es käme darauf an, zunächst die bereits vorhandenen Wörterverzeichnisse aus dem Munde von Eingebornen in Brücke's phonetische Schrift zu übertragen. Welches segensreiche Leben gewönnen diese Hieroglyphen! Und was für ein Monument wäre ein solches Werk! Eine unzerstörbare Photographie gleichsam der heutigen Volkssprache der Deutschen. Hier liegt in der That eine linguistische Aufgabe, die nur ein Physiologe in vollkommener Weise lösen könnte. Freilich auch nur ein feinhöriger und vorsichtiger

Mann von unbestechlichem Urtheil. Nicht z. B. Herr Professor Merkel in Leipzig.

Es ist hier der Ort, wo ich noch einmal näher auf das System der Consonanten im Ganzen eingehen muss, um meine zwischen Brücke's und Merkel's abweichenden Ansichten getroffene Wahl zu rechtfertigen.

In Professor Merkel's System kann ich nach sorgfältiger Prüfung, soweit diese einem physiologischen Laien möglich, nur einen Rückschritt hinter Brücke finden. Und wenn Professor Merkel S. 183 bedauert, dass er Brücke's System „über den Haufen gestossen", so würde ich in dieses Bedauern aus ganzem Herzen einstimmen und freue mich um so mehr, dass zu demselben glücklicherweise noch gar kein Grund vorhanden ist. Denn der Vortheil der Klarheit und Durchsichtigkeit nicht blos, sondern — was man in diesem Falle noch höher schätzen muss — der der linguistischen Brauchbarkeit und Uebereinstimmung mit den von der Sprachwissenschaft an's Licht geförderten Thatsachen der Lautübergänge ist durchweg auf Seiten Brücke's. Mir ist noch kein sprachliches Factum bekannt geworden, das sich nicht mit Leichtigkeit in Brücke's System einfügen liesse, viele Sätze der Phonologie erhalten (wenn man nur nicht Brücke's Lehren todt und stumpf aufnimmt, sondern sich zu lebendiger Entfaltung aneignet) daraus das hellste und aufklärendste Licht.

Diese Anwendbarkeit ist gewiss kein für sich allein schon entscheidendes Merkmal der Vortrefflichkeit, aber wenn ich z. B. beim *sch* Brücke's Erklärung ganz und gar in Uebereinstimmung mit den sprachlichen Thatsachen sehe (geht es doch im deutschen wirklich aus *s* und *ch* hervor, deren Articulationen Brücke darin vereinigt annimmt) und andererseits in Merkel's Beschreibung (Laletik S. 200 f.)

offenbare Unrichtigkeiten in Bezug auf eine angebliche Function der Lippen bei dessen Hervorbringung zu Tage liegend finde*): so halte ich mich vorläufig an Brücke, auch wenn ich Merkel's S. 202 f. beschriebenes (von mir übrigens noch nicht wiederholtes) Experiment nicht gleich zu widerlegen im Stande bin.

Wenn ich S. 191 lese, Brücke's Eintheilung des *s*-Gebietes sei eine „unfruchtbare" geblieben, und zum Beleg darauf hingewiesen wird, dass Brücke in der deutschen Schriftsprache nur ein Zeichen für das tonlose und eines für das tönende *s* verwendet wissen wolle, während Professor Merkel es wenigstens hypothetisch im Interesse der Würde, der Ausdrucks- und Fortbildungsfähigkeit der deutschen Sprache für wünschenswerth hält, in Wort und Schrift sowohl das (eigens in unsere Sprache einzuführende?) englische *th*, als auch ein scharfes, ein schwaches und ein tönendes oder weiches *s* zu unterscheiden: so wird bei uns Philologen für solche wohlmeinende Fortbildungsbestrebungen der deutschen Sprache leider wenig Herz und Sinn zu finden sein.

Wenn ferner S. 191 Merkel als vierte Gattung des *s*

*) Das Charakteristische des *sch*-Mechanismus soll fast allein in den Bewegungen der Lippen bestehen, indem diese nemlich vor den Schneidezähnen und deren Alveolarpartien einen „nach Länge und Breite ziemlich umfänglichen, aber wenig tiefen, senkrecht gestellten Hohlraum bilden, dessen Grund oder Boden von den Zähnen und deren Zahnfleische, dessen Wände und Dach von den Lippen hergestellt werden, und welcher vorn und hinten (im Dach und im Boden) je eine durch Auseinanderstehen der Lippen und der Zähne bewirkte Spaltöffnung besitzt, von welchen beiden erstere weiter ist als letztere". Aber ich kann Ober- und Unterlippe ganz fest an die Schneidezähne andrücken, so dass auch nicht die Spur eines Hohlraumes sich bildet, und bringe dabei stets noch ein ganz deutliches *sch* hervor.

einen Laut aufstellt, „der kein s mehr ist", so erweckt dies nicht eben Zutrauen zu seiner systematischen Schärfe. Und wenn S. 212 die Aufstellung eines labio-dentalen *w* für überflüssig erklärt wird, so verräth dies (abgesehen von dem thatsächlichen Irrthum der darin zu liegen scheint) wenig Sinn für den grossen Grundgedanken von Brücke's System, alle Möglichkeiten der Entstehung eines Consonanten — gleichgiltig ob sie in einer vorhandenen Sprache nachweisbar oder nicht — in erschöpfender Weise zu classificiren.

Derselbe niedrigere Standpunct — oder darf ich sagen: dieselbe Standpunctlosigkeit? — zeigt sich S. 246 in der Bemerkung: es seien mehrere von Brücke als tönende aufgeführte Consonanten gewiss dem bei weitem grösseren Theile der redenden Menschheit unbekannt, und daher, wo sie vorkämen, als dialektische Varietäten zu betrachten. „Dialektische Varietäten" also verdienen keine Stelle im System? Und das System hat nur den Zweck, lediglich die der Majorität der „redenden Menschheit" geläufigen Laute zu ordnen und einzutheilen? Ja es genügt die blosse Vermuthung, dass ein Laut nur auf die Minorität der Sprachen eingeschränkt sei, um ihn aus dem Systeme zu verbannen?

Ich kann nun nicht hier die Beschreibung der Experimente ausziehen, durch welche Brücke's System den Todesstoss erhalten haben soll.

Es wird zuerst nachgewiesen (S. 161 ff.), dass bei *k* stets an dem Gaumensegel sich der Verschluss bilde, nur bei vorlautendem *e* und *i* die nach vorn gezogene, dem harten Gaumen genäherte Zunge nicht sofort behufs der Bildung des *k* so weit zurückgezogen werden könne, als sie bei *a*, *o* und *u* an sich schon zurückgezogen sei, wes-

halb sie denn nach *e* und *i* den harten Gaumen berühre*). Doch deshalb ein vorderes und hinteres *k* zu unterscheiden wie Brücke that, indem er jenes (am mittleren harten Gaumen gebildete) als k^1, dieses (am hinteren harten Gaumen gebildete) als k^2 bezeichnete, findet Professor Merkel „für überflüssig und selbst für unphysiologisch“. Weil aber ein *g* am harten Gaumen allerdings gebildet werden könne („*g* molle“ nennt es Merkel, g^1 Brücke), so sei Brücke's System, das an jeder Articulationsstelle tönenden und tonlosen, Verschlusslaut und Reibungsgeräusch kennt, nunmehr beseitigt (S. 182 f.).

Ich denke, wenn Brücke sich hier etwas „Unphysiologisches“ hat zu schulden kommen lassen, so war diese physiologische Sünde eine linguistische Tugendübung**). Der Linguist weiss, dass es einen *k*-Laut gegeben haben muss, der unmittelbar an das *t* grenzt, so dass es oft schwer wird, zu unterscheiden, ob man *t* oder *k* gehört habe und dass die in den Sprachen nachweisbaren Uebergänge aus *k* in *t*, dass ferner die Entstehung der Laute *tsch* und *dsch* aus *k* und *g* sich erklärt. Schon 1837 beschrieb Raumer (S. 41) die skr. palatalen Mutae (*c*, *j*) als

*) Diese (mit Ausnahme des Zurückziehens der Zunge zum *k* und abgesehen von der vermeintlichen Articulation am weichen Gaumen) unzweifelhaft wahre Ansicht tritt als eine Berichtigung Brücke's auf, nach welchem *k* vor *e* und *i* weiter vorn, vor *a*, *o* und *u* successive weiter hinten gebildet werde. Aber wo sagt denn das Brücke? Brücke sagt S. 46 oben einfacher und richtiger genau dasselbe, was Merkel so ausführlich gegen ihn beweist. Und wenn die Entfernung des *ek* und *ik* von *ak*, *ok*, *uk* höchstens 3''' betragen soll, so liegt ja auch nach Brücke unser deutsches *k* in *abwickeln* zwischen dem eigentlichen k^1 und k^2. Das eigentliche k^1 kennt also Merkel gar nicht.

**) Dürfte man nicht mit etwas mehr Recht den Vorwurf der „Unphysiologie“ erheben, wenn man z. B. bei Merkel wiederholt auf den Begriff eines „wahren Naturlautes“ stösst?

dem *k* und *g* verwandte Laute, welche an der Articulationsstelle des Jot (y^1) hervorgebracht würden. Diesen von der Linguistik geforderten Laut gewährt ihr Brücke's System, während Merkel zwischen *k* und *t* eine durch nichts ausgefüllte Lücke der Articulation statuirt.

Professor Merkel scheint sich niemals gefragt zu haben: welche Laute sind möglich? Sondern stets nur: welche Laute sind wirklich? Und wirklich sind für ihn in der Regel nur die neudeutschen Laute der obersächsichen Mundart. Man könnte daher seiner Betrachtungsweise nicht mit Unrecht laletischen Adelungismus vorwerfen.

Brücke's Beispiel für sein k^1 ist italienisch *chiesa*. Warum hat Merkel nicht den Laut *kj* in seine Untersuchung mit einbezogen? So macht sie den Eindruck, als ob er sich eigens zur Aufgabe gesetzt hätte, ein dem *e* und *i* benachbartes *k* möglichst weit hinten am Gaumensegel hervorzubringen: was natürlich ganz gut gelingt. Sprechen doch z. B. die Schweizer, Tiroler und Steirer χ^2 auch nach *i* und *e* (Raumer S. 46). Nur dass thatsächlich im gebildeten Deutsch χ^1 in *ich* oder *Sichel* articulirt werde, kann man behaupten und behauptet man, nicht dass nach *i* und *e* dies die einzig mögliche gutturale tonlose Spirans sei.

Was fängt nun z. B. ein littauischer oder lettischer Grammatiker an, wenn er von Merkel's System ausgeht, gegenüber dem „weichen" oder „unreinen" *k* (und *g*), das sogar vor einem „harten" Vocale (*a*, *o*, *u*) gesprochen wird. „Man lernt diese Aussprache am besten, bemerkt Schleicher litt. Gramm. S. 18, wenn man anfänglich das (dahinter geschriebene) *i* oder *j* wirklich ausspricht, bis man endlich lernt das *k*, *g* hoch oben am Gaumen hervorzubringen: einen leisen *j*-artigen Nachschlag haben diese Laute jedoch immer". Dazu vergl. Bielenstein die lettische Sprache S. 86: „Will man diese Laute richtig nachbilden, so hüte man

sich eben so sehr vor der gutturalen Aussprache als vor der dentalen (*tj*, *dj*), als endlich vor der zischenden (*tsch*, *dsch*). Das Ohr darf ferner nicht zwei verschiedene Lautelemente vernehmen (*kj*, *gj*), sondern nur einen einzigen Laut, und doch darf *g* auch nicht nach Berliner Weise zu *j* verflüchtigt werden". Man sieht, es ist genau Brücke's k^1 und g^1. Aber die Grammatiker müssen sich, wollen sie nicht als unphysiologisch von Professor Merkel belächelt werden, in Bezug auf das eigentliche Wesen der in Rede stehenden littauischen und lettischen Consonanten rathlos erklären.

In dem gegenwärtigen Zusammenhange soll das Beispiel vor allem auch darauf aufmerksam machen, wie gefährlich es ist, sich in rein theoretische Untersuchungen darüber einzulassen, welche Consonanten und Vocale wohl mit einander in Verbindung treten können und welche nicht. Wir dürfen immer nur sagen: in diesen und diesen Sprachen werden thatsächlich nur diese und diese Laute zu einander in unmittelbare Nachbarschaft gerückt. Aber wenn wir alle lebenden Sprachen der Erde daraufhin untersucht hätten, so wären wir nicht berechtigt unsere Resultate als allgemeingiltige hinzustellen, d. h. auf alle untergegangenen und todten auszudehnen.

Darnach ermesse man, was z. B. von den feststehenden „Naturgesetzen" zu halten, an welche die Rechtsprechung und Rechtschreibung der Verschlusslaute nach Merkel's Laletik S. 156 gebunden sein soll, wobei unter anderem gelehrt wird, dass die Bildung der Media nur möglich sei, wenn ihr nicht der ortsverwandte Resonant folge. Das *b* in englisch *clubman* ist also keine Media, die anlautende Verbindung *gn* existirt in Wahrheit nicht, gr. ἕεδνον ist eine falsche Schreibung: doch es wäre möglich, dass ich den an dieser Stelle etwas gewundenen Ausdruck des Verfassers missverstünde oder dass seine eigenthümliche Begriffsbestimmung

der Media darauf eingewirkt hätte, auf die ich hier nicht näher eingehe und für die sich der Umstand offenbar verhängnissvoll erwies, dass Professor Merkel als Obersachse geboren ist.

Eher dürfte Professor Merkel's — nicht physiologische, sondern akustische — Unterscheidung zwischen Blas- oder Hauchgeräusch und eigentlichem Reibgeräusch, spiritus, flatus und strepitus, fricatus, Wahrheit enthalten, wenn ich auch durchaus nicht zugeben kann, dass das Hauchgeräusch kein „das Ohr hinlänglich afficirendes Geräusch hervorbringe, so dass es erst dann zu sprachlautlichem Zwecke tauglich werde, wenn es mit den tönenden Schwingungen der Stimmbänder vereinigt oder vermischt werde, oder wenn es ein anderes consonantisches Element zur Geltung bringen helfe“ (Laletik S. 137). Auch mit der dann folgenden Aufzählung der Arten dieser Blasegeräusche vermag ich mich nicht einverstanden zu erklären.

Die Einordnung des *l* in dieselbe Lautclasse kann wenigstens in linguistischer Beziehung lediglich Verwirrung stiften, und jedenfalls trifft die Behauptung sprachlicher Untauglichkeit wenn es „selbständig“ sei, bei ihm auch nicht im entferntesten zu: die indische Grammatik rechnet es viel weniger unpassend zu den Halbvocalen.

Eben so wäre es mit der Behandlung der Lippenblasgeräusche bei Merkel schwer, klare Vorstellungen zu verbinden. Es mag auf einem Versehen beruhen, wenn S. 134 das *w* als Vibrans bezeichnet wird, welchen Namen anerkanntermassen unter den vorhandenen Sprachlauten nur das *r* verdient. Aber S. 138 fehlt es unter den Lippenblasgeräuschen, während es S. 252 bestimmt als solches auftritt und auch S. 208 dazu gerechnet wird. Die unbegreifliche und schon oben berührte Leugnung zweier *w* tritt

hinzu, Professor Merkel muss sich wohl keinen Augenblick lang besonnen haben, auf welchen Gründen Brücke's Unterscheidung derselben ruhe. Es entsteht doch wohl nicht derselbe Klang, wenn ich bei der Lippenstellung, mit der ich meine Suppe blase, die Stimme tönen lasse und wenn ich dies bei der Lippenstellung thue, mit der ich unser gewöhnliches *f* hervorbringe. Und entstünde auch derselbe Klang, soll der Klang das Princip der Eintheilung bilden? Kann Professor Merkel seine drei *t* (das wichtige vierte Brücke's fällt bei ihm S. 164 f. wieder mit einem anderen zusammen) etwa dem Klange nach unterscheiden?

Nach S. 138 sollen ferner bei der labiodentalen Articulation, eben der Lippenstellung für unser *f*, je nach der geringeren oder stärkeren Verengung des Lippenspaltes zwei verschiedene Laute entstehen, wovon der erstere (man ahnt nicht, worauf diese Vermuthung sich stützt) das altgriechische Digamma, und nur der zweite unser *f* (Brücke's f^2) ergiebt. Hier wird nun wieder getrennt, was offenbar nicht die geringste thatsächliche Sonderung in sich besitzt: wie der Verfasser im Grunde selbst anerkennt, indem er dieses angebliche Digamma später nirgends wieder berührt.

Es kann wie mir scheint nur ein einziges der labialen Reibungsgeräusche einen eigenthümlichen akustischen Charakter der zur Bezeichnung als Blaselaut berechtigte, in Anspruch nehmen: das von Merkel als Vau (*v*) bezeichnete f^1. Die Hervorbringung desselben (ohne Stimmton natürlich) ist eben genau das, was wir Blasen nennen. Dass es aber an sich nicht vernehmlich sei, widerspricht, wie Jedermann zugeben muss, der Wirklichkeit: das Blasen ist doch nicht unhörbar?

Mithin behalten wir von Merkel's verschiedenen Blas- und Hauchgeräuschen nur zwei übrig, einen Blaselaut, das f^1, und einen Hauchlaut, das *h*. Die Verwandschaft der

beiden beruht nur auf der geringeren Vernehmbarkeit und diese wieder darauf, dass, wie Merkel sagt, nur „wenige reibende Elemente“ vorhanden sind, d. h. die Beschaffenheit und Stellung der einander genäherten Organe nur geringen Anlass zu Reibung der ausströmenden Luft gewährt*).

Professor Merkel rechnet nämlich auch das *h* zu den Reibungsgeräuschen (Laletik S. 72). Es soll nicht blos — wie Brücke lehrt — durch den Anfall der bei geöffneter Stimmritze frei ausströmenden Luft gegen die Wände der Rachenhöhle entstehen, sondern auch Verengung der Uebergangsstelle des Kehlkopfes in den Mundcanal soll zur Bildung desselben mitwirken. Ich weiss weder beizustimmen noch zu widerlegen, bleibe aber vorläufig auch hier bei Brücke's Angaben stehen.

Ich habe mir bis hierher eine Bemerkung gespart, welche sich uns leicht als der wichtigste Gesichtspunct zur Auffassung der Lautverschiebung ergeben dürfte. Die Tenues und Mediae wurden einander nur im allgemeinen als tonlose und tönende Verschlusslaute entgegengesetzt. Aber damit ist ihre Unterscheidung nicht erschöpft. Ohne mich hier abermals auf eine Polemik gegen Professor Merkel einzulassen, gebe ich Brücke's Ansicht nach der Formulirung in der Abhandlung über eine neue Methode der phonetischen Transscription S. 230. 232.

*) Ich bin so ausführlich auf diese Ansicht Merkel's eingegangen, weil es mir nicht gelungen ist — wie man unten sehen wird — die Sonderstellung des *f* und *h* oder vielmehr des *dh* bei der hochdeutschen Verschiebung vollkommen befriedigend zu erklären, und weil man nicht wissen kann, ob nicht vielleicht Erwägungen über den akustischen Charakter jener Laute irgend einmal zu dem definitiven Aufschluss beitragen helfen.

„Bei der Bildung eines Verschlusslautes, sagt Brücke, sind zunächst drei Fälle zu unterscheiden: 1. Die Stimmritze ist weit offen, dann entsteht eine Tenuis; 2. sie ist zum Tönen verengt, dann entsteht eine Media; 3. der Kehlkopf ist ganz verschlossen. — Wird in diesem letzteren Falle der Verschluss des Kehlkopfes gleichzeitig mit dem in der Mundhöhle gebildet und vollständig durchbrochen, so entsteht auch eine Tenuis, aber mit schärferem Vocaleinsatze (resp. Begrenzung). Solche Laute sind die vor einem Vocal anlautenden Tenues der Ungarn und wohl grösstentheils auch der slavischen und romanischen Völker.

„Man kann aber auch den Verschluss in der Mundhöhle bei noch verschlossenem Kehlkopfe durchbrechen und damit ein leichtes Explosivgeräusch hervorbringen, indem entweder die eingefangene Luft der Mundhöhle an sich die dazu hinreichende Spannung hat, oder indem man ihr dieselbe durch einen leichten Druck mittelst der Zunge oder der Backen giebt. Dies Explosivgeräusch, dem dann erst die hervorbrechende Stimme, wenngleich so schnell, dass der Zeitunterschied kaum merklich ist, nachfolgt, steht zwischen der geflüsterten Media und der Tenuis, gleicht aber keiner von beiden vollkommen. — So entstehen Laute die die Obersachsen in vielen Fällen den Buchstaben *b*, *d* und *g* geben und mit denen die Schwierigkeit innig zusammenhängt, welche sie darin finden Tenues und Mediae von einander zu unterscheiden.

„Diese Art der dialektischen Aussprache der Medien ist nicht zu verwechseln mit einer anderen, welche in Mittel- und Süddeutschland ein so grosses Verbreitungsgebiet hat, dass einige sie auch für die Kanzel und die Rednerbühne als berechtigt anerkennen und sogar in ihr die wahre und charakteristische Aussprache der Medien sehen. Sie besteht

darin, die Medien im Anlaute*) auch beim lauten Sprechen zu flüstern. Bekanntlich machen wir beim Flüstern die Mediae leicht und sicher dadurch kenntlich, dass wir bei ihnen unsere Stimmritze so wie bei den Vocalen und den übrigen Consonanten verengern, während die Tenues mit weit offener Stimmritze explodiren. Eine solche geflüsterte Media lässt sich also auch in der lauten Sprache nicht mit einer Tenuis verwechseln, unterscheidet sich aber von der nach unserer Ansicht normalen Media durch den Mangel tönender Schwingungen. Dieses verzögerte Einsetzen der lauten Stimme dehnt sich bei vielen auch auf die übrigen tönenden Consonanten, ja bei manchen auch auf die Vocale aus, aber bei keiner Art von Lauten ist es so häufig wie bei den Medien".

Die gesammte Literatur über die Unterscheidung der Tenues und Mediae berührt Raumer Sprachwissenschaftliche Schriften S. 444 ff. Dazu kommt noch Brücke in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien Bd. 14 S. 247 ff. Ich bezeichne die geflüsterte Media durch vorgesetzten Gravis (vergl. Raumer S. 24), nehme die Tenuis mit Kehlkopfverschluss als die reguläre an und gebe daher der gewöhnlichen deutschen Tenuis gleichfalls den Gravis. Für die eigenthümliche obersächsische Media-Tenuis wird es einer besonderen Bezeichnung kaum bedürfen.

*) In früheren Arbeiten Brücke's, in denen er die geflüsterte Media bespricht (Wiener mathem.-naturw. Sitzungsberichte 1858, Bd. 28 S. 69; Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1863, Bd. 14 S. 250 Anm.), fehlt die Beschränkung auf den Anlaut. Und was Raumer S. 454 als seine bestimmte Beobachtung vorträgt, widerspricht ihr entschieden: — „und dieser Mann, der in seiner eigenen Aussprache weiche und harte Laute auf das schärfste unterschied, verband mit seinen weichen Consonanten nicht die leiseste Spur eines Mittönens der Stimmbänder". Offenbar: mit allen seinen weichen Consonanten. Ich nehme daher auf die obige Einschränkung keine Rücksicht.

Von der deutschen Tenuis ist nur ein kleiner Schritt zur physiologischen Aspirata (vergl. oben S. 45), diese unterscheidet sich von jener lediglich durch die grössere Quantität ausströmender Luft, welche zu ihrer Hervorbringung verwendet wird. Schon Kempelen bemerkt S. 185, dass „das deutsche einfache *k* vor einem Selbstlaute in dem grösseren Theile von Deutschland wie *kh* lautet: in *Kind*, *Kunst* wie *Khind*, *Khunst*". Vergl. Brücke Grundz. S. 58: „Wir Deutschen aspiriren vor Vocalen die Tenuis fast immer, wenn gleich nur schwach, so dass unser daran gewöhntes Ohr es gar nicht mehr bemerkt; es wird uns aber sogleich auffällig, wenn wir die reinen Tenues hören, welche die Slaven beim Deutschsprechen zu bilden pflegen". Und jener mehrerwähnte indische Muhammedaner glaubte im deutschen vor Vocalen die Tenuis, besonders das *t*, stets aspirirt zu vernehmen. Er hörte *Thaube*, nicht *Taube*: Beiträge 2, 296.

Nachdem für die slavische Tenuis der Kehlkopfverschluss als wesentlich erkannt, bezeichnet Brücke jetzt in seiner phonetischen Transscription die deutsche Tenuis nicht mehr als Aspirata. Ich irre aber wohl nicht, wenn ich der süddeutschen Tenuis grössere „Härte", d. h. eine grössere Masse des durch Lösung des Verschlusses entfesselten Hauches beimesse. Am deutlichsten wird diese Aspiratennatur der deutschen Tenuis in der Declamation bei gewissen affectvollen Stellen wahrgenommen. Man denke sich z. B. die Worte: „o, kindliches Gemüth!" mit dem Ausdrucke gerührter Bewunderung gesprochen, man wird *kh-ind* hören.

So viel meinte ich an physiologischen Erwägungen vorausschicken zu müssen, um auf die historische Betrachtung der Lautverschiebung hinlänglich vorzubereiten.

2.

Man erinnert sich wohl einiger neuerer Versuche, die Geschichtswissenschaft zur Lösung ihrer eigentlichen höchsten Aufgaben anzuspornen, zu ermuntern und in höherem Masse zu befähigen.

Ueberall trat der Begriff der historischen Gesetze in den Vordergrund.

Wir verstehen darunter die Gleichförmigkeiten der menschlichen Lebenserscheinungen und verlangen ihre sorgfältige Beobachtung und Fixirung durch alle Räume und Zeiten hin. Wir hoffen durch die wechselseitige Beleuchtung vielleicht räumlich und zeitlich weit getrennter, aber wesensgleicher Begebenheiten und Vorgänge sowohl die grossen Processe der Völkergeschichte als auch die geistigen Wandlungen der Privatexistenzen aus dem bisherigen Dunkel unbegreiflicher Entwickelung mehr und mehr an die Tageshelle des offenen Spiels von Ursache und Wirkung erheben zu können.

Als einen solchen gleichförmigen Process hat Jacob Grimm die germanische und hochdeutsche Lautverschiebung erkannt, und so dies echt historische Problem seinen Jüngern überliefert, ohne es selbst zu lösen. Und auch wir werden uns um die definitive Lösung nur bemühen. Aber soll es uns gelingen ihr etwas näher zu kommen als die Vorgänger, so kann dies nur mittelst der Methode der wechselseitigen Erhellung geschehen.

Um wie viel klarer in allen ihren Einzelheiten steht die hochdeutsche Verschiebung vor uns als die germanische! Können wir doch den Zeitpunct ihres Eintretens nahezu auf das sechste oder siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung bestimmen. Um wie viel klarer noch würden wir sie durch-

schauen, wäre uns eine Geschichte der deutschen Lautbezeichnung von den ersten römischen Auffassungen germanischer Namen bis auf die Gegenwart geliefert, und besässen wir, was schon Rudolf von Raumer vermisste, eine exacte lautphysiologische Beschreibung unserer heutigen Mundarten.

Was wir ohne diese Hilfsmittel vorläufig darüber ausmachen können, soll im Folgenden entwickelt werden.

Erinnern wir uns zunächst des allgemein Bekannten: die gothischen Lautbezeichnungen

p f b t th d k h g

sind bei strenger Durchführung der Verschiebung in identischen Wörtern ersetzt durch

(*pf*)*f* [*f*] *p* (*z*)*zs d t* (*kh*)*hh* [*h*] *k*.

Die eckigen Klammern umschliessen die unveränderten Laute. Die Bedeutung der runden Klammern muss uns gleich angelegentlicher beschäftigen. Es handelt sich um das Schicksal der gothischen und germanischen Tenuis.

Die Regel ist im allgemeinen die: Goth. Tenuis wird im Anlaut, dann im Inlaut nach Liquiden, ferner als Consonantumlaut zur tonlosen Affricata; im Inlaut zwischen Vocalen aber zur tonlosen Spirans verschoben. Suchen wir die Gründe.

Im ahd. Isidor finden wir die Zeichen *ph th ch*, die beiden ersteren selten, das dritte sehr häufig angewendet, ihm steht *gh* zur Seite, wie dem *th* ein *dh*. Was bedeutet dies beigefügte *h*? Die Lautgebung des Isidor ist sehr consequent und wir dürfen behaupten, das *h* habe in allen angeführten Fällen einen analogen Zweck. Bei der Tenuis soll es die Nähe zur Media, bei der Media die Nähe zur Spirans, überall mithin — um einen figürlichen Ausdruck zu gebrauchen — Weichheit des vorhergehenden Lautes anzeigen.

Ueber die Schwierigkeit reine Media am Wortschlusse zu sprechen vergl. Brücke Grundz. S. 46 f.; Math naturw. Sitzungsber. 28, 70; Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 14, 247 Anm. Man weiss wie die mittelhochdeutsche Schreibung hierin die Aussprache genau berücksichtigt, aber schon im Isidor finden wir dieselbe Rücksicht und eine Lautbezeichnung, welche aus dem Gefühl hervorgeht, es handle sich hier doch noch um etwas anderes, als die gewöhnliche deutsche Tenuis (*'p 't 'k*). Zwar *t* und *c* setzt er regelmässig, aber in der Labialreihe *b p* und *ph*, offenbar weil ihm der Laut nicht *'p* klang. Das *gh* steht regelmässig für *g*, wenn darauf *e* und *i* folgt, bezeichnet also unzweifelhaft *g*¹ den nächsten Verwandten von *y*¹, welches denn in der That in denselben Gegenden später für *g* gefunden wird (Müllenhoff, Denkm. S. XXII unten). Und wer möchte nun in *chi-* ein *'k* oder vollends *kh* für *g* vermuthen. Eher wird es ein *'g* ausdrücken sollen, da ja die tönende Media in *b d g* hier die höchste Wahrscheinlichkeit hat. Ueberall sonst ist dies *ch* gewiss nichts anderes als die leichte romanische Tenuis.

Unter den Lingualen ebenso steht *dh* wie *gh* der tönenden Spirans nahe oder ist sie vielmehr selbst, *th* finden wir nur in drei Beispielen (Holtzmann Isid. S. 119): in *ithniuwes*, wo man *d* erwartet; in *fethdhahha*, wo es sich augenscheinlich um Bezeichnung eines Consonantumlautes der tönenden Spirans handelt (vergl. Graff 3, 449), also nur möglichst harter Verschlusseinsatz dieses Lautes, d. h. *'d* (vergl. oben *ch* für *'g*) gemeint sein kann; endlich in *chilothzssom* das ich nur wie das *lietz* des Ludwigsliedes als ein Schwanken zwischen dem verschobenen und unverschobenen Laute verstehen kann, über welchen letzteren wir mithin durch dies *th* belehrt werden. Die Tenuis, welche im Inlaut zwischen Vocalen zur tonlosen

Spirans verschoben wurde, war also eine eigentliche oder reine Tenuis: *p t k*, nicht *'p 't 'k*.

Von dieser Erkenntniss aus liegt der Schluss nahe, dass die Tenuis insofern sie zur tonlosen Affricata verschoben (was übrigens im Isidor nur in der Lingualreihe geschah), die Geltung *'p 't 'k*, vielleicht sogar die der physiologischen Aspirata gehabt haben müsse.

Es dürfte keine ahd. Quelle geben, auf welche sich nicht die vorstehenden Betrachtungen ebensowohl wie auf den Isidor anwenden liessen. Die isidorische Lautbezeichnung wird man freilich nirgends wiederfinden. Die *ph th ch* haben im Tatian und bei Otfried die Wiedergabe der Spiranten übernommen, und ob die Tenues die Laute *p t k* oder *'p 't 'k* bedeuten, wird sich schwer entscheiden lassen. Der Anlaut *ch* in alemanischen Quellen besagt ohne Zweifel, was im Inlaut *cch* d. h. gutturale tonlose Affricata. Möglich aber ist, und dies vielleicht in baierischen Quellen, dass ein solcher Anlaut *'k* im Gegensatze zu *k* ausdrücken soll.

Ohne mich auf eine nähere Besprechung der inlautenden Fälle tonloser Affricata einzulassen, weise ich nur darauf hin, dass es sich überall um einen entweder durch die Umgebung geschützten oder sei es lange dauernden, sei es besonders festen Verschluss handelt. Der Schutz den *m* und *n* gewähren, ist leicht verständlich, sie können nicht ohne Verschluss des Mundcanals gebildet werden.

Was *l* und *r* anlangt, so erinnere ich an die Tenuis erhaltende Kraft, welche die germanische Spirans ganz allgemein, auch schon bei der ersten Verschiebung bewährt in den Verbindungen *sk sp st, ht, ft*: Grimm Gesch. S. 423; Lottner KZ. 11, 184 f.*). Dieselbe Erhaltung in *tr* vom

*) Das besondere gothische Lautgesetz, das man zur Erklärung der constanten gothischen Consonantengruppen *ft* und *ht* für Labialis

Germanischen auf's Hochdeutsche: Grimm a. O.; Ebel KZ. 5, 54; Lottner a. O. 182. Ich sehe darin Rohheit des deutschen Ohres, welches physikalische Verschiedenheit der unmittelbar auf einander stossenden Laute verlangte und die leichten Nüancen einer und derselben Articulationsweise verabscheute. Das *l* gehört wie man sich erinnert (S. 40) zu den Reibungsgeräuschen.

Mit dem *r* muss es eine andere Bewandtniss haben. Das arische *tr* wurde noch zu *thr* verschoben, aber die Verschiebung in *zr* hätte ganz nahe verwandte Laute (*sr*) in zu unmittelbare Berührung gebracht. Und wenn *r* im Inlaute die Affricata anstatt der Spirans begünstigte, so erschien es eben wie die Spirans als eine blosse Modification der herausströmenden Luft, neben welcher Unterbrechung, Absperrung des Luftstroms vorgezogen wurde. Man muss also wohl an tonlose Hervorbringung solcher *r* denken.

Das Wesen des Consonantumlautes ist Gemination, d. h. doppelte Dauer des Verschlusses: Brücke Grundz S. 52 f; Phonet. Transscript. S. 262. Der nähere Hergang scheint folgender. Das *j* streift unter dem Einfluss der mächtigeren Tenuis erst seinen tönenden Charakter ab (es wird zu *χ*), dann auch seine gutturale Articulation, so dass nichts übrig bleibt als eine Vermehrung des Hauches d. h. des Druckes gegen den Verschluss und dem entsprechend eine Steigerung der Festigkeit und Dauer des letzteren; welche natürlich vollständige Aufhebung desselben unmöglich macht, also die Verwandlung in eine Spirans nicht zulässt. Aehnliche Festigkeit im Anlaut hindert ebenso diesen Process.

Die Affrication hat man ohne Zweifel als Erleichterung

und Gutturalis vor Lingualis anzunehmen pflegt, ist doch schwerlich so wirklich vorhanden, sondern überall dürfte die vorgermanische Gruppe *pt* und *kt* zu Grunde liegen, wie schon Grimm annahm.

aufzufassen. Anstatt sehr festen Verschluss plötzlich und gewaltsam zu öffnen, wird er weniger fest gemacht und allmälich geöffnet, so dass sich erst noch Enge bildet und Reibung der ausströmenden Luft stattfindet.

Wir wenden uns zur Betrachtung der germanischen Spiranten.

Rudolf von Raumer war nach meiner Ansicht vollkommen im Recht, wenn er das *dh* des altfränkischen Isidor für die eigentlich genaue Bezeichnung des Lautes hielt, der bei der hochdeutschen Verschiebung zu *d* wurde, und wenn er daher ferner annahm, dass oft auch das (bis in's 12. Jahrhundert, z. B. noch in der Strassburger Handschrift des Rolandsliedes bewahrte) *th* anderer fränkischer Dialekte nur graphisch von dem isidorischen *dh* verschieden sei, also wie dieses das tönende reindentale Reibungsgeräusch (z^4) bedeute.

Und gleich hier sind wir berechtigt den Satz aufzustellen: Germanische Spirans ist nur so weit zur Media verschoben, als sie bei Eintritt der Lautverschiebung tönend geworden war.

Dies ist also der sehr einfache Grund, aus welchem *f* und *h* im Hochdeutschen nicht verschoben wurden. Aber, fragt man vielleicht, warum wurden sie nicht tönend? Ich frage zurück: warum hätten sie tönend werden sollen? *f* ist der Laut geblieben, als der es bei der ersten germanischen Verschiebung entstand, und *h* war gleichfalls, als die hochdeutsche Verschiebung eintrat, zum Theil noch die gutturale Spirans, welche die Römer im Anlaut germanischer Worte wie *Cherusci*, *Chauci*, *Chamavi* hörten und welche auch die älteste fränkische Schreibung bewahrt zeigt (Grimm Geschichte S. 543 f., Vorrede zu Merkel's Lex salica S. LXX f.); zum Theil hatte es sich schon, namentlich im Inlaut, zu verflüchtigen begonnen, wie bereits die Namen *Au-*

doveus, Chlodoveus, Maroveus, Meroveus neben *Gundevechus, Merovechus* und *Chrôdieldis, Chrôthieldis* neben *Chrôdiehildis* bei Gregor von Tours beweisen. Ja die Verflüchtigung zum reinen Hauch muss an dieser Stelle des Wortes beim Eintritt der germanischen Verschiebung schon ganz durchgeführt gewesen sein, weil keine einzige Vermischung mit der neu entstehenden Spirans aus gothisch *k* stattgefunden hat, während sie im Auslaut beide vollständig zusammenfallen *).

Eine andere Frage aber muss aufgeworfen werden: Warum ist die Dentalspirans ganz allgemein tönend geworden? Und auf diese Frage ist es mir leider nicht gelungen eine irgend befriedigende Antwort zu finden.

Ueber die völlig analoge Wandlung des *s*, das noch im Gothischen durchaus tonlos ist, aber im Ahd. als tönend betrachtet werden muss, handle ich unten in dem Aufsatze über die Auslautsgesetze ausführlicher. Man mag sich etwa vorstellen, dass zuerst das frühere tönende *s* (goth. *z*) zu *r* geworden sei, dann hätten sich zunächst sämmtliche *s* zwischen tönenden Elementen ebenfalls zu tönenden Consonanten gewandelt, die *th* desgleichen und sämmtliche *s* und *th* dann durch Formübertragung der tönenden Inlaute. Aber da sehr viele andere Laute ebenfalls zwischen tönende Elemente gestellt und der Assimilation doch nicht in so hohem Grade unterworfen waren, so hätten wir damit keine Beantwortung, sondern nur eine Einschränkung der Frage gewonnen. Und weshalb die Lingualspiranten der Assimi-

*) Ueber das gothische *h* vergl. Ebel in KZ. 13, 283 und Dietrich Aussprache des Gothischen S. 77. Nach Weinhold Alem. Gramm. S. 193 wäre das deutsche *h* fast durchgängig eine „Verfeinerung der Gaumenaspirata“ oder ein „weicher Reibelaut“. Ein weicher Reibelaut ist nach der Terminologie des Verfassers z. B. das *j* S. 192. Wenn sich also *h* von *j* unterschied, so müsste es y^2 gewesen sein. Warum ist es dann nicht hochdeutsch zu *g* geworden?

lation mehr unterworfen gewesen wären, als andere Laute, bliebe uns vorläufig doch räthselhaft.

Durch Assimilation sind übrigens auch *f* und *h* (χ) in einigen Fällen tönend geworden und haben sich dann auch entweder allgemein oder sporadisch in Mundarten zur Media verschoben.

Im Hochdeutschen selbst giebt es eine tönende Labialspirans, wenigstens zweifle ich nicht, dass dies die ursprüngliche Bedeutung des consonantisch zu sprechenden *u* ist. Denn hauptsächlich zwischen Vocalen wird es anstatt *f* geschrieben: Grimm Gramm. 1, 136. Und zwar ist dies *u* (*v*) für w^1 zunächst zu halten, das aber hie und da auch w^2 geworden sein mag, und dann in den Uebergang dieses Lautes zu *uu**) wie in baier. *auuar* (für *avar*, *afar*) mit hineingerissen wurde.

Neben dieser tönenden Labialspirans erscheint nun *b* in *ruaba*, *gâbissa*, *hebîg* (Gramm. 1, 136), *frabal*. In *aber*, *heben* ist die Media constant geworden. Oft entspricht auch hochd. *b* einem alts. *bh* (w^1, auch wohl b^1w^1), ags. oder goth. *f* zwischen Vocalen: vergl. Weinhold Alem. Gramm. S. 119. Nur kann in diesem Falle nie entschieden werden, ob der hochdeutschen Media nicht schon germanisches *b* zu Grunde liege, das sehr oft ausdrücklich neben jener Spirans in anderen Mundarten der zweiten Lautstufe erscheint.

Ebenso wie hochd. *ubar* neben goth. *ufar*, hochd. *ebur*,

*) Ueber die Physiologie des englischen *w* — dies ist der Laut — handelt Brücke Grundz. S. 70. Es entsteht, indem man ein *u* hervorbringt und dabei die gerundete Mundöffnung so weit verengt, dass ein Reibungsgeräusch (w^1) entsteht. Der Laut ist sehr alt im Germanischen. Schon in der ältesten fränkischen Schreibung findet er sich, und für die Anlaute gothischer Namen beginnen die Belege ein Jahrhundert nach Ulfilas: Dietrich Aussprache des Gothischen S. 77 ff.

graban neben ags. *eofor*, *grafan* usw. steht hochd. *dagên*, *swiger*, *hungar*, *jungiro* neben goth. *thahan*, *svaíhrô*, *hûhrus*, *jûhiza* (vermuthlich *huňhrus*, *juňhiza*). Und mundartlich finden sich der Fälle noch viel mehr: schon de Heinrico (Denkm. 18, 2) *ig iz*; Annolied 3, 3. 41, 15 *sig is*; 30, 3 *oug ér*; 25, 11. 48, 9 *sâgin*; 41, 13 *sêge*; endlich mit darauf folgendem *h* 43, 6 *dig*. Dann im Arnsteiner Marienleich (Denkm. Nr. 38), ohne dass darauf folgender Vocal oder Consonant besonderen Unterschied machte: *ig*, *mig*, *dig*, *sig*, *ûg*, *nog*, *oug*, *gesag*, *gescag*, *durg;* und schon in den Strassburger Eiden (Denkm. 67, 19) *mig* bei darauf folgendem *s*. Diese Beispiele werden aber, soweit nicht Assimilation im Spiel, mehr in eine Geschichte der Schrift als in eine Geschichte der Laute gehören: „wo auslautend *g* geschrieben, spricht man oft *ch*“ — daraus ergab sich der Fehlschluss, auf welchem jene Schreibungen beruhten, sehr leicht. Uebrigens kommt es hier nicht darauf an, die Sache endgiltig festzustellen.

Wichtiger ist für uns, die Aussprache jenes der hochdeutschen Verschiebung voraufliegenden *dh* und die Natur des hier stattfindenden Ueberganges möglichst genau zu bestimmen.

Wir haben dafür, soviel ich sehe, keinen anderen Anhaltspunct als die schon oben S. 48 zu anderem Zwecke herbeigezogene englische Analogie. Das englische s^1 ist reine Spirans, das englische z^1 ertönt oft mit leichtem Verschlussanlaute (d^1z^1). Dieser gelegentliche, erlaubte, aber nicht nothwendige Verschlussanlaut wird auch in die Charakteristik unseres hochdeutschen *dh* mit aufgenommen werden dürfen. Ja in ihm dürfen wir mit Raumer den Keim der Verschiebung sehen, und theoretisch wäre als der verschobene Laut d^1z^1 anzusetzen. Nicht die Spirans selbst

geht unmittelbar in die Media über, sondern weil die tönende Spirans sich gerne die Stütze eines leichten Verschlusses beigesellt, so konnte es geschehen, dass diesem Verschlusse hinwiderum das begleitende Reibungsgeräusch genommen wurde. Nur stelle man sich desshalb nicht die Reihe s^4—z^4—d^4z^4—d als die vier Stadien einer Rennbahn vor, welche nothwendig durchlaufen werden mussten, damit der arme gehetzte Laut zur Ruhe kam: d^4z^4 wird von Anfang an gelegentlich erklungen sein, seit es z^4 gab, und z^4 wird bis zum Ende gelegentlich erklungen sein, so lange es d^4z^4 gab. Ja vom Anfang der Erweichung (des Tönendwerdens) von *th* (s^4) bis zur vollbrachten Verschiebung in *d* war vielleicht das Verhältniss der Aussprache d^4z^4 zu der Aussprache z^4 unveränderlich das gleiche, und keineswegs braucht jene überwogen zu haben. Könnten Bilder irgend etwas aufklären, so würde ich sagen: die Media schwebt unsichtbar über der tönenden Spirans und kann jeden Augenblick erscheinen, eben darum gehört sie aber mit zum Wesen dieses Lautes*).

*) Ebenso wird der mundartliche Uebergang von *j* in *g*, von *w* in *b* stets die Mittelstufe eines gelegentlichen *gj*, *bw* voraussetzen. Sogar der tonlosen Spirans begegnet etwas ähnliches. Im Alemannischen und Oberdeutschen überhaupt tritt *k* für *ch* auf (Zarncke Germania 4, 428 f. Weinhold Alem. Gramm. S. 177; Denkm. S. 449 zu Nr. 55, 19) und sporadisch hier und dort *pt* für *ft*, z. B. Denkm. 296 zu Psalm 139, 3 *scepti*; Gl. Lips. Haupt Zeitschrift 13, 344 *scepte, sagitta*; Denkm. 4, 1, 2 *hapt heptidun*; 4 *haptbandun*. Im Altnordischen ist dies *pt* bekanntlich constant, und so war es vielleicht auch im Altfränkischen, wo ein analoges *ct* zur Seite stand: vergl. *Scaptharius* Greg. Tur. 4, 13 und *tualaptig* L. Sal. (Grimm's Vorr. S. XV). Ueber *ct* (*Droctigisilus, Droctulf*, *Childeberctus*, *Berctoaldus*) s. Grimm Gesch. S. 544. In beiden Fällen scheint die Mittelstufe, der Verschlusseinsatz des tonlosen Spiranten, durch die Schreibungen *pht* (wenn nicht auch sonst in der be-

Die Rennbahn kann übrigens auch um ein Stadium verlängert werden.

Der altfränkische Isidor hat die dentale Spirans im Ganzen rein bewahrt, aber nach *r l* und *n* finden wir in der Regel *d* (Holtzmann S. 117) und dem entsprechend bei Otfried und anderen, welche das inlautende germanische *d* zu *t* verschieben, in denselben Verbindungen *t* (Gramm. 1, 160 Anm.). Dieselben Consonanten also, welche bei der Tenuis die Wandlung in den reinen Spiranten hindern (S. 66 f.), machen hier ehe die Verschiebung der Media in die Tenuis eintritt, die Spiranten zu Medien, und diese neuen Medien werden, da es zur allgemeinen Verschiebung kommt, so gut mitverschoben wie die alten. Diese scheinbare Beschleunigung der Verschiebung, so dass eine Stufe mehr erreicht wird, beruht also in Wahrheit nur auf einer der Verschiebung voraufliegenden und zu ihr in keiner Beziehung stehenden Assimilation.

Bei der ganzen Verschiebung von *dh* in *d* darf man nicht vergessen, dass es sich zugleich um einen Wechsel der Articulationsstelle handelt.

Die normale deutsche und ohne Zweifel auch germanische Gutturalarticulation ist Brücke's zweite oder hintere*). Die normale Labialarticulation ist Brücke's erste

treffenden Quelle *ph* für den Laut *f* vorkommt) und *kh* (Weinhold S. 188 *sprikhit*, *inlûkhendi*), auch *cch* (*sprecchent*, *giricchi*, bei Weinhold a. O. mit den Consonantumlauten *cch* zusammengeworfen) ausdrücklich belegt zu werden.

*) Die Normalität von k^2 erkennt man am besten daraus, dass selbst in der Verbindung *kj* wenigstens im hochdeutschen sich kein k^1 bildete, sondern umgekehrt k^2 sich das *j* (y^1) assimilirte, was lautverschoben *cch* gab. Dagegen ist auf dem niederdeutschen Gebiete im Friesischen allerdings Palatalisirung eingetreten.

oder die reinlabiale. Die normale Lingualarticulation ist ursprünglich Brücke's vierte oder die dentale.

Vielleicht aber erweckt diese letztere Behauptung Zweifel. Sollte das beweglichste Organ der Sprachlautbildung sich stets nur an die oberen Schneidezähne und niemals an ihr hinteres Zahnfleisch angelegt haben, insbesondere da der hervorgebrachte Laut sich in keiner Weise von dem reindentalen in Ansehung des Klanges zu unterscheiden scheint?

Gleichwohl muss man bedenken, dass bei uns Hochdeutschen (und das heutige Niederdeutsch stimmt damit überein) die Geläufigkeit der alveolaren und dorsalen Bildung*) des *t* und *d* mit der (dem Hochdeutschen und Dorischen gemeinsamen) Entbehrung des englischen *th* Hand in Hand geht, wenn uns auch das dentale *t* selbst freilich keineswegs fremd ist. Es wäre nicht unwichtig zu wissen, wie man sieht, ob vielleicht im Englischen die alveolare und dorsale Bildungsweise des *t* und *d* nur ausnahmsweise vorkommt. Mit einiger Wahrscheinlichkeit lässt sich dies auch ohne physiologische Untersuchung für das Isländische behaupten, wo der häufige Uebergang von *d* in *dh* sich sonst schwer erklären würde.

Es war daher gar kein übler Gedanke von Weingärtner (die Aussprache des Gothischen zur Zeit des Ulfilas, Leipzig 1858, S. 61), die Aussprache des gothischen *d* der des dänischen ähnlich zu vermuthen, von welchem letzteren er die folgende Beschreibung beibringt: „Es bildet sich durch Hinschiebung der Zungenspitze zwischen die Vorderzähne, aber ohne den Luftstoss der das Zischen verursacht und verschieden von dem schärferen Zungenschlage, welcher das

*) Brücke bemerkt, sein dorsales *t* werde im Deutschen auch von vielen z. B. im *st* und *ts* gebildet. Nach Merkel's Laletik S. 164 macht es bei den Mitteldeutschen heute die Regel aus.

deutsche *d* hervorbringt". Abgesehen von der falschen Ansicht über die Bildung des deutschen *d* und die Entstehung des Zischens, stimmt diese Beschreibung sehr gut zu Brücke's d^4, dem also doch vermuthlich eine wahrnehmbare, wenn auch leise Nüance des Klanges beiwohnt.

Diese leise Nüance des Klanges fehlte also dem bei der hochdeutschen Verschiebung neu entstehenden *d*, wie die neu entstehende Spirans nicht s^4, sondern s^1 oder s^3 war. Und so waren es doppelte Motive, welche jene *dh* zu verlassen trieben, ausser dem allgemeinen der Verschiebung, das wir noch nicht kennen, dies besondere der einreissenden Abneigung gegen die Articulationsstelle an der es gebildet wurde.

Wir fragen endlich nach dem Schicksal der germanischen Medien.

Wenn wir unser Neuhochdeutsch mit dem Gothischen vergleichen, müssen wir nicht zweifeln, ob die angebliche Verschiebung der Medien auf dem labialen und gutturalen Gebiete überhaupt stattgefunden hat? Und zeigt sich nicht ein Gegensatz schon im Ahd. selbst? Wie viele Denkmäler setzen denn die „verschobenen" *p* und *k* und bewähren sich dadurch als „strengalthochdeutsch"? Und finden wir nicht *b* und *g* rein bewahrt in Denkmälern, welche doch wenigstens inlautend *d* wirklich verschieben?

Die Antworten auf diese Fragen halte ich für sehr einfach.

Unverschobenes *b* und *g* neben aus *d* verschobenem *t* dürften nur solche Denkmäler aufweisen, denen wie Otfried ein unverschobenes *p* und *k* geblieben ist, von welchem sich die Media zu deutlich abhob um verkannt zu werden. Den Laut aber, welchen die strengalthochd. *p* und *k* ausdrücken sollten, besassen zum Theil vielleicht auch sie schon und besitzt ebenso das Neuhochdeutsche: die ge-

flüsterte Media (oben S. 60 f.). Exacte Bezeichnung dieses Lautes, zu welcher die Tenuis verwendet wurde, war nur dort nöthig, wo eine tönende Media daneben bestand. Das war nur auf dem lingualen Gebiete der Fall. Daher die weit schärfere Scheidung zwischen *d* und *t*, welche übrigens — aus Gründen die wir kennen lernen werden — zu der Zeit, aus welcher unsere ältesten Denkmäler stammen, in einigen Mundarten längst zu einem wirklichen Gegensatze von Media und Tenuis geworden war. Im labialen und gutturalen Gebiete lag die Region der Medien und Tenues frei, man konnte daher dem natürlichen Sprachgefühle Ausdruck geben, welches den neuen Laut weder als reine Media noch als reine Tenuis zu erfassen wusste und daher bald als diese bald als jene bezeichnete.

Man wird nicht leugnen können, dass durch die eben vorgetragene Conjectur sich manche bisher dunkle und schwierige Verhältnisse auf leichte, ungezwungene und durchaus genügende Weise erhellen.

Wie wenig stimmt z. B. die Art und Weise, wie sich Weinhold (Alem. Gramm. S. 113 f., 175 f.) diese Dinge zurecht legt zu den Thatsachen! Die ältesten alemannischen Schriftdenkmäler bezeugen nach ihm auf's reichlichste, dass ursprünglich (vor diesen ältesten Schriftdenkmälern?) durchaus *p* im Anlaut geschrieben wurde. „Die erste wesentliche Aenderung erfolgte durch Notker: ihm erschien nach Vocalen und weichen Consonanten nicht *p* sondern *b* d. h. er liess den vorausgehenden tönenden Laut bei Oeffnung des Verschlusses von *p* nachwirken. So schrieb er und seine Schule in den angegebenen Fällen im Anlaute *b*, dagegen behielt er im Satzanfange und nach hartem Consonanten das echte *p* bei. Durch Einfluss der Notker'schen Schule scheint diese Behandlung des Lippenschlussanlautes von gebildeten Schreibern im 11. 12. Jh. als Regel befolgt

zu sein, woraus dann (wieso?) der allgemeine Gebrauch folgte, überall im Anlaute statt des echten *p* nun *b* zu setzen". Dieser Rücktritt auf die gothische Lautstufe sei mithin nur scheinbar gewesen und nur in der Schrift erfolgt, denn die alemannische Mundart habe das alte *p* bis heute beibehalten. Ueber die Richtigkeit dieser letzten Notiz müssen andere entscheiden. Das Wichtigste bleibt immer das Zeugniss der alten Denkmäler, und dieses versichert uns, wie Niemand leugnen kann, eines an- und inlautenden *b* lange vor Notker. Und Weinhold's ursprünglich durchweg anlautendes *p* beruht auf keinem Zeugnisse, sondern nur auf einer durch nichts berechtigten Deutung der Thatsachen. In der Gutturalreihe sodann macht sich Weinhold die Sache noch leichter: *g* wird einfach als unecht hingestellt und damit wie gewöhnlich weitere Motivirung abgelehnt, falls sie nicht etwa stillschweigend analog dem über die Labialreihe Gesagten gedacht war.

Anders erklärt sich Rudolf von Raumer die Sache (S. 65. 74 f.). Weil *f* und *h* nicht in hochd. *b* und *g* übergehen konnten, wurden auch die germ. *b* und *g* von weiterem Fortschreiten zurückgedrängt und blieben somit stehen. Diesem Satze müsste die Voraussetzung zu Grunde liegen, als ob der Uebergang der Media zur Tenuis auf einem Zurückweichen vor der neu entstehenden Media, früheren „Aspirata" beruhte: eine Annahme, welche, wie wir sehen werden, Raumer selbst bestreitet, indem er das „Absterben nachhallender Hauchlaute" und die „Verhärtung der Media" als gänzlich unabhängige und in sich selbständige Vorgänge auffasst. Auch abgesehen von Abhängigkeit oder Unabhängigkeit, begriffe man von diesem Standpuncte aus nicht, wie die strengalthochdeutschen Ansätze zur Verschiebung der labialen und gutturalen Media überhaupt in die Sprache kommen konnten.

Raumer bringt noch einen anderen Erklärungsversuch vor (S. 65). Dem Hochdeutschen wäre durch die Verschiebung die labiale und gutturale Media ganz abhanden gekommen: deshalb drang die Verschiebung nicht durch. Um durch eine solche Argumentation zu überzeugen, müsste man den Nachweis liefern, dass das Hochdeutsche diese Medien nicht entbehren konnte oder eine solche Liebe zu ihnen gefasst hatte, dass es sie nicht entbehren mochte.

Wenn aber Raumer S. 75 seine bezügliche Erörterung mit den Worten schliesst: „doch haben keineswegs alle Dialekte auf demselben Puncte Halt gemacht; im Gegentheile sind viele Dialekte auf halbem Wege stehen geblieben: sie haben kein *b* mehr, sondern nur ein *'b*": — so möchte ich hierin eine Meinung angedeutet finden, welche consequent ausgebildet eben zu derjenigen führen muss, die ich mich zu vertreten bemühe. Denn mit *'b 'd 'g* bezeichnet Raumer wie ich jenen zwischen Media und Tenuis liegenden Laut, der in oberdeutschen Mundarten die Regel bildet. Diese „härtere Media" oder „weichere Tenuis" ist nichts anderes als die geflüsterte Media.

Insofern es sich hier aber auch um das Durchdringen einer bestimmten Laut**bezeichnung** handelte, behält Jacob Grimm's Bemerkung (Gesch. S. 424) ihren vollen Werth, dass die regelmässige mhd. und ahd. Media auf dem Sieg der weicheren fränkischen Mundart über die strengalthochdeutsche beruht. Wie dieser Sieg erfochten wurde, d. h. inwiefern die mhd. und ahd. Gemeinsprache mit den fränkischen Dialekten historisch zusammenhange, zeigt Müllenhoff's Vorrede zu den Denkmälern S. XXIV.

Wir haben das Wesen aller drei hochdeutschen Verschiebungsprocesse nunmehr erörtert. Es knüpft sich daran

die schon berührte Frage nach der gegenseitigen Abhängigkeit oder Unabhängigkeit.

Besteht überhaupt irgend eine Beziehung oder Wechselseitigkeit zwischen den drei Processen? Lässt sich nachweisen, dass einer derselben Veranlassung und Ursache eines andern, und dieser vielleicht des dritten wurde? So dass also wirklich, wie man anzunehmen sich gewöhnt hat, ein einziger Anstoss von einer bestimmten Seite erfolgt wäre und alle übrigen Consonanten derselben Reihe in Bewegung gesetzt hätte, welche sich vor Vermischung mit den neu entstehenden Lauten zu bewahren suchten.

Ich antworte ohne Zaudern mit Nein.

Nehmen wir an, der Uebergang von der Spirans (resp. „Aspirata“ oder Affricatamedia) zur Media habe den Anfang gemacht; so wäre es in der labialen und gutturalen Reihe zu einer Verschiebung überhaupt nicht gekommen. *F* und *h* bewegten sich nicht von der Stelle, so brauchten auch *b* und *g* nicht von der ihrigen zu entfliehen, und weil diese ruhig blieben, fiel auch aller Grund zur Fortbewegung für *p* und *k* weg. Ferner begriffe man nicht die anlautenden *t* und *z* des hochfränkischen Dialekts, denen doch der Anlaut *th* zur Seite steht.

Nehmen wir an, der Uebergang von der Media zur Tenuis (resp. zur geflüsterten Media) habe den Anfang gemacht; so hätte z. B. im fränkischen Dialekt des Isidor die ganze Verschiebung unterbleiben müssen. Denn durch die paar *d*, welche im Inlaut als *t* erscheinen, konnten nicht sämmtliche *t* des An-, In- und Auslautes in Bewegung gesetzt werden.

Nehmen wir an, der Uebergang von der Tenuis zur Spirans und Affricata habe den Anfang gemacht; so sieht man nicht ein, wie die Umwandlung von anlautend *t* zu *z*, von inlautend *t* zu *zss* Veranlassung werden konnte, *dh* zu

d zu verschieben: *z*, *zss* und *dh* sind ja ganz verschiedene Laute. Im Isidor ist wirklich nur die Verschiebung der Tenuis eingetreten und doch sind alle Laute (ausser etwa ausl. germ. *h* von *k*) wie im Germanischen geschieden, soweit nicht Assimilationen störend eingriffen.

Wenn aber keiner der drei Vorgänge im Stande war, die übrigen zu veranlassen, so bleibt keine andere Annahme offen, als dass sie sämmtlich unabhängig von einander stattfanden.

Daraus folgt jedoch keineswegs, dass sie alle gleichzeitig eintraten. Vielmehr geben die grossen Unterschiede der althochdeutschen Mundarten eine bestimmte Vermuthung über die Chronologie der Verschiebung an die Hand.

Ein Verschiebungsprocess, der ein grösseres locales Verbreitungsgebiet besitzt, zu dem muss, scheint mir, ein stärkerer Impuls in dem deutschen Sprachgefühle vorhanden gewesen sein, als zu dem weniger verbreiteten. Und wohin die stärkere Neigung zog, dahin wird man auch früher und rascher sich begeben haben.

Aus diesem Gesichtspuncte dürfen wir behaupten, dass die älteste Verschiebung die der Tenuis ist; denn sie macht das allgemeinste Merkmal der hochdeutschen Sprache aus. Als die zweitälteste erkennen wir die der Media, denn im Isidor findet sie sich schon in einigen Spuren und im hochfränkischen Tatian ziemlich allgemein für die Lingualreihe. Den Schluss machte also die Wandlung der tönenden Spirans.

Aus demselben Gesichtspuncte dürfen wir ferner mit Rücksicht auf dieselben fränkischen Dialekte, den Isidor, Tatian und Otfried, vermuthen, dass die Verschiebungen durchgängig im Inlaut zwischen Vocalen sich zuerst manifestirten.

Ich wende das an der hochdeutschen Verschiebung Erlernte auf die germanische an, die mir nun vollkommen durchsichtig und klar erscheint.

Da treten mir zunächst die Wandlungen der urverwandten Tenues entgegen: *f th h.* Dabei ist *h* entweder die Spirans χ oder eine Verflüchtigung derselben. Die arischen Tenues können nur die reinen (*p t k*), nicht die aspirirten (*'p 't 'k*) gewesen sein. Und die Verschiebung nahm nicht den Durchgang durch die Tenuis affricata: so wenig wie im hochdeutschen Inlaut zwischen Vocalen.

Was die arische Media anlangt, so zweifle ich nicht: das ursprüngliche Wesen ihrer Verschiebung besteht darin, dass sie mit Flüsterstimme hervorgebracht wird: *'b 'd 'g* statt *b d g**).

Endlich der dritte Uebergang. Wir haben freilich nur den Anhalt des *dh*. Aber die obige Vermuthung über arische Medienaffricaten rechtfertigt sich daraus doch genügend. Es fragt sich nur, ob wirklich diese Medienaffricaten denselben schwankenden Charakter trugen, den ich S. 71 f. glaubte jenem *dh* zuschreiben zu müssen. Ich antworte zuversichtlich: ja, denn ein wirklicher Beweis lässt sich dafür herstellen.

Erinnern wir uns, dass im Ahd. eine durch consonantische Nachbareinflüsse zur Media gewordene Spirans wie alle übrigen germanischen Medien der Lingualreihe mitverschoben wurde (S. 73); erinnern wir uns ferner, dass die Verschiebung der Tenuis die älteste ist, die Verschiebung der Spirans aber die jüngste, und erwägen wir die wichtigste Ausnahme der germanischen Verschiebung, die einzige, welche wir (neben jenem oben berührten Einfluss der

*) Ueber die urverwandte Media der Labialreihe vergl. Bickell KZ. 14, 425—434.

Spiranten) nach den vortrefflichen Untersuchungen von Lottner (KZ. 11, 161—204) und Grassmann (KZ. 12, 81 ff.) noch gelten lassen müssen: die Verschiebung vieler inlautender arischer Tenues in die Media anstatt in die tonlose Spirans.

Der unregelmässige Vorgang wird nur angetroffen zwischen Vocalen und in der Nachbarschaft von Liquiden. Daraus ergiebt sich eine einfache Erklärung.

Die Vocale sind nothwendig tönend. Die Resonanten (*m n*) sind nothwendig tönend. Der Zitterlaut (*r*) und *l* können wenigstens tönend gebildet werden, und lässt sich die Wirkung, die sie auszuüben scheinen, nur mit tönender Qualität vereinbaren, so werden wir diese ja wohl unbedenklich voraussetzen dürfen. Hatte ich oben recht angesichts des Einflusses, den *r* auf Erhaltung des Verschlusses im Hochdeutschen übt, seine theilweise Tonlosigkeit zu vermuthen, so würde die Verschiebung des arischen *tr* zu germ. *thr* (Grimm Gesch. S. 423) hier gleichfalls zu beachten sein, und den tönenden Charakter des germanischen und vorgermanischen *r* bestätigen.

Ich nehme nun an, dass sämmtliche unregelmässig verschobenen Tenues zuerst regelmässig in tonlose Spiranten verschoben wurden, dass diese namentlich in häufiger gebrauchten Wörtern (wie *fadar*, *môdar*) unter dem Einfluss der umgebenden tönenden Elemente ebenfalls mit Stimmton hervorgebracht wurden und dann bei dem Eintritt des dritten Verschiebungsactes die Richtung aller übrigen tönenden Spiranten, resp. tönenden Affricaten nahmen*).

*) Wenn Arendt Beitr. 2, 305 die Entsprechung gothischer Media und sanskritischer Tenuis zwischen Vocalen einfach aus Assimilation d. h. Nichtöffnung der Stimmritze bei Articulation des Verschlusslautes erklärt und von der Lautverschiebung ganz unabhängig glaubt, so musste er auch die Exemtion dieser Laute selbst (nicht blos die Unabhängigkeit des Vorganges) von der Verschiebung motiviren. Eine

Tönende Spirans und Affricata können also keine streng geschiedenen Laute gewesen sein. Zugleich lernen wir, was wir von vornherein auch vermuthen konnten, dass die neu sich bildenden tonlosen Spiranten auf der normalen Articulationsstelle der tönenden Affricaten oder Spiranten liegen, welche zugleich die der entsprechenden Tenues und Mediae ist. Diese Articulationsstellen sind — in Uebereinstimmung mit dem oben S. 48 darüber Entwickelten — die erste labiale oder labio-labiale, die vierte linguale oder dentale und die zweite oder hintere gutturale Articulation.

Demnach stellt sich heraus, dass das im Hochdeutschen nicht verschobene germanische *f* wenigstens ursprünglich f^1 — der Blaselaut — gewesen sein muss. Wann der Uebergang zu der uns heute geläufigen und als normal geltenden labio-dentalen Articulation gemacht wurde, dürfte schwer zu eruiren sein. Scheint doch auch z. B. das *w*, das von seiner einstigen vocalisch-consonantischen Doppelnatur — wir wissen gleichfalls nicht zu welcher Zeit*) — längst

solche Exemtion scheint aber undenkbar. Wirkte die Assimilation vor der Verschiebung, so mussten nach derselben sich die ursprünglichen Tenues wieder als solche vorfinden; wirkte die Assimilation nach der Verschiebung, so hatte sie keine andere Folge, als die Umwandlung der tonlosen Spiranten in tönende, wie oben angenommen ist.

*) Man muss Dr Bechstein's „Aussprache des Mittelhochdeutschen" (Halle 1858) S. 45 f. über *w* nachschlagen, wenn man zweifeln sollte, ob meine ausführliche Besprechung ganz elementarer Dinge auch wirklich nothwendig gewesen sei. Nach ihm wäre das ahd. *w* theils reine Spirans, theils geschärfte, und für dies letztere scharfe *w* wird die Bezeichnung Aspirata missbraucht: denn es sei Consonant, während das andere nur ein gehauchter Laut. Die Berufung auf Raumer (Ges. Schr. S. 87 f.), welche den Ausdruck „scharfe Spirans" mit „tonloser Spirans" identificiren würde, steht im Widerspruch mit der Behauptung, dass diese scharfe Spirans im Neuhd. die ausnahmslose Regel geworden sei. Was dem Verfasser vorschwebte, scheint geringere Ver-

6*

herabgesunken ist, zu Wien im vorigen Jahrhundert so überwiegend labio-labial gesprochen worden zu sein, dass es Kempelen (Mechanismus der menschlichen Sprache S. 361—366) als die einzig berechtigte Art des deutschen *w* erschien*). Ohne diesen Irrthum Kempelens aber, was wüssten wir von der Thatsache, die wir daraus chliessen?

In Bezug auf die gutturale Articulation hat man eine vortreffliche Bemerkung Raumer's (S. 91, Anm.) meines Wissens bisher gänzlich übersehem, die über einen schwierigen und dunklen Punct der Lautgeschichte alle wünschenswerthe Aufklärung zu verbreiten scheint. „Soll die gutturale Muta, sagt Raumer an der angeführten Stelle, vor *i*

nehmbarkeit des *w* zwischen Vocalen zu sein. Dazu braucht aber die physikalische Beschaffenheit des Lautes sich nicht zu ändern. Consonantisch zu sprechendes *u*, fanden wir, sei die regelmässige Schreibung für tönende Labialspirans, also (wegen f^1) w^1. Diese Bedeutuug hat auch das zweite *u* in *triuue, frouue* oder *triwe, frowe.* Die Schreibungen *triuwe, frouwe* dürfen wir vermuthlich als die ersten Symptome des neuen reinconsonantischen (im Gegensatze zu dem alten vocalconsonantischen) *w* betrachten.

*) So fasst, wenn ich mich recht erinnere, Brücke in seinen phonetischen Bemerkungen (Zeitschr. für die österr. Gymn. 1857 Bd. 8 S. 749—768) die mir augenblicklich nicht zur Hand sind, die Sache auf. Es wäre freilich möglich, dass Kempelen, von der Schrift nicht hinlänglich emancipirt, für das deutsche *w*, das er doch vom englischen evident verschieden fand, einen besonderen vom romanischen *v* verschiedenen Laut eigens suchte, und als er im deutschen Munde eine von der ihm bekannten romanischen in der That verschiedene Articulation beobachtete, sofort diese für die normale und einzig richtige erklärte. Ein bischen was Gesetzgeberisches und zwar Gesetzgebung aus unvollständiger Induction und vorschneller Verallgemeinerung thut sich in allen Bestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts leicht hervor. Dass man „sehr häufig“ (S. 361), dass „eine grosse Anzahl Menschen“ (S. 366) im Deutschen w^2 statt w^1 spreche, erkennt der besonnene und vorsichtige Kempelen wiederholt an.

ganz an derselben Stelle gesprochen werden wie vor *a*, so wird sich ganz unwillkürlich ein bindender Vocal oder Halbvocal einstellen. Aus diesem dunklen Bindelaute erklärt sich eine grosse Zahl der lateinischen *qu*". Und ebenso erklären sich folgerecht daraus die deutschen *hv*. Aber nicht blos eine grosse Zahl, sondern alle diese Laute werden uns vollkommen verständlich, wenn wir annehmen, dass die Arier einst auch die dritte Gutturalarticulation, das arabische Qaf besassen, und diese überall ursprünglich statuiren, wo wir in den uns bekannten Sprachen *qu* oder die vertretenden *p* und *hv* treffen.

Fassen wir zusammen, so ist dies das Bild der germanischen Verschiebung, wie sie sich uns darstellte:

1)	$p^1 — f^1$	$t^4 — s^4$	$k^2 — \chi^2$
2)	$b^1 — \grave{}b^1$	$d^4 — \grave{}d^4$	$g^2 — \grave{}g^2$
3)	$b^1w^1 — b^1$	$d^4z^4 — d^4$	$g^2y^2 — g^2$

Das heisst: Erstens Lockerung des Mundcanalverschlusses und Aufhebung des Kehlkopfverschlusses bei den Tenues, wie Aehnliches im Ossetischen geschah (Bopp Vergl. Gramm. 1, 119 f.). Zweitens blosse Verengung der Stimmbänder anstatt vollständigen Verschlusses der Stimmritze bei den Medien. Drittens Aufgeben der Affrication wie im Celtischen, Littauischen, Slavischen und zum Theil auch im Lateinischen.

Dieses Aufgeben der Affrication traf ganz allgemein alle Laute, die es treffen konnte, demnach nicht blos die von uns wiederholt betrachteten Medienaffricaten, sondern auch die von Grassmann in KZ. 12 zuerst umfänglicher nachgewiesenen „Tenuesaspiratae“ (vergl. Kuhn KZ. 11, 306) welche ohne Zweifel wie die entsprechenden skr. Laute (oben S. 46. 49) Tenuesaffricatae waren. Bei jenen blieb als Rest die Media, bei diesen die Tenuis: vergl. Grassmann a. O.

S. 106 ff. Von hier aus befestigt sich unsere obige Annahme über die germanische Spirans in der hochdeutschen Verschiebung und die unbedingte Nothwendigkeit, dass sie erst tönend geworden sein musste, um in die Media übergehen zu können.

Durchweg, das sieht man, handelt es sich bei jenen Vorgängen um eine Erleichterung der Consonantenbildung. Und es ist klar, dass auf die tonlosen Spiranten irgend eine Erleichterung nicht Anwendung finden konnte, es wäre denn die Verflüchtigung zum reinen Hauch. Und diese hat im Germanischen nur das akustisch nähere χ, im Lateinischen aber auch das *f* zum Theil ergriffen.

Hoffentlich wohnt meiner Beweisführung Ueberzeugungskraft genug inne, dass ich nun nicht nöthig habe, alle Meinungen meiner Vorgänger ausdrücklich zu widerlegen. Die Meinung Grimm's, der die Verschiebung mit der Media beginnen lässt. Die Meinung Bopp's, der zwar der Tenuis den ersten Schritt zuschreibt, aber diesen Schritt für den Impuls zunächst der Spirans oder Aspirata und mittelbar durch diese auch der Media hält. Die Meinung von Georg Curtius (KZ. 2, 331), der den Anfang mit den sog. Aspiraten macht und Thatkraft, Keckheit, jugendliche Rüstigkeit in dem Unterscheidungstriebe findet, den er den Germanen um ihrer Lautverschiebung willen beilegt. Die Meinung Weinhold's, der sich in der alemannischen Grammatik S. 112 äussert wie folgt: „Es ist zuletzt gleichgiltig, ob man von der Media oder von der Tenuis als Anfang der Verschiebung ausgeht, obschon zu beachten bleibt, dass physiologisch die Tenuis als reinste Gestalt des Consonanten gelten muss (?); Nebensache ist auch, ob man in diesem Vorgange eine Kraftäusserung oder eine Bewegung überhaupt sieht“. Die Meinung von Max Müller, der die unbedingte Willensfreiheit herbeizurufen scheint und die hoch-

deutsche Verschiebung unmittelbar an den arischen Sprachzustand anknüpft, indem er sagt (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache 2, 194 ff.): „Die germanischen Stämme hatten keine Aspiraten, als sie aber von der phonetischen Erbschaft ihrer arischen Vorväter Besitz ergriffen, war ihnen noch ein Bewusstsein der dreifachen Verschiedenheit der consonantischen Verschlusslaute, die ihre Vorfahren aussprachen, geblieben und sie versuchten diesen dreifachen Ansprüchen so gut wie möglich zu entsprechen. Aspiraten hatten sie nicht, weder harte noch weiche: das Gothische ersetzte sie durch die entsprechenden Medien, das Hochdeutsche durch die Tenues. Und von diesem Puncte aus vollzog sich die neue Regelung der alten dreifachen Unterscheidung". Klingt das nicht, als ob die Sprache ein Kleidermagazin wäre, worin sich jeder Rock, Hosen und Weste wählt, je nach der Qualität, die er bezahlen kann, wenn er sich nicht vielleicht ohne Weste behelfen will? Wer weiss übrigens, wie viel an der citirten Stelle Max Müller's Uebersetzer und Bearbeiter verschuldet hat.

Schärfer als alle übrigen blickt auch hier Rudolf von Raumer, der (a. O. S. 88, vergl. 439 Anm.) zwei sich ergänzende Erscheinungen in der deutschen Verschiebung unterscheidet: „Die erste derselben ist das Steigern der einfachen Stummlaute, die zweite das Absterben nachhallender Hauchlaute". Die Bezeichnung „Absterben nachhallender Hauchlaute" können auch wir uns zur Noth gefallen lassen für unseren dritten Act der Verschiebung, nur dass wir die Natur des zu Grunde liegenden Lautes schärfer bestimmen mussten. Aber das „Steigern der einfachen Stummlaute" würde in keiner Weise als angemessene Benennung unseres ersten und zweiten Actes gelten können. Und wenn Raumer fortfährt: „Wo beide (jene Erscheinungen) sich wechselseitig bedingen, da bleiben die Wörter geschieden,

nie kann ein Laut den andern einholen; die Laute sind wie drei Wagen, die hinter einander her um einen Kreis fahren, nach wenigen Minuten ist der zweite da, wo eben noch der erste war: dennoch stösst er nicht auf diesen, weil ja auch der erste Wagen ein eben so grosses Stück vorwärts gefahren ist, wie der zweite": — so haben wir unsererseits von dieser gleichzeitigen Allmälichkeit und Allgemeinheit der Lautumwandlung nichts entdeckt, sondern glaubten im Gegentheile ein festbestimmtes Nacheinander wahrzunehmen, welches auch Vermischungen zuliess.

Doch müssen zu solchen Vermischungen Assimilationen mitwirken. Denn an sich ist aus der Lautverschiebung selbst eine Vermischung unmöglich. Nur die neu entstehenden Medien sind mit den alten identisch, die letzteren waren aber längst verschoben, als die ersteren sich bildeten.

Eine Frage noch erhebt sich uns unwillkürlich, die kaum abzuweisen ist.

Wir dürfen uns das Gehör unserer germanischen Urväter nach Art aller Völker auf niedrigeren Culturstufen ohne Zweifel viel feiner entwickelt denken als das unsrige, das hinter den romanischen und slavischen Nationen sogar bedeutend zurücksteht. Aber war diese Feinheit wirklich so gross, dass sie überall mit vollkommener Sicherheit die tönende Media von der geflüsterten unterscheiden konnten, dergestalt dass gerade auf diesem Gebiete nicht Eine Vermischung bekannt ist?

Und noch eine andere Frage, die bisher von uns nicht aufgeworfen worden: Wenn die germanische Verschiebung nur geflüsterte Medien aus den arischen tönenden Verschlusslauten machte, wie kommt es denn, dass eben diese Laute uns vor dem Eintritt der hochdeutschen Verschiebung

nicht etwa blos als reine, sondern sogar auch als aspirirte Tenues entgegentreten?

Vielleicht lässt sich für beide fragliche Erscheinungen eine und dieselbe Ursache aufdecken, wofern uns nur das Althochdeutsche hier seine Belehrungen nicht vorenthält.

Es giebt einen altdeutschen Physiologus aus dem elften Jahrhundert (Denkmäler Nr. 81) der sich als das Werk zweier vermuthlich dem alemannischen Sprachkreise angehöriger Verfasser meiner Untersuchung erwies. Der erste dieser Verfasser schreibt *ter*, *tes*, *tie*, *tô*, *tenne*, *tannan*, *trî* auch nach tönenden Lauten, der zweite umgekehrt schreibt *dier*, *drinket*, *dugeden*, *driuuôn*, *duot* auch nach tonlosen Consonanten, sogar inlautend *muodes*, *fader*, *unstâdes*, *naderôn* und auslautend *christanheid*, *rihted*, *vastâd* (vergl. die Reichenauer Beichte Denkm. Nr. 73): die richtigen hochdeutschen Formen bringt der erste wie der zweite Verfasser neben den angeführten. Diese aber bezeugen uns, dass im Alemannischen des elften Jahrhunderts vollständige Unsicherheit herrschte über die Scheidung des anlautenden und nicht blos des anlautenden *d* und *t*. Und wenn Notker und seine Schule als Regel festhalten, anlautende Media zur Tenuis zu machen, wenn das vorhergehende Wort mit Muta oder Spirans auslautet, sie aber als Media zu belassen, wenn Liquida oder Vocal vorhergeht; — ja wenn auch anlautende Tenuis ihnen nach tönendem Laut mitunter zur Media wird (Weinhold Alem. Gramm. S. 141): so bestätigen sie dieselbe Thatsache des durchgängigen Schwankens unzweifelhaft.

Andererseits musste in allen jenen fränkischen Dialekten, welche germanisch *d* unverschoben liessen, späterhin, da sie — weniger durch eine Lautverschiebung als durch Verlassen der reindentalen Articulation — ihr unverschobenes germanisches *th*, *dh* gegen *d* aufgaben, gleichfalls eine Mischung

dieser Lautstufen eintreten: so dass die Erhaltung der hochdeutschen Unterscheidung zwischen Media und Tenuis lediglich auf dem hochfränkischen und baierischen Dialekte beruhte.

Was aber haben diese beiden Mundarten vor den übrigen voraus? Dürfen wir ihnen einen eigenen sonst fehlenden „Unterscheidungstrieb“ zuschreiben? Ich denke nicht. Aber daran werden wir erinnern dürfen, dass im hochfränkischen (fuldaischen) und baierischen Gebiete sich am längsten die Tradition allitterirender Poesie erhielt, während von Rheinfranken und Alemannien die Reimdichtung ihren Ausgang nahm. Denn wenn vereinzelte Verse auch in Rheinfranken noch die Allitterationsform tragen, so zeigen gerade die darin hervortretenden Fehler (Müllenhoff Denkm. S. 267), wie sehr man hier diese Bindungsweise verlernt hatte.

Es ist klar, dass die feste Ueberlieferung der Allitterationspoesie, wo sie ununterbrochen bestand, mit ihren unabänderlichen Reihen zusammengeordneter Wortanlaute und ihrer unabänderlichen Methode darüber zu verfügen, eine Vermischung ursprünglich verschiedener Anlaute, wenn ihnen überhaupt nur noch irgendwelche Verschiedenheit geblieben war, nicht zuliess — und dass es in ihrem Interesse lag, die noch bestehende Verschiedenheit, wenn sie auf ein Minimum herabgesunken war, nach Möglichkeit zu steigern. Diese möglichste Steigerung liegt in der Fortbewegung der geflüsterten Media bis zur Tenuis und endlich zur Tenuis mit Aspiration. Denn zur Bildung einer Tenuis mit Kehlkopfverschluss konnte es in einem solchen Falle besonders im Anlaut nicht gut mehr kommen. Vielmehr war die Entstehung der Tenuis damit gegeben, dass an die Stelle der Stimmbändernäherung der geflüsterten Media die vollständige Stimmritzenöffnung trat.

Sind diese Bemerkungen nicht unrichtig und dürfen

wir die Uebertragung auf die germanische Verschiebung vornehmen wie oben, so können wir festhalten: Die germanische Lautverschiebung ist jünger als die Allitteration. Und vielleicht werden wir von hier aus auch zu einer glaublichen Vermuthung über die eigentliche Ursache der Verschiebungsprocesse gelangen, wenn wir nur vorerst noch die germanischen Auslautsgesetze einer kurzen Betrachtung und Beleuchtung unterziehen.

DIE GERMANISCHEN AUSLAUTS-GESETZE.

Einleitung. Das Auslautsgesetz des Gothischen von Westphal. Zusätze von Ebel und Schleicher. — 1. Das consonantische Auslautsgesetz. Auslautend *r*. Auslautend *s*: Scheidung von Ost- und Westgermanisch; ahd. Ausnahmen; gothisch *z;* ahd. *s* und *z*; Wandlung des *s* in *r*. Auslautend *t*, *d*, *n*. Auslautende Doppelconsonanz. Das sog. Hilfs-*a* (Partikel *an*). Zweifache Behandlung des ausl. *n*. — 2. Das vocalische Auslautsgesetz. Das *i* und *a* der Endsilbe. Ahd. Aufschlüsse über die Quantität: ahd. a^e und a^o = urspr. *ai* und *â*. Das *ai*, *î* (entstanden aus *ja*, *jâ*) und *âi* der Endsilbe. Urspr. *â*, durch den zweiten Act des vocalischen Auslautsgesetzes = germ. a^o, zu scheiden von urspr. *âa* = germ. *â*. — 3. Der Eigenton der Vocale. Singularität des vocalischen Auslautsgesetzes. Eigenton der Vocale nach Helmholtz. Tonhöhe und -tiefe der Silbe attrahirt den Vocal mit höheren oder tieferem Eigenton: Beispiele aus der kölnischen Mundart; germ. *ê* für *â*; goth. *î* für *ê*; ags. Tendenz zu hohen, später auch zu tiefen Vocalen. Folgerungen für die Neigung zu den vocalischen Extremen und für die Spaltung des *a* und *â*. Hohes und tiefes Timbre. — 4. Die Wortmelodie. Der germ. Accent als Tonerhöhung und -verstärkung. Normalmelodie des Wortes, Ueberwiegen des Vocalismus: Erklärung des vocalischen Auslautsgesetzes und der ersten Lautverschiebung. Uebertragung auf die zweite: Reinheit des ahd. Vocalismus, Freiheit von consonantischen Einflüssen (Ags. und Altn. im Gegensatz) und vom Umlaut (Erklärung desselben). — 5. Der Ursprung der germanischen Lautform. Datirung der Lautverschiebung: vor dem vocalischen Auslautsgesetz, nach der Allitteration. Zusammenhang von Accent und Allitteration: der germ. Accent

verglichen mit dem niederlittauischen, altpreussischen und lettischen erweist sich als singulär, wird einerseits aus dem Stil, andererseits aus der Form der germ. Poesie, und diese letztere aus dem ältesten Gebrauch der Buchstaben hergeleitet. Abschluss: das consonantische Auslautsgesetz datirt und erklärt; Motivirung der zweiten Lautverschiebung.

Es ist das Verdienst R. Westphal's zur Feststellung der germanischen Auslautsgesetze den Weg gewiesen zu haben, indem er in KZ. 2, 163 f. die gothischen formulirte wie folgt:

I.

1. Von ursprünglich auslautenden Doppelconsonanten hat das Gothische a) blos diejenigen geduldet, deren zweiter Consonant ein *s* ist; b) von allen übrigen muss der zweite abgeworfen werden.

2. Von auslautenden einfachen Consonanten, mögen sie ursprünglich oder auf die angegebene Weise aus einer Doppelconsonanz entstanden sein, hat das Gothische blos *s* und *r*, aber keine Muta und keinen Nasal geduldet.

3. Jeder andere Consonant als *s* und *r* erscheint dem Gothischen am Ende der Wörter als Härte und wird a) entweder abgeworfen oder b) durch Annahme eines auslautenden Hilfsvocals *a* zum Inlaut.

II.

In ursprünglichen Endsilben mehrsilbiger Wörter wird kein ursprünglich kurzes *a* und *i* geduldet, sondern es tritt Apokope oder Aphäresis ein, je nachdem der Vocal den Auslaut bildet oder ein einfacher Consonant darauf folgt. Auch der Diphthong *ai* kann, wo er ursprünglichen Auslaut bildet, in den meisten Fällen sein *i* nicht behalten, sondern muss zu *a* werden. Dagegen bleiben *u* und *au*, und ebenso *a* und *i*, wenn diese letzteren aus *â* oder *ja*, *jâ* entstanden sind.

Beide Gesetze sind nicht neben einander, sondern nach einander aufgekommen: das erste, consonantische, ist das frühere; das zweite, vocalische, das spätere.

So glücklich der Gedanke war alle Wandlungen, welche der Auslaut des Gothischen, verglichen mit den urverwandten Sprachen erlebt hat, auf die beiden angegebenen Gesetze zurückzuführen, so lassen doch dieselben theils dem Zweifel noch Raum, theils erhebt sich die nicht abzuweisende Frage, wie es mit ihrer Geltung in den übrigen germanischen Sprachen bestellt sei, deren Auslaut offenkundig vielfach andere Gestalt als der gothische aufweist.

Auch hat es an Versuchen der Weiterbildung von „Westphal's Gesetz" nicht gefehlt.

Ebel machte darauf aufmerksam, dass die doppelte Weise, missliebige Consonanten im Auslaut zu vermeiden, im Gothischen keineswegs nach Willkür angewendet werde, sondern hierbei ein ebenso bestimmtes Gesetz herrsche wie für die Endvocale: „Mehrsilbige konnten in beiden Fällen nur die Kürzung anwenden: wie *fiskai* zu *fiska*, *gibâ* (*gibô*) zu *giba*, *fiska* zu *fisk* musste *fiskan* zu *fisk*, *gabath* (?) zu *gab*, *gaf* werden; einsilbigen standen beide Weisen zu Gebote, wie *sa*, *hvas*, *thai*, *tvai*, *bai*, *sô*, *hvô*, *thô* bleiben, *tvâ* und *bâ* sich in *tva* und *ba* gekürzt haben, so erweitern sich *than*, *hvan*, *that* in *thana*, *hvanâ*, *thata*, während *hvat* sich in *hva* abstumpft". (KZ. 5, 307).

Derselbe Ebel rügte KZ. 5, 56 mit Recht die Inconsequenz in Westphal's Annahme, dass sich *ai* nur im ursprünglichen Auslaute zu *a* gewandelt habe: wenn *a* und *i* ebensowohl vor Consonanten, als im Auslaute fortfielen, so könne der Endconsonant auch nicht die Kürzung des *ai* in *a* aufhalten.

Ferner sah sich Schleicher veranlasst in seinem Compendium der vergleichenden Grammatik der indogerma-

nischen Sprachen § 203 zu I. die Bemerkung hinzuzufügen, dass jenes Hilfs-*a* erst in einem späteren Lebensalter der Sprache eintrat, als der unter 1, b erwähnte Zusatz bereits gewirkt und überhaupt die Stellung im Auslaute auf die Consonanten Einfluss geübt hatte. Und II. erhielt S. 132 die beträchtlich abweichende Fassung: *a* und *i* fällt ab oder vor einfachen Consonanten aus, *u* bleibt: auslautendes *â* und *ai*, *âi* wird *a*; *ja* und *jâ* werden *i*, beim Verbum auch zu *ei*; vor Consonanten (*s*, *t*) wird *ja* zu *ji*, nach langer Silbe oder in mehr als zweisilbigen Worten zu *ei* gewandelt, während *au* bleibt.

Hier, wie man sieht, waltet Strenge des Gesetzes nur über den kurzen Vocalen, Assimilationen des Inlants (*nasjis*, *sôkeis* für *nasjasi*, *sôkjasi* S. 159) mischen sich unbefugt ein, und auch Irrthümer sind nicht vermieden: wie denn z B. die Behauptung, *â* werde zu *a*, in dieser Allgemeinheit keineswegs Bestand hat. Die Frage nach der germanischen Behandlung des Auslautes in ihrer Allgemeinheit aufzuwerfen und zu beantworten, lag nicht im Plane von Schleicher's Buch.

Ich suche zu allgemeingiltigen Fassungen der obigen Regeln zu gelangen, indem ich sämmtliche verschiedene Fälle des germanischen Auslautes oder (wie man genauer um des zweiten Gesetzes willen sagen muss) der germanischen Endsilbe durchgehe und nach annähernder Vollständigkeit der Beispiele strebe. Die angesetzten germanischen Grundformen werden, wo sie dessen zu bedürfen scheinen, ihre Rechtfertigung in den folgenden Aufsätzen des gegenwärtigen Buches erhalten.

1.

Das Germanische besitzt (von wenigen adverbialen Comparativen auf *is* abgesehen) keine auf Consonant auslauten-

den Neutralstämme, und die Grundformen seiner Partikeln scheinen stets mit Flexionsendungen versehen gewesen zu sein, so dass wenn von Auslauten die Rede ist, nur die Formen der Conjugation und Declination (welche letztere dann auch die Indeclinabilien mit begreift) in Betracht kommen können. Mithin reduciren sich die germanisch auslautenden Consonanten auf *r*, *s*, *d*, *t* und *n*, welches letztere für ursprüngliches *m* gleich dem griechischen vermuthlich durchweg eingetreten war wie im pronominalen Accusativ nachweislich (*thana* d. i. *than-a*, Grundform *tham am*); und die germanisch auslautenden Consonantverbindungen sehen wir beschränkt auf *ns* und *nt*.

„*R* kommt fast nur nach altem Abfall von *s* ursprünglich d. h. ohne vorhergehenden Vocalabfall auslautend vor, z. B. *fadar*, *brôthar* aus **fadars*, **brôthars;* im Vocativ dieser Stämme ist es dagegen ursprünglicher Auslaut, doch ist für den Vocativ in diesem Falle im Gothischen (und nicht minder in den übrigen germanischen Sprachen) die Nominativform gebräuchlich, z. B. *brôthar* d. i. *brôthâr* für **brôthars,* die echte Vocativform würde **brôthr* d. i. *brôthar,* urspr. *bhrâtar* lauten“. Schleicher a. O. § 203 S. 339 der zweiten Auflage. Der Abfall des Nominativ-*s* soll nämlich nach Schleicher in diesen Stämmen schon aus der urarischen Periode datiren: griech. πατήρ aus *πατερς, lat. *patêr,* skr. *pitá'* wird verglichen.

Aber das Sanskrit und Zend schlagen ihren besonderen Weg ein, indem sie auch *r* abwerfen. Das Griechische duldet auslautendes ρς nur in einigen äolischen Formen wie μάκαρς, χέρς (Giese Aeol. Dial. S. 100). Im Gothischen wird auslautendes *rs*, selbst wo es ursprünglich durch Vocal getrennt war, dann vermieden, wenn Vocal vorhergeht, daher die Nominative *vaír*, *stiur* (Grundf. *vaíras*, *stiuras*) wie

im Lateinischen *vir*: bei vorhergehendem Consonanten allerdings *akrs*, *figgrs*, während das Latein durch eingeschobenen Vocal diesen Fall dem ersten gleichmacht: *ager* neben griech. *ἀγρός*, goth. *akrs*, Grundf. *akras*. Wie demnach goth. *anthar*, *hvathar* für *antharas*, *hvatharas* stehen muss, so wäre auch *brôthars*, *fadars* durchaus unmöglich.

Immerhin würde man gemeinsam westarischen Abwurf des *s* und Ersatzdehnung des *a* mit Wahrscheinlichkeit annehmen, wenn nicht Schleicher's lat. *patér* nur auf einer sehr anfechtbaren Vermuthung Fleckeisen's beruhte (Corssen Vocalismus 1, 361 f. Anm.), welcher namentlich der plautinische und inschriftliche Nominativ *patr* (Bücheler Lat. Declin. S. 7) entgegenzuhalten ist.

Fest steht gleichwohl, dass der Abfall vor dem Eintritt des consonantischen Auslautsgesetzes statt gefunden haben muss, mithin keine Ausnahme von demselben begründet.

In Bezug auf das *s* ergiebt sich ein wichtiger und merkwürdiger Unterschied zwischen dem Gothischen und Altnordischen einerseits und dem Deutschen und Angelsächsischen andererseits. Ich fasse nach Müllenhoff's Vorschlag jene als die östliche, diese als die westliche Gruppe der germanischen Sprachen zusammen.

Das Ostgermanische lässt das schliessende *s* unangetastet, das Westgermanische duldet im Allgemeinen kein *s* am Wortende. Von der späteren altnordischen Verwandlung des *s* in *r* wird in dem ersten Theile dieser Regel natürlich abgesehen. Die Fassung des zweiten Theiles deutet schon auf Ausnahmen hin, zu deren Erörterung ich mich sogleich wende.

Das Althochdeutsche bietet *-êr* (z. B. *blintêr*) im Nom. Sing. Masc. des Adjectivs, *wir*, *ir*, *er*, *der*, *huer* in der Declination des Pronomens; Grundformen *-ajis*, *wijis?* *ijis*,

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

ës (*jës*?), *dës*, *huës*. Die Adjectivform *blindajis* steht für *blinda jis* oder *blinda jes*, ältere Grundf. *blindas jas*. Mithin fällt lediglich dem zweiten Worte die Ausnahme von der Regel zur Last, und es haben nur einsilbige Pronominalformen, in welchen dem *s* ein *i* oder dem *i* im Laute nahe stehendes *e* (die lautliche Verwandtschaft mit *i* wird durch die Bezeichnung *ë* ausgedrückt) vorhergeht, dem Gesetze widerstanden und nachher ihr *s* in *r* gewandelt.

Wenn neben jenen Formen das Altsächsische *wî*, *gî* (*igî*), *hê*, *thê*, *huê* bietet und auch die altfries. und ags. Formen, soweit sie beibehalten, hierauf zurückzugehen scheinen, so darf man hierin doch schwerlich grössere Regelrichtigkeit, vielmehr wohl nur weiter gehenden Abfall des *r*, von welchem auch *mir* und *thir*, deren Grundformen wahrscheinlich *masja*, *tvasja*, betroffen werden. Indess möchte ich nicht mit Sicherheit hierüber eine Entscheidung aussprechen: *mir* und *thir* könnten nachträglich erst in die Analogie von *wî* und *gî* gezogen worden sein. Der mhd. Abfall des (nicht ursprünglich auslautenden) *r* nach langem Vocal (*dâ*, *sâ*, *wâ*, *ê*, *mê*, *hie*, zum Theil schon recht alt, vergl. zu Denkm. 10, 30) ist etwas ganz anderes: in den niederdeutschen Formen scheint umgekehrt die Dehnung des Vocals erst Folge des Consonantabfalles. Die Schwäche des ahd. (unursprünglichen) Auslautes *r* zeigt sich bei noch ungeübter und daher mangelhafter graphischer Auffassung des Lautes in Schreibungen wie *uuinta* Vocab. S. Galli 196; *tha*, *afa* u. a. Gl. Ker. 46. 66; *einba*, *ubatrunchan*, *selbfalazzani* Gl. Reich. B Diutiska 1, 521b, 528.a

Wann die fast allgemein germanische Wandlung des alten *s* in *r*, die nur das Gothische des Ulfilas noch gar nicht kennt, eingetreten sei, wissen wir bis jetzt nicht, vergl. Grimm Geschichte der deutschen Sprache S. 486. 501; Dietrich Aussprache des Gothischen S. 81, wo vandal. und

westgoth. *Hôamerdigus (Hôhamizdeigs ?)*, *Ordulphus (Huzdulfs)*, *Naribardus (Nasibards)* aus dem 7. Jahrhundert nachgewiesen werden. Aber bekannt ist, dass die Sprache der Bibelübersetzung diesen Lautwandel vorbildet, indem sie wie das Oskische den tonlosen und tönenden *s*-Laut durch die Zeichen *s* und *z* unterschied: eine Unterscheidung, für welche auch bereits das gothische Runenalphabet die Mittel besass, s. Kirchhoff Das gothische Runenalphabet S. 47.

Das gothische *z* tritt zwischen tönenden Lauten an die Stelle von *s*, und unter tönenden Lauten werden dabei nicht blos Vocale und nothwendig tönende Consonanten wie die tönenden Verschlusslaute *d*, *g* und die tönenden Spiranten *v*, *j*, ferner die Resonanten *m*, *n* verstanden, sondern auch *r* und *l*, welche mithin für's Germanische ihre tönende Qualität wie oben bei der Lautverschiebung (S. 82) neuerdings bewähren.

Der Vorgang ist erklärlich genug und hat gerade in dem bei der Lautverschiebung a. O. Bemerkten seine Parallele. Es soll von Verengung der Stimmritze zur Erweiterung derselben übergegangen und zur Verengung zurückgekehrt werden: der Sprechende zieht vor, die Erweiterung überhaupt nicht eintreten zu lassen.

Nicht überall, wo jene Bedingungen vorhanden, ist auch mit Nothwendigkeit dieser Uebergang bewirkt worden, aber in den am häufigsten vorkommenden Lautverbindungen wie in den Flexionsendungen der pronominalen Declination *izôs*, *izê*, *izô* und *aízôs*, *aízê*, *aízô*, dann in der medialen Endung *aza* der zweiten Person, ferner im comparativischen *iza*, *ôza* kennen wir keine Ausnahmen. Zugleich sind diese minder betonten Silben von blos formaler Function in der Rede. So wandelt antretendes *uh* sowie *ei* fast ausnahmslos (*bidjandans-uh* Matth. 6, 7; *sumansuh* Marc. 12, 5

weist Massmann nach, Ulfilas S. 779) ein vorhergehendes *s* der Flexion in *z* um, aber unverletzt bleibt das der Wurzel angehörige *s* in *vasuh.*

Ich weiss nicht, welchen Anspruch auf Vollständigkeit die Zusammenstellungen von Massmann a. O. haben, welche mehr geben als Jacob Grimm Gramm. 1, 65 ff. und Gabelentz-Löbe S. 50, und versuche deshalb keine genauere Aufstellung speciellerer Regeln. Aber so viel scheint doch zu erhellen, dass ein materiales Element des Wortes niemals sein *s* dem Wechsel bei antretender Flexion preisgiebt, selbst ein *s* der Ableitung widersteht mitunter in diesem Falle: *agisa* Luc, 2, 9; *rimisa* 2 Tim. 3, 12. Und auch dass *s* der Wurzel oder Ableitung sich vor oder nach antretender Ableitung oder Compositionsglied in *z* wandle, fordert kein unweigerliches Gebot: *usaivjan*, *hlaivasna*, *drausna*, *filusna*, *anabusns*, *usbeisns*. Constant aber *razn*, *razda*, *gazds*, *huzd*, *mizdo*, *azgo*, wo es als Theil der Wurzel empfunden zu sein scheint. Es giebt aber wie gesagt keine Wurzel im Gothischen, welche unter gewissen Umständen die Form mit *s*, unter anderen die mit *z* uns aufwiese. Dass irgendwie der Wortumfang massgebend sei, wie Bopp will (Vergl. Gramm. 1, 118), kann ich jedoch nicht finden.

Nach dem Gesagten fühlen wir uns versucht, mit J. Grimm Gramm. 1, 65 zu leugnen, dass *z* seiner Natur nach im Auslaute stehen könne; und wenn *riqiz* und *aiz* wirklich blos vor vocalischem Anlaute des darauffolgenden Wortes begegneten, dies für eine Ausnahme zu erklären, welche lediglich die Regel bestätigte. Aber die Fälle, in denen wir auslautendes *z* finden, sind überhaupt die folgenden: *riqiz ist*, *riqiz hvan* Matth. 6, 23; *riqiz izvis* Joh. 6, 35; *riqiz ith* Ephes. 5, 8; *minz frijôda* 2 Kor. 12, 15 cod. B; *mosêz lagida* 2 Kor. 3, 13 cod. A; *mimz aiv* 1 Kor. 8, 13; *aiz*, *ak* Marc. 6, 8. Allerdings mithin nur drei Fälle, in

denen consonantischer und nur zwei (weil *l* in *lagida* tönend) in denen tonloser Anlaut darauf folgte. Aber unter den übrigen wurzelhaftes *s* in *aiz* (Grimm Gesch. S. 10) und *mims* (vergl. Grimm Gesch. S. 337. 1009; Diefenbach Vergl. Wb. der gothischen Sprache 2, 29 f.), so dass auch sie im Hinblick auf die obige Bemerkung die Neigung des Gothischen bezeugen helfen, auslautendes *s* und zwar nach *i*, *ê*, *ai* und Resonanten, welchen *i* vorhergeht, zu „erweichen".

Blicken wir von hier aus nun auf das Hochdeutsche zurück.

In unserer heutigen Sprache herrscht grosse Verschiedenheit in der Region des *s*. Mit demselben Recht oder Unrecht konnte Brücke Grundzüge S. 40 von unserem „gewöhnlichen weichen *s* in *Sohn*, *singen*" sprechen und Schleicher (Litt. Gramm. S. 22) bei der Beschreibung des littauischen „medialen *s*" bemerken: „Es ist dem Deutschen fremd". Wir Oesterreicher stehen hierin, wenigstens was den Anlaut betrifft, auf Seite des Nordfranken Schleicher.

Wann und wo zuerst die tonlose Aussprache des *s* einriss, lässt sich an der Hand der Manuscripte verfolgen, wenn man die Fälle sammelt in denen sie sporadisch *s* für etymologisch allein begründetes *z* setzen (und umgekehrt, zu Denkm. Nr. 10, 27). Dies *s* kennt Weinhold S. 152 f. im Auslaut seit dem Anfang des neunten, im Inlaut seit der Mitte des 13. Jahrhunderts. Regel aber ist nach dem ursprünglichen Bestande des Hochdeutschen, dass *s* durchweg den tönenden Laut bezeichne, *z* dagegen den tonlosen. Dies folgt schon aus der Entstehung des ahd. *z*, das aus dem tonlosen Verschlusslaute hervorgeht. Mit Recht bedient sich daher der Salzburger Schreiber der gothischen Runennamen des *z* zur Wiedergabe des gothischen tonlosen *s*.

Das gothische weiche (tönende) *s* (*z*) dagegen hat sich, figürlich zu sprechen, um eine weitere Stufe „gesenkt", indem es zu *r* wurde.

Man lese wie Brücke die Bildung seines alveolaren *s* (s^1, tönend z^1) beschreibt S. 38 und dann S. 42 seine Beschreibung des lingualen *r* und man' wird das Wesen des Ueberganges leicht begreifen. „Die Zunge liegt bei Hervorbringung des *r* in der Gleichgewichtslage, von der aus sie in Vibration versetzt wird, ähnlich wie bei t^1 und s^1. Der Rand derselben liegt hinter den Alveolen der Oberzähne, aber er bildet keinen festen Verschluss wie für das t^1 und auch keine rinnenförmige Enge wie bei dem s^1, sondern er ist etwas nach aufwärts gebogen und frei beweglich, so dass der Impuls der aus den Lungen hervorgeblasenen Luft den vordern Theil der Zunge zuerst nach abwärts drückt, worauf sie wieder in ihre ursprüngliche Lage zurückschnellt, wieder herabgedrückt wird und so fort". Da wir aber *r* als tönend kennen, so werden wir keinen unmittelbaren Uebergang von *s* zu *r* statuiren dürfen, vielmehr überall das gothische *z* als unumgängliche Mittelstufe voraussetzen müssen.

Nach Ausweis des vertretenden *r* hatte mithin die Verwandlung des *s* in *z* im Hochdeutschen wie in anderen germanischen Sprachen, namentlich im Altnordischen, viel weiter um sich gegriffen als im Gothischen, namentlich hat auch wurzelhaftes *s* die Gestalt *r* angenommen wie in *kuri kurum* und anderen Wurzeln auf *us* und *is*. Wenn ein *r* in der Wurzel vorhergeht wie in W. *kris*, *bris*, *ris* mag dies mit gehindert haben. Wenn von allen Wurzeln auf *as* fast allein das Verbum substantivum den Wechsel eintreten liess, *wâri*, *wârum*, so darf man nach dem Obigen wohl das häufige Vorkommen und die formale Function geltend machen.

Sollte es nun nicht erlaubt sein, die Neigung für das tönende *s* schon in jene Zeit zu verlegen, in welcher das consonantische Auslautsgesetz noch nicht eingetreten war? Und darf man nicht, wenn nur die Bedingungen des Lautwandels dieselben wie im Gothischen sind, auch einzelne Fälle desselben voraussetzen, welche im Gothischen nur tonloses *s* aufweisen?

Die oben angeführten Ausnahmen des Hochdeutschen aber, welche die vorstehenden Betrachtungen veranlassten, entsprechen den erkannten Bedingungen vollständig, es sind nur die Endsilben *is (ais)* und *ĕs*, zugleich Silben lediglich formaler Function, welche im Hochdeutschen wie ich glaube durch die frühzeitige Verwandlung ihres *s* in *z* dem blos tonloses *s* bedrohenden consonantischen Auslautsgesetze entgingen.

In allen übrigen Fällen finden wir denn unsere Regel bestätigt. Und gleich an der Conjugation wird klar, dass hier wirklich ein uralter Unterschied ost- und westgermanischer Lautlehre vorliege und nicht erst in späterer Zeit das Ahd. seine ursprünglich auslautenden *s* verloren habe: denn in dieser späteren Zeit war der Unterschied ursprünglich auslautender und mit nachfolgendem Vocal bekleideter *s* durch das vocalische Auslautsgesetz verwischt: es hätten entweder alle schliessenden *s* aufgegeben oder alle beibehalten werden müssen. Aber der Unterschied manifestirt sich in bestimmter Weise: das primäre Suffix der II. Sing. urspr. *si* treffen wir als westgerm. *s*, das secundäre urspr. *s* dagegen abgefallen, z. B. II. Sing. Perf. ahd. *wâri* Grundf. *wâris* für *vavas-jâ-s*.

Ebenso ist das ursprünglich auslautende *s* westgermanisch abgefallen im Nominativ Sing. der Substantiva und Adjectiva: Grundf. *dagas*, goth. *dags*, ahd. *tag*. Grundf.

gâdas, goth. *gôds*, ahd. *guot*, z. B. *guot boum* Tat. 41, 3, 4: das sogen. unflectirte Adjectiv. Im Genitiv Sing. mit Ausnahme der *a*-Stämme (Gen. Sing. *a-sja*): Grdf. *mannas*, goth. *mans*, ahd. *man*. Grdf. *brâthras*, goth. *brôthrs*, ahd. *bruoder*. Grdf. *hananas*, goth. *hanins*, ahd. *hanin*. Grdf. *tungânas*, goth. *tuggôns*, ahd. *zungûn*. Grdf. *managînas*, goth. *manageins*, ahd. *managîn*. Grdf. *gibâs*, goth. *gibôs*, ahd. *geba*. Grdf. *anstajas*, goth. *anstais*, ahd. *enstî*. Grdf. *sunavas*, goth. *sunaus*, ahd. *sunô*.

Im Nom. Acc. Plur. der Substantiva: Grdf. *mann-as*, goth. *mans*, ahd. *man*. Grdf. *hanan-as*, goth. *hanans*, ahd. *hanon*, und ebenso in der ganzen übrigen schwachen Declination. Grdf. *gibâs*, goth. *gibôs*, ahd. *geba*.

Die kurzvocalische Declination fordert eine besondere Erwägung. Schon wenn man das ahd. Adjectiv mit dem gothischen vergleicht, so zeigt sich klar, dass die Gleichheit des Nominativs und Accusativs Plur. im Westgerm. zum Grundsatz erhoben worden. Es fragt sich nur, von wo diese Uebertragung der Form des Nominativs auf den Accusativ ausgegangen. Die Analogie der consonantischen Declination und der *â*-Stämme allein reichte dazu kaum aus. Aber die Accusativausgänge *ans*, *ins*, *uns* scheinen von selbst der Form ihrer entsprechenden Nominative sich genähert zu haben, indem (wie aus I. Plur. *mansi* ahd. *mês* wurde) das *n* zuerst in blosse Nasalirung, dann in Dehnung des Vocals sich verwandelte, mithin jene *ans*, *ins*, *uns* durch *ańs*, *ińs*, *uńs* zu *âs*, *îs*, *ûs* neben den gleichlautenden Nominativen wurden, welche dann sämmtlich ihr *s* verlieren mussten. Grdf. *dagâs*, goth. *dagôs*, ahd. *taga*. Grdf. *gastajas*, goth. *gasteis*, ahd. *gestî*. Grdf. *sunavas*, goth. *sunjus*, ahd. *sunû* (aus *sunuvas*). Für die im früheren Ahd., im Altsächsischen und Angelsächsischen erscheinenden Nom.-Acc. der masc. *a*-Stämme auf *âs*, *ôs* muss, wenn man nicht

eine unbegreifliche Ausnahme zulassen will, eine andere Erklärung gesucht werden, welche die verwandten Sprachen, wenngleich nur die asiatischen, in der That darbieten, wie sich unten zeigen wird.

Das *s* des Dat. Plur. *-mas* geht im Westgerm. selbstverständlich, aber auch im Ostgerm. bis auf wenige Spuren im Altnord. verloren. Offenbar erst nach dem Wirken des vocalischen Auslautsgesetzes und durch Assimilation an das voraufgehende *m* mit nachheriger Vereinfachung.

Die Regel bewährt sich auch am Adverbium. Dem goth. *suns* (Gramm. 3, 89) entspricht ahd. *sun* in *warasun*, *tharasun*, *herasun* (Gramm. 3, 212, vergl. 197). Dem goth. *vaírths* in *jaíndvaírths* (Gramm. 3, 89) ahd. *wert* in *afterwert*, *anawert*, *heimort* usw. (Gramm. 3, 98): — dagegen dem goth. *vaírthis*, worin der Genit. eines *a*-Stammes vorliegt, ahd. *anawertes*, *inwertes*, *heimordes* (Gramm. 3, 90). Ferner dem goth. *seiths* in *thanaseiths* (amplius) ahd. *sît*.

Man wird in diesen *suns*, *vaírths*, *seiths* Comparative wie *bats* (altn. *betr*; westgerm. der Regel gemäss alts. ags. *bet*, ahd. *baz*), *vaírs* (für *vaírs-s*, daher auch ahd. *wirs*, ags. *vyrs*), *mins* (altn. *minnr*, *midhr*; ahd. alts. *min*) wohl mit Recht sehen dürfen: Gramm. 3, 590 ff. Die Auslautsgesetze fanden darin das Comparativsuffix in der Gestalt *is* vor, die grammatische Form dieser Wörter ist der Acc. Neutr. nach consonantischer Declination.

Dieselbe grammatische Form, aber eine vollere Gestalt des Suffixes, vermuthlich *jis*, liegt den goth. Comparativadverbien *airis*, *framis*, *hauhis* zu Grunde. Dazu gehören wohl Comparative wie alts. ags. *leng*, auch *bet* (woneben alts. *bat*), ags. *êdh* für *lengi*, *beti*, *êdhi*; weil der Umlaut doch erst nach dem vocalischen Auslautsgesetze zur Wirkung kam, mithin die Ursache des Umlautes nicht durch dieses hinweggeschafft sein kann. Ahd. gehört hieher *enti* (antea)

bei Otfried 5, 8, 55, ags. *end* (bei Grein 1, 233 fälschlich *énd*), mhd. *end* (Grimm Wb. 3, 46): s. Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1866 S. 481 f.: das entsprechende Adjectiv bei Otfr. 1, 3, 7 *bi enterin worolti*. Ferner mhd. *lenc* Gramm. 3, 595.

Das lat. *magis* finden wir im Germanischen unter mehrerlei Gestalten wieder. Goth. *mais* (Grdf. *majis*) kann demselben unmittelbar entsprechen, und dieselbe Grundform setzt auch das regelrichtige ags. *mâ* voraus, wenn der Abfall des Schlussconsonanten alt ist. Goth. *mais* kann sich aber auch zu *magis* verhalten wie goth. *riqis* und ähnl. zu den arischen Neutralstämme auf *as*. Und für ahd. alts. *mêr* ist dies die einzig zulässige Annahme. Ebenso scheint die Schreibung *merr* im Heland 46, 15. 50, 22. 77, 2 auf *mêrir* zu beruhen (wie *err* auf *êrir*), dies aber verhält sich zu dem Adjectiv *mêriro* wie die Adverbia *leidôr*, *rehtôr*, *sniumôr* zu den Adjectiven *leidôro*, *rehtôro*, *sniumôro*: d. h. es sind nach Analogie der neutralen *a*-Stämme gebildete starke Accusative Neutri. — Das *eiris* des ersten Merseburger Zauberspruchs ist mir in mehr als einem Betrachte räthselhaft. Das darauf folgende Wort lautet mit *s* an: sollte man *eiri* lesen dürfen, welches sich dem obigen *enti* vergliche? und wäre darin *ei* als frühestes Beispiel dem *heirro* u. ähnl. des Annoliedes an die Seite zu setzen? —

Ich gehe zu den auch im Ostgermanischen nicht geduldeten Auslauten *t*, *d*, *n* über.

T ist abgefallen in den secundären Suffixen der dritten Person. Goth. Sing. Conj. Präs. *nimai*, Grdf. *nimait*. Perf. *nêmi*, Grdf. *nanam-jâ-t*. Plur. Ind. Perf. *nêmun*, Grdf. *nanam-u-nt*. Conj. ahd. Präs. *nemên*, Grdf. *nima-i-nt*. Perf. *nâmîn*, Grdf. *nanam-jâ-nt*. Von den Formen des gothischen Conjunctivs *nimaina*, *nêmeina* sogleich.

D ist abgefallen im goth. *hva*, Grdf. *kvad*, lat. *quod*, und im Ablativ Sing. der Adjectiva, worüber unten in der Formenlehre das Nähere. In den scheinbar nicht flectirten Nom. Acc. Sing. Neutr. der Adjectiva ist auch wohl meistens *d* abgefallen, da sich vom *m* (germ. *n*) nur wenige Spuren in Adverbien finden.

Schliessendes *n* musste sich verlieren in allen Accusativen Singularis der Substantiva (goth. *dag*, *giba*, *anst*, *sunu*, *hanan* für *dagan*, *gibân*, *anstin*, *sunun*, *hananan*) und allen Genitiven Plur. der Substantiva und Adjectiva (goth. *dagê*, *gibô* usw. *blindaízê*, *blindaízô* für *dagân*, *gibân* usw. *blindasjân*).

Was aber hat man zu halten von dem Hilfs-*a*, mittels dessen am Wortende unmögliche Consonanten nach Westphal inlautend werden?

Zuvörderst kann der Vocal nicht kurzes *a* gewesen sein, welches dem vocalischen Auslautsgesetze gegenüber nicht Stand gehalten hätte, und wird durch Formen wie *ainnôhun*, *hvanôh*, *hvarjanôh*, *hvarjatôh* in der That als lang erwiesen (vergl. jetzt Schleicher Comp. § 203, zweite Auflage). Zweitens hat dieser angebliche Hilfsvocal auch geholfen, wo Hilfe nicht benöthigt wurde: im Nom Acc. Sing. Neutr. und Acc. Sing. Masc. der Adjectiva starker Form hätte zwar allerdings das *d* (lautverschoben *t*) und *n* dem consonantischen Auslautsgesetze zum Opfer fallen müssen; aber das urspr. *ma* und *va* der I. Plur. und Dual. Conj. bedurfte keiner Stütze, und in der III. Plur. Conj. Präs. und Perf. der Verba war das schliessende *n* ebenso berechtigt wie in der III. Plur. Indic. Perf. Es ist nämlich ein Irrthum, wenn Westphal für schliessende Doppelconsonanz eine eigene Behandlung statuirt. Ist der auslautende Consonant ein geduldeter, so ist auch Doppelconsonanz erlaubt. Die unzulässigen Consonanten aber müssen schwinden, gleich-

viel ob ihnen Vocal oder Consonant vorhergeht. Das aber ist charakteristisch und hervorzuheben nothwendig, dass sowohl das consonantische als auch das vocalische Auslautsgesetz je nur einmal wirken, d. h. je nur einen einfachen Laut zu entfernen in Stande sind. Darum bleibt *n*, hinter welchem *t* abgeworfen wurde.

Das Westgermanische bewahrt von allen diesen *â* eine einzige sichtbare Spur: im Acc. Sing. Masc. (resp. Neutr. im ahd. Adverb), und zwar das Ahd. nur in Adverbien wie *huanana*, *danana*, *ûzzana*, *obana* usw., falls dieselben nicht anders aufzufassen — das Alts. auch im lebendigen Adjectiv *-ana*, *-ane*, *-ene*, *-na*, *-ne*, (*langsamana*, *hêlagna*) neben *-an*, *-en* — das Altfries. desgleichen *-ene*, *-ne* neben *-en* — das Ags. constant *-ne* (*blindne*). Das ehemalige Vorhandensein im Nom. Acc. Sing. Neutr. wird für das Ahd. durch das erhaltene *-az* bewiesen: *blintaz*, goth. *blindata*. Ob das westgermanische Verbum je daran Theil gehabt, lässt sich auf keine Weise zuverlässig ermitteln. Das Altnordische weist mit seinem *i* der III. Plur. Conj. auf einfach schliessendes *n*: *ein* und *în* (*ain*, *ein* für goth. *aina*, *eina*) hin. Das Althochdeutsche dagegen scheint, wie wir unten S. 117 sehen werden, in derselben Form schliessenden Vocal vorauszusetzen. Der Abfall eines *â* hat am Nom. Acc. Plur. der neutralen Substantiva sein Analogon: *wort* für *wortâ*, gelegentlich noch *worto*. Der Vocal wird sich nicht allzu lange vor dem Beginn unserer grösseren Denkmäler verloren haben, mit der ursprünglichen Niedersetzung des Ahd. hat diese auffallende Behandlung des *â* nichts zu thun. Uebrigens wird die Natur jenes *â* sogleich noch einen anderen Gesichtspunct eröffnen.

Dass ein an sich bedeutungsloses Laut-Element eigens dazu geschaffen werde, um ein anderes zu schützen, läuft gegen alle Erfahrung und bisherige Kenntniss des Sprach-

wesens. Das *-â* im Conjunctiv des Verbums, so viel ist schon aus dem Gesagten klar, muss seine selbständige Bedeutung gehabt haben. Aber auch für das adjectivische, vielmehr pronominale „Hilfs-*a*“ müssen sich historische Anknüpfungen bieten.

Goth. Nom. Acc. Sing. Neutr. *ita* und Acc. Sing. Masc. *ina* haben ihre genauen Gegenbilder in skr. *idám* und *imám*, und wir dürfen uns auf diese berufen, auch wenn wir das Element *am* nicht weiter zu erklären wissen: dass es mit dem Pronominalstamme *amí*, *amú* zusammenhänge, vermuthet man leicht (Holtzmann Germania 8, 264). Im Germanischen nun gesellte sich dieses *am* fast allen Pronomen und Adjectiven in den angegebenen Formen bei. Aus der Wandlung des accusativischen *m* in *n* (*ina* für *im am*) ersieht man, dass es zwar vor Eintritt des consonantischen Auslautsgesetzes, aber doch erst in der besonderen germanischen Sprache dem Pronomen oder Adjectiv sich völlig angeschmolzen hat. Wie aber lässt sich die lautliche Behandlung begreifen?

Das Altkirchenslavische (Altpannonische*), Altslovenische), dessen Auslautsregel alle Consonanten verbannt, behandelt auslautenden Resonanten auf zweierlei Weise: er fällt entweder ab, oder es bildet sich ein nasalirter Vocal, z. B. *imeṅ* Grdf. *nâman*, *taṅ* Grdf. *tâm* (Schleicher Beitr. 1, 411 f.) Das Germanische, glaube ich, verfuhr ebenso, nur dass es, wie wir schon S. 104 sahen, an die Stelle der Nasalirung späterhin Dehnung treten liess.

So konnte aus dem Zusatzelemente *am* (germ. *an*) einmal *aṅ* und *â*, ebenso gut aber auch blosses *a* werden. Das letztere musste dann dem vocalischen Auslautsgesetze

*) Den Mährern und pannonischen Slovenen übersetzten Konstantin und Methodius die Bibel: vergl. Büdinger Oesterr. Gesch. S. 191. Das übersehen Schafarik und Schleicher.

weichen: dies kann im ahd. Accusativ Masc. der Pronomina, Adjectiva und Personennamen, sowie im Nom. Acc. Neutri des Pronomens und Adjectivs geschehen sein. Die Spuren ehemaliger Nasalirung aber sind mit diesem einen Beispiele nicht erschöpft.

Für die goth. Genitive *meina*, *theina*, *seina*, *unsara*, *izvara*, *ugqara*, *igqara*, deren *a* ebenfalls den übrigen germanischen Sprachen fehlt, wird sich schwerlich eine andere Vergleichung darbieten als mit den auch aus Possessiven gebildeten skr. Genitiven Plur. *asmā́kam*, *yushmā́kam*, zend. *ahmâkem*, *yushmâkem*.

Wie bei kurzem Vocal dehnend, so kann ferner das *n* bei langem Vocal, der nach dem vocalischen Auslautsgesetze sich kürzen müsste, erhaltend wirken. Das werden wir bald geltend zu machen haben.

Man muss bei dem schliessenden *n* sich gegenwärtig halten, dass entsprechend der zweifachen Behandlung auch eine zweifache Aussprache möglich ist. Die uns natürliche den vorangehenden Vocal zu nasaliren — das Wort *Mann* sprechen wir *mañn*, *Zahn* sprechen wir *zâñn* — ergiebt nach Abfall des Resonanten nasalirten Vocal. Die andere, in welcher bei Hervorbringung des Vocals der darauf folgende Resonant nicht durch Oeffnung des Nasenweges vorbereitet wird, und die von früheren Epochen nicht als ebenso schwierig und unnatürlich empfunden zu sein braucht wie von uns, ergab den spurlosen Wegfall des *n*.

Nehmen wir nun an, dass es sich mit dem sog. Hilfs-*a* in der Conjugation ähnlich verhielt wie in der Declination und erwägen wir, dass der germanische Conjunctiv seiner Form nach eigentlich ein Potential oder Optativ: wird es zu kühn sein diese wie wir wissen selbständige optativ-begleitende Partikel mit dem griech. ἄν zu identificiren? Wenig-

stens so lange man keine bessere Auffassung dafür weiss, darf diese gewagt werden.

Liesse sich doch von hier aus auch die Aufklärung des dunklen goth. *au* erlangen das in der I. Sing. Conj. Präs. und Perf. (*gibau*, *gêbjau*) sowie im ganzen Conj. des Mediopassivs und auch in den wenigen erhaltenen Formen der III. Sing. Plur. des medialen Imperativs gefunden wird.

Vielleicht gewähren eben die Imperativformen einen sicheren Anhalt. Die III. Sing. *-dau* (*lausja-dau*) steht neben skr. *-tâm*, die III. Plur. *-ndau* (*liuga-ndau*) neben skr. *-ntâm*. Es ist also klar, dass hier der Ausgang *âm*, wofür wir germ. *ân* voraussetzen müssen, zu *au* geworden ist; und wir können uns der Wahrnehmung einer dritten Behandlungsweise des auslautenden *n* nicht verschliessen. Die Silbe *ân* ist als *aan* aufzufassen, und dass *an* durch *aṅ* zu *u* gelange oder auch einfach *an* zu *un* werde (welches dann sein *n* durch das Auslautsgesetz verliert), wird Niemandem singulär erscheinen, der sich z. B. der gothischen Formen *nêhvundja*, *sniumundô* (Suffix *ant*) und ähnl. (Kuhn KZ. 5, 211 f.) oder der mancherlei litt. und slav. *u* für *am*, *an* oder des Aufsatzes von Kuhn „Wechsel von *aṅ* und *u* im Sanskrit“ (Beitr. 1, 355—373, vergl. Sonne KZ. 12, 287 ff.) erinnert.

Dem eben Gelernten gemäss dürfen wir für goth. II. Sing. Conj. Pass. *zau*, III. *dau*, III. Plur. *ndau* die Grundformen *sân*, *tân*, *ntân* ansetzen und diese, weil die Personalsuffixe *sa*, *ta*, *nta* (griech. *σο*, *το*, *ντο*) lauten, in *sa an*, *ta an*, *nta an* auflösen. So gewinnen wir abermals die Partikel *an*.

Ebenso begreifen wir nun *nimau*, *nêmjau*, wenn diese Partikel, welche Gestalt sie auch immer zu der Zeit gewonnen haben mag, sich wie in *nimaina*, *nêmeina* erst nach

der Wirkung des consonantischen Auslautsgesetzes anlehnte. Die Grundformen sind *nimain an*, *nanamjân an*, woraus zunächst *nimaj-aṅ*, *nanamja-aṅ* wurde. Der Ausfall des *j* zwischen Vocalen in *nimau* für *nimajaṅ* wird in der Formenlehre noch zur Sprache kommen.

Zu allem diesen tritt aber noch eine viel entscheidendere Bestätigung.

Kuhn hat in dem angeführten Aufsatze (Beitr. 1, 359—367) für mich überzeugend nachgewiesen, dass das griech. ἄν nicht nur mit der lat. Fragepartikel *an* (Pott Etym. Forsch. 2, 133; Praepos. 420), sondern auch mit skr. *u* und goth. *an* und *u* identisch ist. Die scheinbare Schwierigkeit, welche goth. *an* gegenüber dem Auslautsgesetze darbietet, fällt hinweg, wenn man bedenkt, dass es eigentlich nur in Composition erhalten ist: denn *anhvas*, *anhva* sind ebensowol zusammengesetzt wie *annuh;* und in anderen Verbindungen oder gar selbständig erscheint es nicht. Und um die Gleichheit der Function recht zu würdigen, muss man erwägen, dass goth. *u* ohne Zweifel auch in *thau* enthalten ist, wodurch das griech. ἄν so oft wiedergegeben wird.

Welche merkwürdigen Schicksale haben also diese Partikel neben dem gothischen Conjunctiv-Optativ betroffen! Den zweiten Personen und der III. Sing. des Conj. Act. hat sie sich so wenig angelehnt wie vielleicht dem ganzen Conj. der aussergothischen Sprachen. An den Conj. Med. und die I. Sing. Conj. Act. trat sie in der Form *u*. In der I. Plur. und Dual. Act. verschmolz sie vielleicht noch als *an* mit dem *a* des Personalsuffixes zu *ân*, das *n* fiel gemäss dem consonantischen Auslautsgesetze ab, das *a* verkürzte sich gemäss dem vocalischen. Der III. Pl. Act. endlich inclinirte sie sich in der Gestalt *aṅ*, woraus dann *â* und nach dem vocalischen Auslautsgesetze *a* wurde.

Wir dürfen nunmehr unsere Erörterungen über Westphal's erstes Gesetz zusammenfassen. Schliessende Doppelconsonanz hat mit der Aufstellung desselben nichts zu thun. Auch das Hilfs-*a* fällt weg. Die Unterschiede der Behandlung des auslautenden *n* sind nur Unterschiede der eingetretenen oder nicht eingetretenen Nasalirung des vorhergehenden Vocals. Was bleibt, ist mithin allein dies:

Nur *r* und tonloses *s* werden im Ostgermanischen, nur *r* und tönendes *s* im Westgermanischen am Wortende geduldet.

2.

Dass das vocalische Auslautsgesetz alle *i* und *a* aus der Endsilbe verscheucht, ist sehr bekannt und bedarf kaum der Belege.

Anstis wird *ansts*, *anstaji anstai*, *anstin anst*, *sunavi sunau*, *brôthri brôthr*, *hanini hanin* usw. Im Verbum *imi (asmi) im*, *(da)dâmi* ahd. *tôm*, *nimisi nimis*, *nimidi nimid* (goth. *nimith)*, *nimandi nimand*, Conj. *nimaisi nimais*, *nêmeisi (nanamjâsi) nêmeis.*

Dagas wird *dags*, *dagisa dagis*, *dagan dag*, *vaúrdan vaúrd*, *anstajas anstais*, *anstijas ansteis*, *sunavas sunaus*, *sunivas sunjus*, usw. Im Verbum II. Dualis *nimatas nimats*, II. Pl. *nimada nimad* (goth. *nimith* für *nimidi*), I. III. Sing. Perf. *(na)nama nam*, II. *(na)namta namt.* Ahd. Conj. I. Pl. *nemaima nemêm*, *nâmîma (nanamjâma) nâmîm*, II. *nâmîda (nanamjâta) nâmît*, usw.

Die Nominative *haírdeis*, *harjis*, d. i. *haírdiis*, *hariis*, scheinen der Regel zu widersprechen, da aus *haírdjas*, *harjas* doch *haírdis*, *haris* werden musste. Ich möchte von den Grundf. *haírdias*, *harias* ausgehen und annehmen, sie seien

wie *ija*, *sijum* für *ia*, *sium* behandelt worden. Aus *haírdijas*, *harijas* ergaben sich gesetzmässig die gothischen Formen.

Halten wir fest, was oben S. 108 hingestellt wurde, dass die vortretende Abneigung gegen gewisse Laute in der letzten Silbe nur je einen einfachen Laut wegzuschaffen Macht hat: so würde die consequente Durchführung des vocalischen Auslautsgesetzes offenbar die sein: *â* d. i. *aa* wird *a*, *î* d. i. *ii* wird *i*, *âi* wird *â*, *ai* wird *a*. Das *u* bleibt erhalten, daher auch *iu* und *au*, wie im Gothischen wegen *s* auch *ns*.

Diese Consequenz der Durchführung vermisst man an allen bisherigen Fassungen der Regel, und doch scheint sie in gewisser Weise vorhanden zu sein. Nur muss man um sie zu finden, das Ahd. in umfänglicher Weise heranziehen. Die Quantität der Endsilben in diesem Dialekte scheint freilich eine Frage von ausserordentlicher Schwierigkeit und eher selbst der Aufklärung zu bedürfen, als dass sie anderwärts Aufklärung bringen könnte. Selbst Vocale, die man in den Grammatiken mit Längezeichen zu versehen pflegt, finden sich schon hie und da durch *e* vertreten.

Hieraus scheint mit Evidenz hervorzugehen, was schon Prof. Kelle daraus folgerte, dass diese Vocale nicht mehr lang waren in der Epoche, aus welcher unsere Denkmäler stammen. Man hat etwas zu einseitig gothische Quantitäten auf das Ahd. übertragen. Die Unterschiede, welche wirklich in den Quellen des achten und neunten Jahrhunderts — denn diese allein können in Betracht kommen — sich geltend machen, sind: Bezeichnung der Länge durch Verdoppelung des Vocals; Unveränderlichkeit des Vocals mit Ausnahme sporadischer Abschwächung in *e*; Wechsel des Vocals mit einem lautlich benachbarten.

Ich glaube nicht zu fehlen, wenn ich diesen drei Kategorien sogleich die Deutungen unterschiebe: gegenwärtige

Länge; gegenwärtige Kürze, aber ehemalige Länge; gegenwärtige und ehemalige Kürze. Anders gesagt: wo im 8. 9. Jh. ein Flexionsvocal (höchstens mit schwachem *e* in seltenen Fällen wechselnd) constant bleibt, hat nach der Wirkung des vocalischen Auslautsgesetzes nicht kurzer, sondern langer Vocal bestanden, der sich im Laufe der Zeit von dem Eintritt jenes Gesetzes bis ins 8. Jh. allerdings verkürzte. Wo dagegen im 8. 9. Jh. bald *a* bald *e*, bald *o* bald *u* erscheint, hat das vocalische Auslautsgesetz kurzen Vocal gewirkt.

Freilich wird dann manche ehemalige Länge gefunden, die man auf das Gothische gestützt für Kürze gehalten hat; freilich wird manche Länge, die man auf scheinbare Gewähr des Gothischen hin, unbedenklich annahm, als Kürze erkannt. Mit dem Gothischen stehen die so gewonnenen Resultate öfters, mit den durch weitere Vergleichung erschliessbaren Urformen aber nie im Widerspruch.

Der constante Nominativ *geba* Grdf. *gibâ* muss auch nach der Wirkung des vocalischen Auslautsgesetzes einst langen Vocal besessen haben, der Accus. *geba* Grdf. *gibân*, der Nom. *hano* Grdf. *hanân* nicht minder.

Andererseits deutet III. Sing. Conj. Praes. *nema* oder *neme* auf kurzen Ausgang trotz goth. *nimai*, Nom. Pl. Masc. *blinde* oder *blinda* auf einen durch das zweite Westphal'sche Gesetz gekürzten Vocal trotz goth. *blindai*. Trotz? Kann denn hier das Gothische überhaupt etwas beweisen? Wissen wir denn jemals ohne Beiziehung der andern germanischen Sprachen, ob ein goth. *ai* den Diphthong *ai* oder den kurzen Vocal *e* bezeichne? Vielmehr dürfen wir den Schluss nicht abweisen, dass die Kürze auch im Goth. in diesen Formen vorliegt, dass mithin *nimaí*, *blindaí*, nicht *nimái*, *blindái* die richtige grammatische Schreibung ist. Die Sache

verhält sich wie im Dativ Sing. der masc. und neutr. *a*-Stämme: Grdf. *dagai*, *vaúrdai*; goth. *daga*, *vaúrda*; ahd. *taga*, *worta* und *tage*, *worte*. Im Gothischen mithin derselbe Wechsel zwischen *a* und *e*, nur dass — vielleicht blos in der Schriftsprache? — gewählt ist zwischen *a* und *e* für die einzelne grammatische Form.

Das zweite im Gothischen nicht nachweisbare Schwanken ist das zwischen *o* und *u*. Aber es scheint klar, dass ahd. I. Sing. Praes. *nimo* neben *nimu* (goth. *nima*), Instrum. *tago* neben *tagu*, Dat. Sing. *gebo* neben *gebu*, Nom. Acc. Pl. Neutr. *worto* neben *wortu*, Dat. Sing. Masc. Neutr. *blintemo* neben *blintemu* nicht anders aufgefasst werden dürfen als die Dative Plur. *tagom tagum*, *wortom wortum*, die Acc. Sing. und Nom. Acc. Pl. *hanon hanun*, d. h. als Vertreter eines früheren *a*, das natürlich in der letzten Silbe seinerseits auf ursprünglichem *â* beruhen muss. Und zwar ist in allen diesen Beispielen der Gang der, dass jenes *a* sich zuerst zu *o* färbt, dann um das Ende des achten und den Anfang des neunten Jahrhunderts in einigen Denkmälern der Neigung unterliegt bis zu dem reinen Vocale nach derselben Richtung hin, bis zum *u* fortzuschreiten. Im Laufe des neunten Jahrhunderts wird dann aber zum farbloseren *o* zurückgekehrt, das nunmehr die Brücke bildet zum endlichen *e*.

Wie also dieser zwischen *o* und *u* schwankende Laut ganz fest auf *â* beruht, das sich zu *a* verkürzt hat (zu sagen, dass er sich aus *ô* verkürzt habe, geht um des Ags. willen kaum an, das zwar die Verkürzung *u*, nie aber die Färbung *ô* in Flexionssilben darbietet), so geht ganz constant jenes mit *e* wechselnde *a* auf ursprüngliches *ai* zurück. Ich bezeichne diesen Laut mit a^e, jenen, wo es auf so genaue Bezeichnung ankommt, durch a^o.

So viel haben wir bis jetzt schon gesehen, dass die Consequenz der Regel wirklich sich weiter erstreckt als man bisher gewöhnlich annahm. Alle *ai* haben ihr *i* eingebüsst, zu den angeführten Beispielen treten sämmtliche Formen des Indicativs Passivi: *baírada*, *baíraza*, *baíranda;* Grdf. *baíradai*, *baírasai*, *baírandai;* vergl. griech. *φέρεται*, **φέρεσαι* (skr. *bhárasê*), *φέρονται*.

Um der einzigen III. Plur. Conj. Praes. willen, ahd. *nemên* für *nemain*, Grdf. *nemaint*, können wir nicht die Fassung der Regel umstossen, als ob etwa der Inlaut eine Ausnahme begründete. Steht dieser Form doch goth. *nimaina* zur Seite, und im Nothfalle böte sich noch eine andere Erklärung. Ganz dasselbe gilt von der III. Plur. Conj. Perf. ahd. *nâmîn*, Grdf. *nanamjânt*. Nach der Strenge des Gesetzes muss aus jedem *î* der Endsilbe *i* werden.

Ursprünglich sind solche *î* im Germanischen niemals, sondern stets aus Assimilation hervorgegangen: *ja* oder *jâ* liegen zu Grunde, und die zunächst gebildeten *ji* oder *jî* sind contrahirt. So entsteht im Skr. Nom. Fem. *dêvî́* aus Grdf. *daivyâ*, Sing. Opt. Med. *bíbhrîta* aus *babharyâta*; *pratyáṅc* nimmt in den mittleren Casus die Form *pratyác*, in den schwächsten die Form *pratîc* an. Derselbe Vorgang im Zend. Die vorwärts wirkende Assimilation des Slavischen und Littauischen ist bekannt, im Altirischen weisen sie Lottner und Stokes Beitr. 2,325 nach. Zusammenziehung bei unvollständiger Assimilation erscheint im Littauischen (*deivė́* für *deivjá*) und Zend: Schleicher Comp. § 29, 2.

Was das Germanische anlangt, so sind die goth. *ei* für *ji* nach langen Silben bekannt, das *î* aller germanischen Sprachen im Conj. Perf. entstand aus *jâ*, und mit Recht zieht Schleicher Comp. § 111, 2 hierher auch das Suffix *îg*, z. B. goth. *mahteigs*, ahd. *mehtîg*, Grdf. *mahti-aga-s*.

Dieser Vorgang scheint nun aber zu sehr verschiedenen Zeiten und in sehr verschiedenen Abstufungen der Consequenz seine Wirksamkeit erzeigt zu haben.

Die Wandlung des *jâ* zu *î* im Conj. Perf. ist überall älter als das vocalische Auslautsgesetz, daher die *î* der letzten Silbe gekürzt: ahd. I. III. Sing. *nâmi*, Grdf. *nanamjân, nanamjât*; II. Sing. (Indic.) *nâmi*, Grdf. *nanamjâs*. Für das Gothische kann man folgende relative Chronologie aufstellen: Umgestaltung durch das consonantische Auslautsgesetz; Anlehnung des *an*; Assimilation und Contraction des *jâ* in *î*; Umgestaltung durch das vocalische Auslautsgesetz. So erklärt sich I. Sing. *nêmjau*, Grdf. *nanamjân an*, neben III. Sing. *nêmi*, Grdf. *nanamjât*.

Desgleichen beruht in der Declination Nom. Fem. *bandi* auf *bandî* für *bandjâ*. Was dagegen *managei* anlangt, so finden wir als älteste Form des entsprechenden ahd. *menegî* im Isidor, mithin lange nach Eintritt des vocalischen Auslautsgesetzes, noch das uncontrahirte *maneghiu*. Näheres hierüber wie über die scheinbar nicht verkürzten goth. Imperative *sandei, nasei* in der Formenlehre.

Wir haben das *âi* der Endsilbe noch nicht erwogen. Die Grundformen der Dative *blindammâi*, *gibâi* allein kommen in Betracht.

Aus goth. *blindamma, thammuh* neben *hvammêh, hvanjammêh*, *ainummêhun* lernen wir dreierlei: Erstens dass in der That regelrecht *i* aus der Verbindung *âi* wegfiel. Zweitens dass der gothische Dat. Sing. *gibai* nicht auf ursprünglichem *gibâi* beruhen kann (welchem dagegen ahd. *geba*^{o} ganz genau entspricht, wie ahd. *blintema*^{o} der Grdf. *blindammâi*), wofür sich vielmehr *giba* vorfinden müsste: einen Erklärungsversuch des goth. Dativs s. in der Formenlehre. Drittens dass die Verkürzung des *â* wo sie ein-

trat, nicht überall mit derselben Action des vocalischen Auslautsgesetzes vor sich ging, mit welcher das einfache kurze *a* und *i* aus der Endsilbe fortgeschafft wurde. Ebenso sind auch die *ô* in Nom. Acc. Fem. *ainôhun*, *hvarjôh* und die schon angeführten für *an* (*ainnôhun* usw. S. 107) jünger als der Ab- und Ausfall des kurzen *a*, der in *ainshun*, *ainishun*, *ainhun* vollständig durchgeführt erscheint.

Darnach haben wir alle Ursache, die Verkürzung des *â* überhaupt für einen späteren Act zu halten, als den Ab- und Ausfall des *a* und *i* und die Verkürzung des *î*.

Zu dieser einen Sonderbarkeit in Behandlung des *â* kommt eine zweite. Wir vermissen die consequente Durchführung der Regel.

Die Fälle der Verkürzung sind oben S. 113 zusammengestellt. Goth. *fadar*, ahd. *fatar*, Grdf. *fadâr* wurde gleichfalls schon erwähnt. Die Länge ist geblieben im Genit. Pluralis aller Nomina urspr. *ân*; im Nom. Plur. der Masculina auf *a*, im Nom. Acc. Plur. und Genit. Sing. der Feminina auf *â*, urspr. *âs* (goth. *dagôs*, *gibôs*, urhochd. *tagâ*, *gebâ*); im Nom. Sing. der Feminina auf *ân* und Neutra auf *an*, Grdf. dort ungewiss, hier *ân* (goth. *tuggô*, *haírtô*, urhochd. *zungâ*, *herzâ*). Ferner in den vermuthlichen Ueberbleibseln des Ablativs, den ahd. alts. Adverbien auf *o*, früher *ô*, z. B. *lango*, *rûmo*, *lûto*, urspr. *langât* usw.

Inlaut und Auslaut, woran man zunächst denken könnte, haben, wie man sieht, keinen Einfluss. Sogar Ostgermanisch und Westgermanisch zeigen uns Verschiedenheiten. Die eine welche den Nom. Acc. Sing. der Feminina auf *â* betrifft (ahd. alts. *geba* d. i. *gebâ*, goth. *giba*), werde ich späterhin zu erklären suchen: das Ags. (Nom. *gifu*, Acc. *gife*) stimmt zum Gothischen und bezeugt damit, dass es sich nicht um eine ursprüngliche Verschiedenheit handelt. Die andere Abweichung ist der goth. Nom. *hana* neben ahd. alts. constant

hano, ags. *hana*, also einst westgerm. *hanâ*. Aber Angesichts der Grundform *kanân* dürfen wir uns an die zweifache Behandlung des schliessenden *n* erinnern und vorläufig vermuthen, dass in ihr die Ursache dieser Differenz stecke. Vergl. oben S. 110.

Auch die Spaltung des *â* in *â(ê)* und *ô* würde man vergeblich herbeirufen. Sie findet sich auch in den verbliebenen Längen, und das Ags. mit seinem consequenten *a* (westgerm. *â*) versichert uns schon, dass sie verhältnissmässig jung ist, wie denn in der That das Goth. und Ahd. jedes selbständig von ihr zu Differenzirungen Gebrauch machten.

Ich will nicht unterlassen die einzige Möglichkeit einer Erklärung namhaft zu machen, auf welche ich verfallen bin. Sie liegt in Kuhn's Untersuchungen über die vedische Metrik. Kuhn weist Beitr. 4, 180 ff. eine Anzahl *â* nach, welche um des Metrums willen als *aa* gelesen werden müssen. Darunter keine Formen welche wir im Germanischen als verkürzte kennen, dagegen alle dem Altindischen und Germanischen noch gemeinsamen, worin *â* erhalten wurde: der Genit. Plur. *aam*, worin die Quantität des zweiten *a* ungewiss, auch *âam* (a. O. S. 180); der Nom. Acc. Plur. *aâs* (S. 183); Adverbia auf *aat* (S. 181), vergl. die zendische Ablativendung *âaṭ* (Schleicher Comp. S. 551).

Im Gen. Sing. der Feminina auf *â* ist auch wohl *-â-as* die eigentliche Endung, und man fühlt sich versucht, das skr. *-âyâs*, zd. *-ayâs* zur Bestätigung herbeizuziehen.

So läge bei allen germ. lang verbliebenen *â* strenggenommen *âa* zu Grunde, gleichsam *aaa*. Und auf dieses kommen wir auch in Grdf. *kanân*, *vadân* (goth. *vatô* Neutr.) durch *kanâṅ*, *vadâṅ*, wenn die Nasalirung wie sonst durch Dehnung ersetzt wurde.

Das ganze Gesetz dürfen wir nunmehr formuliren, wie folgt.

Das Germanische befehdet *i* und *a* als letzte Vocale des Wortes. Daher verlieren sich die einfachen Kürzen *i*, *a* gänzlich aus der Endsilbe, und *âi*, *ai*, *ii(i)* werden zu *â*, *a*, *i*. Später verkürzen sich auch *âa* und *â* zu *â* und *a*.

Selbstverständlich hat das Gesetz seine Grenze an der Sprechbarkeit der davon betroffenen Silbe. Aus *dagans*, *anstins* kann der Vocal nicht weichen, ebenso wenig aus dem goth. Artikel *sa* oder aus *hva* (Grdf. *kvad*). Neben *sa* muss auch im Femininum *sô* die Länge erhalten bleiben, um die Differenz nicht aufzuheben. Eine andere Sonderstellung der einsilbigen Wörter, als welche aus derartigen Rücksichten entspringt, kenne ich nicht.

3.

Wenn Schleicher Comp. § 113, 1 die littauische Behandlung der Auslaute mit der germanischen vergleicht, so liefert seine ausführliche Darstellung der ersteren Litt. Gramm. S. 79—83 selbst den Beweis, dass nur die allgemeine Tendenz der Sprachen in höherem Lebensalter, sich die Aussprache der Flexionssilben möglichst zu erleichtern, darin zur Geltung kommt, dass aber das eigentlich Charakteristische: die principielle und consequente Anfeindung des *i* und *a* bei durchgängiger Schonung des *u*, dort nicht gefunden wird.

Giebt es etwas im Wesen dieser Vocale, was *i* und *a* so streng von *u* abscheidet?

Es war Donders, welcher zuerst klar erkannte, dass die Mundhöhle bei verschiedenen Vocalen auf verschiedene

Tonhöhen abgestimmt ist (Helmholtz Lehre von den Tonempfindungen S. 171). Je nach der andern Gestalt, welche sie zur Hervorbringung eines Vocales annehmen muss, wird sie eine andere Resonanz, einen andern Eigenton des Vocales geben. Durch Helmholtz ist die Sache weitergeführt, die Tonhöhe der Vocale genau bestimmt*) und durch die klarste Darstellung das Resultat wie der Weg, auf welchem es gefunden, Jedermann zugänglich gemacht (a. O. S. 163—181). Ich möchte diese schöne und hochwichtige Entdeckung, so viel an mir liegt, zu einem unverlierbaren Besitz aller Philologen und Linguisten machen, und ziehe daher die uns unmittelbar angehenden Stellen des Helmholtz'schen Buches grösstentheils wörtlich aus.

„Bei den Vocalen *o* und *u*, sagt Helmholtz, wird die Mundhöhle vorn mittelst der Lippen verengert, so dass sie beim *u* vorn am engsten ist, während sie durch Herabziehen der Zunge in ihrer Mitte möglichst erweitert wird, im Ganzen also die Gestalt einer Flasche ohne Hals erhält, deren Oeffnung, der Mund, ziemlich eng ist, deren innere Höhlung aber nach allen Richtungen hin ohne weitere Scheidung zusammenhängt. Die Tonhöhe solcher flaschenförmiger Räume ist desto tiefer, je weiter der Hohlraum und je enger seine Mündung ist. Gewöhnlich lässt sich nur Ein Eigenton mit starker Resonanz deutlich erkennen; wenn andere eigene Töne existiren, so sind sie verhältnissmässig

*) Dass Professor Merkel (Laletik S. 47. 58 f.) andre Schwingungszahlen als Helmholtz gefunden hat und natürlich den Irrthum auf Seiten des letzteren voraussetzt, will ich nur notiren. Damit masse ich mir keine Entscheidung an, ich folge nur dem Führer, zu dem ich grösseres Vertrauen habe. Vertrauen ist freilich subjectiv. Uebrigens kommt es für uns auf diese Einzelheiten so genau nicht an. Darüber dass die Resonanzen *u*, *a*, *i* eine aufsteigende Tonfolge bilden, ist kein Streit.

sehr hoch und haben nur schwache Resonanz. Ganz diesen Erfahrungen entsprechend, wie man sie an Glasflaschen machen kann, findet man auch, dass beim *u*, wo die Mundhöhle am weitesten und der Mund am engsten ist, die Resonanz am tiefsten ausfällt, nämlich dem ungestrichenen *f* entspricht. Wenn man das *u* in *o* überführt, steigt die Resonanz allmälich, so dass bei einem vollklingenden reinen *o* die Stimmung der Mundhöhle gleich b^{I} ist".

„Dem *a* entspricht eine sich vom Kehlkopf ab ziemlich gleichmässig trichterförmig erweiternde Gestalt der Mundhöhle". „Führt man die Mundhöhle aus der Stellung des *o* durch die des o^{a} und a^{o} allmälich über in die des *a*, so steigt dem entsprechend die Resonanz allmälich um eine Octave bis b^{II}. Dieser Ton entspricht dem norddeutschen *a*; das etwas schärfere *a* der Engländer und Italiener steigt bis zur Tonhöhe d^{III}, also noch eine Terz höher. Uebrigens ist es gerade beim *a* besonders auffallend, wie kleine Verschiedenheiten in der Tonhöhe beträchtlichen Abänderungen in dem Klange des Vocals entsprechen, und ich möchte deshalb Sprachgelehrten für die Definition der Vocale verschiedener Sprachen besonders empfehlen, die Tonhöhe stärkster Resonanz der Mundhöhle (den Eigenton des Vocals) festzustellen".

Die bisher genannten Vocale besitzen nur Einen Eigenton. Anders verhält es sich in der Reihe *ä*, *e*, *i*, zu der wir uns wenden.

„Die Lippen werden so weit zurückgezogen, dass sie den Luftstrom nicht mehr beengen, dagegen entsteht eine neue Verengerung zwischen dem vorderen Theile der Zunge und dem harten Gaumen, während der Raum unmittelbar über dem Kehlkopfe sich dadurch erweitert, dass die Zungenwurzel eingezogen wird, wobei gleichzeitig der Kehlkopf emporsteigt. Die Form der Mundhöhle nähert sich dabei

derjenigen einer Flasche mit engem Halse. Der Bauch der Flasche liegt hinten im Schlunde, der Hals ist der enge Kanal zwischen der oberen Fläche der Zunge und dem harten Gaumen. In der angegebenen Reihenfolge dieser Laute *ä*, *e*, *i* nehmen diese Veränderungen zu, so dass beim *i* der Hohlraum der Flasche am grössten, der Hals am engsten ist. Beim *ä* ist der ganze Kanal dagegen noch ziemlich weit“.

„Wenn man eine mit engem Halse versehene Flasche als Resonanzraum anwendet, findet man leicht zwei Töne, von denen der eine angesehen werden kann als Eigenton des Bauches, der andere als ein solcher des Halses der Flasche“. Dem entsprechend haben die Vocale *ä*, *e* und *i* einen höheren und einen tieferen Resonanzton. Die höheren Töne setzen die aufsteigende Reihe von Eigentönen der Vocale *u*, *o*, *a* fort. Der Untersuchung ergab sich für *ä* der Ton g^{III} bis as^{III}, für *e* der Ton b^{III}, für *i* fand Helmholtz d^{IV}. Die tieferen Eigentöne (d^{II} für *ä*, f^{I} für *e*, *f* für *u*) sind schwer vernehmbar und können von uns, denen es nur auf den Gesammtcharakter d. h. den vorschlagenden Haupteigenton der Vocale ankommt, vernachlässigt werden.

Die gefundenen Eigentöne sind also in aufsteigender Folge

	f	b^{I}	b^{II}	g^{III}	b^{III}	d^{IV}
für die Vocale	*u*	*o*	*a*	*ä*	*e*	*i*

Es wird gut sein bei allen Untersuchungen über den Vocalismus den musikalischen Gesichtspunct streng im Auge zu behalten, ob er vielleicht zur Erklärung dieser oder jener Erscheinung etwas beizutragen vermöchte.

In ein neues und helleres Licht wird Vieles dadurch gerückt. Aber durch die neue Beleuchtung wird nicht immer das eigentliche Motiv der geschichtlichen Veränderungen die wir beobachten, aufgedeckt. Wir bleiben solchen Problemen

gegenüber meist noch auf dem Standpunct des Suchens. So möchte ich auch die folgenden Bemerkungen nicht für absolut sicher und zweifellos ausgeben.)

Man kennt die *ai*, *oi*, *ui* die etwa vom vierzehnten Jahrhundert ab (aber vereinzelt schon im zwölften: zu Denkm. 35, 12, 8 *vrambairi*; 37, 3, 4 *thuisint*) in der kölnischen Mundart an die Stelle von *â*, *ô*, *û* treten. Man begreift ferner aus dem Eigenton der Vocale, dass in den höchsten Tonlagen zwar *e* und *i*, aber nicht mehr wohl *a*, *o* und *u* hervorgebracht werden können (vergl. Brücke Grundz. S. 13). Man erinnert sich endlich, dass die langen Vocale leicht in der Aussprache als Ligaturen zweier aufsteigender Töne sich darstellen (oben S. 27 f.). Denken wir uns nun, dass jene *â*, *ô*, *û* mit möglichst hohem Ton gebildet wurden, mit einem Tone der kaum eine Erhöhung zuliess; und stellen wir uns vor, dass sie dennoch zur Auflösung in eine Ligatur sich neigten: so wird es uns vollkommen begreiflich, dass der zweite höhere Ton, wenn er seinerseits auch möglichst hoch liegen sollte, als *i* erklingen musste.

Woher aber die grosse Erhöhung des Tons? Offenbar aus dem Accent: denn alle jene Diphthonge stehen in accentuirten Silben. Und in der That ist auch heute für die rheinische Mundart charakteristisch, dass in ihr die hochbetonten Silben sich in einer Tonhöhe bewegen, zu welcher die Sprache des gewöhnlichen Lebens sich anderwärts nur selten versteigt. Die nicht oder weniger betonten sinken um desto tiefer, und dies Sinken scheint uns schon das älteste Denkmal des rheinischen Dialekts, das Trierer Capitulare (Denkm. Nr. 66), mit seinen zahlreichen *u* für *ô* und *o* in Flexionssilben zu bezeugen. Der tiefere Ton hat den Vocal mit tiefster Resonanz, wo er nahe lag, herbeigelockt.

Das Wesen des Vorganges, durch welchen hier *u*, dort das parasitische *i* — um es so zu nennen — hervorgerufen wird, lässt sich in den Satz drängen: die Höhe oder Tiefe des Tons, welche einer bestimmten Silbe in der Rede beiwohnt, attrahirt den Vocal mit entsprechendem höherem oder tieferem Eigenton.

Es fehlt nicht an weiteren Bestätigungen in der Geschichte des germanischen Vocalismus.

Worauf die theilweise Verdumpfung des *â* in *ô* beruht, wissen wir noch nicht. Die *â* aber, welche ohne Verdumpfung zurückbleiben, haben sich im Gothischen zu *ê*, im Angelsächsischen zu *æ* (im Friesischen meist zu *ê*) gefärbt. Und auch dem Altsächsischen und Mittelniederdeutschen ist *ê* nicht fremd: Grimm Gramm. 1^3, 241. 259. Im Fränkischen ist ein Rückgang von *ê* auf *â*, der sich zwischen 500—700 nach Chr. vollzieht, bestimmt erweisbar (Grimm a. O. S. 58; Th. Jacobi S. 110 ff.); und so werden wir auch die sächsischen *ê* als Nachzügler betrachten dürfen*). Ob die gleiche Anschauung auf andere germanische Sprachen und Mundarten Anwendung finde, kann hier dahin gestellt bleiben. Bei den Alemannen fehlen für das *ê* wenigstens die Belege, wenn man nicht ihren Gesammtnamen *Suebi* als solchen gelten lassen will, und die Belege für *â* beginnen schon im zweiten Jahrhundert: Müllenhoff bei Haupt 7, 528 f.

Man wird schwerlich eine bessere Erklärung für diesen Aufschwung von *â* zu *ê* und das abermalige Niederlassen

*) Ein ähnlicher Rückgang scheint im holländ. *aa*, belg. *ae* mit dem Laute *â* gegenüber mittelniederländisch *ae* vorzuliegen, wenn man für letzteres die Aussprache a^e nach Brücke's Bezeichnung (oben S. 28) als die eigentlich berechtigte statuiren darf.

auf *â* finden, als eine allmäliche Erhöhung des Redetons, welcher ebenso allmälich im Laufe der geschichtlichen Entwickelung wieder ein Sinken folgte. Die Motive solches Steigens und Fallens sind eine Frage für sich.

Im Gothischen und Angelsächsischen hat kein Rückgang stattgefunden. Schon die Handschriften des Ulfilas beweisen, dass der Laut von *ê* vollständig *ë* (oben S. 98) geworden war und noch darüber hinaus bis zu *i* fortstrebte (vergl. oben S. 29), wie denn auch in gothischen Namen auf *-mêr* und *-rêd* seit dem vierten Jahrhundert das *i* immer häufiger auftritt: Gramm. 1[3], 57 ff.; Mannhardt KZ. 5, 173 f.; Dietrich Aussprache des Gothischen S. 63.

Das Angelsächsische, das ähnliche Erscheinungen zeigt, fordert eine ausführlichere Betrachtung.

Den sichtbaren Wirkungen der Tonerhöhung voraus liegt im Angelsächsischen e r s t e n s der Vollzug aller durch nachfolgendes *i* veranlassten Umlaute: in angelsächsischer Lautbezeichnung:

e, *y*, *ê*, *ŷ*, *æ*, *ŷ* und *ê*
(für *ä* *ü* *ö̂* *ü̂* *äe* *äü*)
aus *a* *u* *ô* *û* *ae(ai)* *au*.

Z w e i t e n s die angebahnte Monophthongirung von *ai*. Mittelstufe war meiner Ansicht nach *ae*, hervorgerufen durch assimilirenden Einfluss des accenttragenden ersten Vocals des Diphthongs auf den zweiten. Und diesem *ae* für *ai* hat ohne Zweifel ein *ao* für *au* zur Seite gestanden, denn die altsächsischen *ê* und *ô* erklären sich leichter hieraus als aus *ei* und *ou*: seitdem Sinken des Redetons das *ê* auf *â* zurücktrieb, mag auch die Betonung des ersten Vocals im Diphthong der des zweiten weniger überwogen haben, und dadurch dem charakteristischen Element (*e*, *o*) der Sieg zugefallen sein. Im Friesischen überwog der erste Bestand-

theil, und beide Diphthonge fielen in *â* zusammen. Das Angelsächsische nahm dieselbe Assimilation am *ae* vor, hielt aber in *ao* beide Laute getrennt. Und zwar muss jene vollständige Assimilation des *ae* zu *aa*(*â*) zu einer Zeit begonnen haben, als das ursprüngliche *â*, soweit es nicht längst *ô* geworden war, den Weg gegen *æ* hin bereits eingeschlagen hatte: denn jenes neue *â* schloss sich ihm darin nur in ein paar Fällen (Grimm a. O. S. 360) an.

Mit Ausnahme dieses *â* für urspr. *ai* und des *i* das keiner weiteren Fortbewegung fähig, hat nun die Tonerhöhung alle Vocale vom *a* aufwärts in die Lautregionen mit höherem Eigenton getrieben, wofern nicht vocalische*) oder consonantische Einflüsse (über letztere unten mehr) es hinderten.

Demnach ist *â* zu *æ* und *a* zu *ä* geworden, ja auch *e* tritt sporadisch dafür ein, und *i* steht in Wörtern wie *scire*, *miht*, *niht* u. a. (Grimm a. O. S. 337) zuletzt ganz fest. Consonantische Brechung rief in gewissen Fällen *ea* für *ä* hervor, das ist also eigentlich *äa*. Ebenso muss man das durch Grimm so bezeichnete *eá* (gleich urspr. *au*) zunächst als *äa* fassen: das *a* in *ao* hatte die Richtung nach aufwärts eingeschlagen und *o* war ihm darin gefolgt, so dass das Verhältniss der beiden Elemente des Diphthongs constant blieb. Denn *e* verhält sich was den Eigenton anlangt zu *a*, wie *a* zu *o*: der Intervall beträgt eine Octave. Die genauere Bezeichnung der Stufen nach Brücke's Vocalpyramide (oben S. 28) wäre $a\dot{o}$, $a^{e}o^{a}$, $e^{a}a^{o}$, *ea*. Dass in diesem

*) Wenn *a*, *o* und *u* der zweiten Silbe das *a* der ersten nicht zu *ä* aufsteigen lassen, so ist dies etwas ganz Aehnliches wie wenn in allen germanischen Sprachen ausser der des vandalischen (gothischen) Stammes ein folgendes *a* das *e* und *o* vor dem Uebergange in *i* und *u* schützt.

Laute das *e* überwog, zeigen schon die alten Schreibungen *bêgas*, *êc*, *rêc* (für altgerm. *baugâs*, *auk*, *rauk*), usw. die Grimm S. 362 unter 3 nachweist, die aber mit den Umlauten *hênan*, *scêne*, *gehêran*, *dêpan* für **heynan*, **sceyne*, **geheyran*, **deypan*, altgerm. *haunjan*, *skauni*, *gahausjan*, *daupjan*) nicht zusammengeworfen werden dürfen. Noch deutlicher machen dies die spätangelsächsischen, alt- und mittelenglischen durchgeführten Schreibungen *æ*, *e* und *ee*: Fr. Koch Englische Gramm. 1, 62. Und die schliessliche Aussprache *î* liegt schon in einzelnen ags. *ie* (Grimm S. 373) vorangedeutet.

Wie die *a* dem *e*, so nähern sich alle *e* dem *i* (ohne indess wirklich in *i* überzugehen), desgleichen alle *y* und *æ*. Für letzteren Laut wird *é* geschrieben, und die Aussprache des ags. *e* ist im allgemeinen stets *ë*. Der Laut *œ (ö)* bekommt bei Helmholtz S. 173 den Eigenton *cis*^{III}, also in der Nähe des Eigentons von *a* (*b*^{II}). Aber Helmholtz definirt sein *ö* nicht genauer, während es klar ist, dass die Eigentöne von Brücke's *a*^{œ} (französ. *veuve*, *soeur*), *o*^{e}, *e*^{o} eine aufsteigende Folge bilden. Das zweite wird Helmholtz' Bestimmung meinen, das dritte dürfte seine stärkste Resonanz in der Nähe von *ä* (*g*^{III}—*as*^{III}) haben, von wo der angels. Uebergang zu *e* (*b*^{III}) sehr nahe liegt. Ebenso dürfte sich Helmholtz' Bestimmung des Eigentons von *ü* — er setzt ihn dem von *ä* gleich — auf Brücke's *u*^{i} beziehen, während Brücke's *i*^{u} noch etwas höher, vermuthlich bei *e* zu suchen ist, von wo wiederum der ags. Uebergang zu *i* (*d*^{IV}) sich leicht genug bewerkstelligt.

Die weitere Geschichte dieser Laute wird von Koch a. O. S. 65 f. präcisirt. Die Kürzen und verkürzten Längen behalten ihren ags. Laut, die Längen (ags. *é*, *æ*, *eá*, auch *eó* worin gleichfalls das erste Element überwiegt) und gedehnten Kürzen wandeln ihn zu *î*, welchem durchweg *é* vorausging, während das ags. *î* sich zu *ei* diphthongisirte.

Der englische Grammatiker A. Smith (1578) kennt schon jenes ohne Zweifel zum Theil beträchtlich ältere *î* für *ê* das nach ihm zwischen *e* und *i* steht, aber manchen Wörtern theilt er noch *ê* zu, die jetzt ebenfalls ein *î* zeigen. Dagegen kennt er nur einen langen *i*-Laut, noch nicht das *ei* für ags. *î*, das sich gleichwohl schon im vierzehnten Jahrhundert in einzelnen Spuren (Koch S. 86) nachweisen lässt. Vielleicht war also noch nicht dies *ei* die verbreitetste Aussprache, sondern nur die aufsteigende Zweitönigkeit, wenn ich so sagen darf (vergl. oben S. 28. 125); und der erste Ton erklang erst später allgemein deutlich als *e*.

Erst im dreizehnten Jahrhundert macht sich eine der bisher beobachteten Tonerhöhung der Vocale von *a* aufwärts gerade entgegengesetzte Tonerniedrigung der Vocale von *a* abwärts geltend. Sie tritt mithin weit später hervor als jene, die wir schon in den ältesten Litteraturdenkmälern hie und da (z. B. in *ie* für *eá*) fast bis an ihr letztes Ziel reichen sahen.

Im dreizehnten Jahrhundert (Koch S. 55) nämlich kommt über die ags. *â* für urspr. *ai* ein widerspruchsvolles Schwanken. Das Hinwegstreben von dem reinen *a*-Laute ist entschieden, aber noch nicht, welche Richtung einzuschlagen sei: *æ* und *e* begegnen, daneben auch der ungefärbte Laut, daneben endlich *o* in einer und derselben Handschrift. Das letztere trägt schliesslich den Sieg davon, und wenn irgendwo, so darf man vielleicht hier das fortdauernde Gefühl der Unterscheidung des ags. Lautes *â* vom ags. *æ* herbeirufen, um diesen Sieg zu erklären.

Nun ergreift allmälich die Lautverdunkelung auch das ags. *ô*. Wenn die Bedeutung dieses Zeichens ursprünglich Brücke's a^o gewesen sein muss, so gelangt es nach und nach durch o^a zu Brücke's *o* und endlich grösstentheils —

wenn wir rein theoretische Mittelstufen aufstellen wollen: durch *ou* und *uo* — zu *u*, nämlich *û*. Vermischung mit ags. *û* war nicht mehr möglich, denn gleichfalls schon seit dem dreizehnten Jahrhundert neigt sich nachweislich (Koch S. 59) das ags. *û* zur Diphthongirung *ou*.

Wie aber haben wir diese Tonerniedrigungen aufzufassen?

Der Mundcanal ist beim *a* in seiner ganzen Länge offen, weder in der Mitte verengt wie beim *i*, noch am Ende verengt wie beim *u*. Und jeder der Zwischenlaute zwischen *a* und *i* einerseits und *a* und *u* andererseits wird ebenfalls mit grösserer oder geringerer Verengung des Mundcanals hervorgebracht. Nun bewegt sich die Sprache in einem unaufhörlichen Wechsel von Vocalen und Consonanten. Consonanten aber bedeuten Enge oder Verschluss des Mundcanals. Es ist also offenbar, dass consonantische Nachbarschaft irgend welcher Art alle Vocale mehr begünstigen muss als das *a*. Und diese Begünstigung wird sich um so eher geltend machen können, je rascher gesprochen wird, d. h. je rascher Vocale und Consonanten überhaupt einander folgen und je weniger mit ganzer oder grösserer Mundcanalöffnung hervorgebrachte Vocale in der Sprache noch vorhanden sind, d. h. je mehr dieselbe sich der weiteren Mundöffnung entwöhnt hat.

Diesen Sinn hat der Uebergang von *â* zu *ô* und von *ô* zu *û* im Englischen. Durch das Motiv der Tonerhöhung wurde eine ganze Reihe von Lauten bis zur äussersten vocalischen Verengung des Mundcanals in seiner Mitte getrieben. Die stark zusammengeschmolzenen Vocale mit weiterer Mundcanalöffnung konnten dann dem Zug nach Verengung, den die allmälich rascher werdende Rede noch steigerte, nicht mehr widerstehen.

Irre ich nicht, so haben wir durch diese Betrachtungen über die Geschichte des englischen Vocalismus ein ganz allgemeines Resultat und die Möglichkeit einer Erklärung, zugleich die genauere Anschauung des Verlaufes für eine Reihe analoger Erscheinungen gewonnen. Erstens für das, was ich oben S. 29 die Neigung zu den Extremen des Vocalismus nannte und was in allen germanischen Sprachen so viele *e* und *o* zu *i* und *u* hintreibt, was aber im Gothischen mit ganz besonderer Vehemenz sich Bahn bricht.

Zweitens für die Spaltung des kurzen *a* in *a*, *e* und *o*: denn Curtius weist in der oben S. 7 angeführten Abhandlung nach, dass die Färbung zu *e* älter ist als die zu *o*. Wir können also a priori zwei Wege unterscheiden, auf welchen *a* zu *e* wurde: Tonerhöhung und Schwächung.

Drittens vielleicht für die Spaltung des *â* in *â* und *ô*: denn wenn auch die ags. Fortbewegung des *â* bis zu entschiedenem *æ* und vollends *ê* älter ist, als die Färbung zu *ô* (S. 130 f.), so fragt es sich doch um die genaue Bestimmung der ursprünglichen Beschaffenheit des *â*. War sie Brücke's *a* „das reine oder italienische *a* in *ballare*, *cantare*“, oder Brücke's a^o „das tiefe *a* der Deutschen in Wahl, Arm“ (Grundzüge S. 21)? Nehmen wir das Letztere an, so verdankt schon das „reine“ *a* der Tonerhöhung seinen Ursprung. Auch das Timbre könnte möglicherweise in Betracht kommen. „Der physiologische Spielraum des *a*, sagt Merkel Laletik S. 83, beschränkt sich hauptsächlich auf die Stellung des Kehlkopfs und auf die Weite des Mundcanals. Erstere kann innerhalb einiger Linien variiren, und es ändert sich dadurch das sogenannte Timbre dieses Vocals, das wir bei tiefem Kehlkopfstand dunkel, bei hohem hell nennen. Bei der ersteren wird jedoch auch der Mund einigermassen verengt, wenn das *a* gehörig markirt ausfallen soll, während bei letzterem der Mund weiter geöffnet wird“.

Inwiefern diese Bemerkung über die Weite des Mundcanals ganz exact ist oder nicht, lasse ich dahin gestellt. Was das Timbre anlangt, so handelt Brücke davon in seiner Methode der phonet. Transscription S. 240 f. und giebt eine nähere Beschreibung dessen, was er den verhärteten und den vertieften Klang der Stimme nennt. Durch den ersteren geben wir dem gewöhnlichen Ton der Stimme (ohne stärkeren Exspirationsdruck) auf Kosten seiner Weichheit mehr Metall und Tragweite und machen ihn dadurch der Stimme jener Individuen ähnlich, „welche durch ihr schmetterndes, selbst beim ruhigen Sprechen und gewöhnlichen Exspirationsdruck metallhartes Organ die Verzweiflung aller nervenschwachen Personen sind“. Durch den letzteren „bekommt unsere Stimme etwas von der Fülle und Breite, wie wir sie an Rednern und Schauspielern hören, wenn sie das Würdevolle oder auch das Gewaltige und Erschütternde ihres Gegenstandes an einzelnen Stellen durch den veränderten Klang ihrer Stimme zu illustriren suchen“. Und tieferer Kehlkopfstand ist nach S. 242 für den vertieften Klang allerdings wesentlich. Wie wenn nun mit diesem vertieften Klang dessen Charakter Emphase ist, die älteste arische Rede hervorgedrungen wäre? Darüber können wir freilich nichts feststellen. Aber für das Altgermanische gewinnt die Vermuthung vielleicht einigen Halt, wenn wir uns erinnern, dass der gewöhnliche Vertreter des skr. und arischen *â* in Wurzelsilben das germ. *ô* ist (Pott Etym. Forsch. 1, 6 ff; Bopp Vergl. Gramm. 1,93 f.).

Ich will jedoch auf alle die Erörterungen, die sich hier anknüpfen liessen, nicht weiter eingehen. Es kam mir nur darauf an zu zeigen, wie nach meiner Ansicht gewisse linguistische Probleme eine, wenn ich nicht irre, etwas concretere Gestalt gewinnen könnten.

4.

Halten wir fest, wovon wir in den vorstehenden Betrachtungen ausgingen und was sich durch die Folgerungen, die wir daraus ziehen durften, wohl zur vollen Evidenz erhoben haben wird: *Zum Wesen des germanischen Accentes gehört die Tonerhöhung*, wie in den urverwandten Sprachen.

Wenn aber das lebendige Sprachbewusstsein uns sagt, unser Accent sei auch gesteigerte Intensität, vergrösserte Schallkraft, vermehrter Exspirationsdruck um physiologisch zu sprechen: lässt sich ein Moment der späteren Sprachgeschichte denken, in welchem diese Art des Accentes neu eingetreten wäre?

Ich glaube nicht. Im indischen, im griechischen, im römischen Vers herrscht kein Widerstreit zwischen dem Ictus, nach welchem der Vers gemessen wird, und dem Accente der Worte, aus denen er besteht: so wenig als zwischen den guten Tacttheilen der Musik, welche den Rhythmus bestimmen und dem Steigen oder Fallen der Melodie. Auch das Germanische muss einst ähnliche Verse besessen haben als Erbschaft der arischen Periode. Warum hörten sie mit dem neuen Accente auf? Warum mussten die vier Hebungen des Verses*) fortan auf vier hochbetonte

*) Wie man auch über die Metrik des Hildebrandsliedes sich entscheiden mag, ob für die Ansicht Lachmann's und Müllenhoff's oder für die Ansicht Grein's und Rieger's (Germania 9,295—300), davon ganz unabhängig steht die Erwägung Lachmann's fest (über das Hildebrandslied S. 130; vergl. Müllenhoff de carmine Wessofontano p. 15 f.): „Zwischen den kurzen Halbversen mit zwei Hebungen und den längeren ungeregelten muss in einer der Form nach sorgfältigen Poesie ein Regelmässiges in der Mitte liegen, das nach zwei Seiten verwildern oder sich umbilden konnte: und dies sind gerade die Halbverse von vier Hebungen, jeder mit zwei höher betonten Wörtern".

Silben fallen? Offenbar weil der Hochton nicht blos Tonerhöhung, sondern auch Ictus, Tonverstärkung war, und weil infolgedessen ein unerträglicher Widerstreit der Vers- und Worthebungen entstanden wäre: die Aufhebung dieses Widerstreites ist das Grundgesetz der germanischen Metrik geworden. Vergl. Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1865 S. 805 f.

Der Accent als Tonerhöhung nun verleiht jedem Worte eine bestimmte Melodie. Und wenn er, wie im Germanischen stets, auf der Wurzelsilbe ruht, so muss ein Herabsteigen von höheren zu tiefen Tönen den musikalischen Charakter des Wortes ausmachen. Und zwar verlangt die Stammsilbe den höchsten, die Endsilbe den tiefsten Ton.

Aber die Höhe oder Tiefe des Tons, fanden wir oben S. 126, attrahirt den Vocal mit entsprechendem höherem oder tieferem Eigenton. Diese Attraction kann auf zwei entgegengesetzten Puncten beginnen: es kann entweder die Endsilbe den tiefen (vergl. oben S. 125 das Trierer Capitulare) oder die Wurzelsilbe den hohen Klang herbeiziehn. Die zweite Methode haben wir in ihren äussersten Consequenzen am Englischen beobachtet. Die erste Methode — ergab das vocalische Auslautsgesetz.

„Das vocalische Auslautsgesetz? wie so? wo steckt da die Attraction? hat sich irgend ein *a* der Endsilbe in *o* und *u*, irgend ein *i* in *e* und *a* gewandelt?“ Allerdings nicht. Aber dass *a* und *i* als Schlussnoten im Widerspruch mit dem Accentprincip und der germanischen Normalmelodie stehen, während *u* damit sehr wohl übereinkommt, wird man doch nicht leugnen. Wenn also jene verworfen, dieses beibehalten erscheint: wird man darin nicht eine Wirkung des Accentprincips erkennen müssen? Und wenn die Rücksichtslosigkeit, mit der hier das Anstössige gleich beseitigt

wird, gegenüber der sonstigen allmälich umwandelnden Bescheidenheit auffällt: werden wir denn so grosse Mühe haben, uns dies Auffallende zurechtzulegen und zu erklären? Erinnerten wir uns nicht soeben, dass der germanische Accent auch Tonverstärkung der meistbetonten Silbe bedeutete — und dem entsprechend Tonschwächung der weniger oder nicht betonten? Ist es dann ein Wunder, dass mit solchen schwachen d. h. leise gesprochenen und daher wenig vernehmbaren Silben so kurzer Process gemacht wurde? Gilt uns nicht auch hiefür das Beispiel des Englischen, das sich nach und nach aller Flexionsvocale entledigte?

„Aber wenn die Tonverstärkung und Tonschwächung Ursache war, weshalb duldete die Sprache denn das *u*?“ Die Tonverstärkung war nicht Ursache meiner Ansicht nach, sie war nur Bedingung: sie liess zu, was die Wortmelodie forderte. Und in Bezug auf das *u* der Endsilbe hatte die Wortmelodie nichts zu fordern.

Hieran bleibt mir kein Zweifel. Aber andere Reflexionen lassen sich nicht abweisen.

Die bis zu zerstörenden Wirkungen gesteigerte Macht der normalen germanischen Wortmelodie setzt eine grosse Verfeinerung des musikalischen Gehörs voraus. Wie fest muss nicht die Grundmelodie sich gleichsam eingewurzelt und wie sicher ihr Wachsthum ausgebreitet haben; wie erreglich, fast verzärtelt, muss nicht die Empfindung für den Eigenton der Vocale geworden sein, damit ein wirklicher Widerwille gegen *a* und *i* der Endsilbe sich einnisten konnte, — ein Widerwille, der so stark war, dass er diese Laute spurlos vertilgte!

Eine solche Macht der Normalmelodie konnte daher nicht unmittelbare Folge des neu eingeführten germanischen Accentprincips sein. Das letztere muss vielmehr eine ge-

raume Zeit bestanden haben in ungestörter allmälicher Befestigung, ehe so tiefgreifende Umgestaltungen davon ausgehen konnten. Wie hochwillkommen wäre es uns, wenn auch für diesen ungestörten Bestand sich eine ausdrückliche Bestätigung darböte. Aber wodurch wäre dieselbe gegeben?

Die Melodie des Wortes liegt ausschliesslich in den Vocalen. Die ungestörte allmäliche Befestigung einer bestimmten Wortmelodie müsste daher die Vocale in den Vordergrund der Spracharbeit rücken. Den Consonanten dürfte noch keine assimilirende Gewalt über sie verliehen sein: denn jeder Vocal müsste für sich rein und so sicher aufgefasst werden, dass jedes trübende Gelüst der Sprachwerkzeuge sofort durch das Gehör corrigirt und damit dauernd beseitigt würde. Ja auf die Vocale müsste so sehr die Thätigkeit des Sprachmechanismus und die Aufmerksamkeit concentrirt sein, dass die Consonanten darüber in immer grössere Vernachlässigung fielen und bei ihnen die möglichste Erleichterung der Hervorbringung auf keinen Widerstand des Sprachbewusstseins, will sagen: des controlirenden Ohres stiesse.

Was aber Erleichterung der consonantischen Articulation bedeutet, das wissen wir. Als Erleichterung der consonantischen Articulation erkannten wir: das Wesen der Lautverschiebung.

Haben wir in der That hiermit die geschichtliche Erklärung der Lautverschiebung gefunden, so muss dieselbe eine vollkommene Anwendbarkeit auf die hochdeutsche Verschiebung bewähren. Auch im Hochdeutschen muss entwickelter musikalischer Sinn uns entgegentreten, auch im Hochdeutschen müssen sich die Vocale im Vordergrunde der Spracharbeit zeigen.

Handelte es sich hier um das neunte Jahrhundert, so

brauchte ich nur auf die Otfriedischen Verse zu verweisen. Wer kann diese lesen und an dem entwickelten musikalischen Sinn der Franken und Süddeutschen des neunten Jahrhunderts zweifeln? Aber es handelt sich um das sechste oder siebente Jahrhundert und aus dem sehr werthvollen Zeugniss des neunten darf nicht ohne weiteres auf eine frühere Zeit zurückgeschlossen werden.

Der Beweis wird in der Reinheit und dem unangetasteten Glanze des Vocalismus liegen. Wie man bei Gemälden von einer selbständigen Poesie der Farbe spricht, so empfinden wir in wohllautenden Sprachen die Poesie des Vocalismus. Und diese Poesie der reinen Vocale besitzt das Althochdeutsche im vollen Masse, während sie den übrigen germanischen Sprachen mehr oder weniger durch consonantische Einflüsse und Monophthongirungen abhanden gekommen ist.

Die Gewalt des Accentes war im Althochdeutschen gemildert: wir sahen schon (oben S. 126) das *â* von seiner Erhöhung zurücksinken, theilweise dieser Erhöhung vielleicht ganz fremd bleiben. Auch im Altsächsischen fanden wir das *â*, aber zugleich die *ai* und *au* oder *ae* und *ao* sämmtlich zu *ê* und *ô* geworden (S. 127): das Ahd. hat dagegen seine Diphthonge vermehrt (S. 128) anstatt sie zu vermindern, und Diphthonge als Verbindungen von Vocalen mit verschiedenem Eigenton erhöhen die Mannigfaltigkeit der Wortmelodie. Freilich stammen die neuen Diphthonge *oa* (*uo*) und *ea* (*ie*) erst aus dem achten Jahrhundert, aber der unbestimmte Vocal wird schon etwas früher dem *ô* und *ê* nachgeklungen haben. Zu Allem hingegen, was im Ahd. Monophthongirung ist, betritt die Sprache mit dem Anfang des achten Jahrhunderts erst die Vorstufe*).

*) Ich meine *ao*. Die beiden ahd. Verengungen *ê* und *ô* sind nicht auf gleiche Weise zu erklären. Wenn *ê* vor *w*, *h*, *r* an die Stelle von

Wie der altsächsische ist auch der angelsächsische Vocalismus durch Monophthongirung entstellt, wenn auch anfänglich nicht durch so weitgehende.

Es zeigen uns ferner das Angelsächsische und Altnordische, weniger das Altsächsische, kurze Vocale unter dem umgestaltenden Einflusse benachbarter Consonanten.

Um nur Einiges zu erwähnen, so schwindet in allen dreien innerer Resonant vor anderen Consonanten und der vorhergehende Vocal wird gedehnt: die Mittelstufe muss Nasalirung gebildet haben, durch welche *a* zu *o* verdumpft wird. Diese verdumpfende Wirkung äussern auch die Resonanten selbst und es entsteht ags. *o* für *a*, *ê* (das ist *æ*) für *æ*. Zur Erklärung vergl. Helmholtz S. 177: „An das *u* schliesst sich noch an der brummende Ton, der entsteht, wenn man mit geschlossenem Munde singt. Dieser brummende Ton wird beim Ansatz der Consonanten *m*, *n* und *ng* gebraucht. Die Nasenhöhle, welche hiebei für den Ausgang des Luftstroms dient, hat im Verhältniss zur Grösse

ei tritt, so wirkt consonantische Assimilation, wie denn auch im Gothischen *h* und *r* das *e* und *o* schützen. Wenn aber ahd. *au* sich vor allen Lingualen (*d*, *t*, *z*, *s*) und vor *h*, *r*, *l*, *n* in *ao*, *ô* verwandelt, so kann das nicht ebenso aufgefasst werden. Vielmehr steht zu vermuthen, dass im Geiste der Tonerhöhung sich in *au*, wie in *ai*, der Vocal mit tieferem Eigenton dem mit höherem zu assimiliren strebte: was durchweg *eí* und *ao* ergeben haben würde. Die *au* blieben wo Labiale und Gutturale folgten, die mit *u* näher verwandt sind. — Die *ê* in Endsilben, z. B. in der dritten schwachen Conjugation, erklären sich aus der Normalmelodie: es sollte nicht zum Wortschlusse noch von *e* auf *i* die Stimme gehoben werden. Aus demselben Grunde unterblieb die Diphthongirung von *ô* in Endsilben: *oa* oder *uo* ergäbe einen steigenden Schluss. Indess kann auch die Tonschwäche solcher Endsilben den einfachen Vocal geschützt oder herbeigeführt haben. Ein Schutz, der übrigens nicht unbedingt war, wie Isid. *adhmuot* zeigt.

ihrer Höhlung eine noch engere Oeffnung als die Mundhöhle beim Vocal *u*. Beim Brummen eines Tons treten deshalb die Eigenthümlichkeiten des *u* in noch gesteigertem Masse auf".

Ags., weniger allgemein alts. und altn. *i* wird nach *v* (*w*) zu *u*: eine Assimilation, deren Erklärung nahe genug liegt.

Ags. *sc* veranlasst oft, dass einem darauf folgenden dunklen Vocale *e* vorgeschoben wird. Man muss darin wohl einen Versuch erblicken, vorderes *k* (k^1) wiederzugeben, das sich leicht mit einem *j*-artigen Zwischenlaut vor solchen Vocalen darstellt: vergl. oben S. 55 f. Der Laut k^1 aber entsteht hier ohne Zweifel durch Assimilation an *s*. Es bedarf nur einer geringen Hebung und Zurückziehung des Zungenrückens, um vom dorsalen *s* (s^3) zu vorderem *k* zu gelangen. Auch *g* thut einigemal im Ags. dieselbe Wirkung und ist dann als g^1 anzusehen.

Endlich die von Jacob Grimm vorzugsweise sogenannten Brechungen, das ags. *ea* und *eo*, letzteres mit dem altnord. *ia* (und *iö*) identisch. Beide Laute hauptsächlich vor *r* und *l*: *ea* für *a*; *eo*, *ia* für *i* oder *ë*. Die Erklärung ist einfach und wie mich dünkt sicher, wenn man sich nur gegenwärtig hält, dass im Ags. die *a* in der Regel zu *ä* geworden sind, also dieser Laut und nicht *a* gebrochen wurde.

Man erinnert sich dessen was oben S. 133 über das Timbre beigebracht worden. Brücke macht von seinem „vertieften Klang" Gebrauch zur physiologischen Erläuterung des arabischen *Dhad* und des polnischen durchstrichenen *l*. „Dem polnischen Ohre, sagt Brücke a. O. S. 243, muss in diesem Laute das tiefe Timbre charakteristischer sein als das consonantische Element selber, das in der That im Munde der Landeseingebornen manchmal überaus schwach und undeutlich, ja in einzelnen Fällen vollständig entstellt

ist". Und Brücke erzählt einen solchen Fall, in welchem ein Pole gar keinen *l*-Laut mehr, sondern statt dessen ein schwaches *w*[1], nur mit jenem charakteristischen Timbre ertönen liess.

Nun versuche man einmal *älle* mit dem beschriebenen polnischen *l* zu sprechen und man wird zugeben, dass dafür die ags. Schreibung *ealle* zwar keine ganz zutreffende, aber doch eine sehr begreifliche Lautbezeichnung ist; man wird ferner sofort verstehen, wie aus jener ags. Lautverbindung *eall* die des heutigen englischen *all*, *tall*, *call* werden konnte. Wendet man in *mëlc* das tiefe Timbre an, so erhält man, was der Angelsachse am besten glaubte durch *meolc* wiederzugeben, indem er das tiefe Timbre neben dem höheren *ë* als einen tieferen Vocal auffasste, als neben dem vergleichsweise tieferen *ä*. Altnordisch *fiall*, *giald* und ähnliche werden nun keine Schwierigkeit mehr machen. Wenn im Ags. niemals *eo* für *e* vor *ll*, *ld* getroffen wird, immer *fell*, *feld*, *geld*, so wurde das *l* in dieser Verbindung eben ohne das tiefe Timbre und etwa so wie das heutige dentale *l* (l^4 Brücke's) in *mill*, *rill* gesprochen.

Es scheint mir klar, dass keineswegs blos *l*, sondern ebenso *r*, ja ein jeder Consonant mit dem tiefen Timbre hervorgebracht werden kann. Und die sämmtlichen *ea*, *eo* und *ia* bezeichnen nichts anderes, als dass der dem *ä*, *ë*, *i* folgende Consonant auf solche Weise zu bilden sei. Woher diese Consonanten zu ihrem Timbre kamen, ist eine Frage für sich. Unter anderem werden wohl nachfolgende dunkle Vocale eine Rolle dabei spielen.

Im vortheilhaften Gegensatze zum Angelsächsischen und Altnordischen dürfen wir uns das Althochdeutsche im siebenten Jahrhundert noch völlig frei von consonantischen Einwirkungen auf Vocale denken. Denn das Wenige, was von dieser Art in ihm begegnet, sehen wir in den erhal-

tenen Litteraturdenkmälern entstehen und den ungetrübten Laut noch daneben.

Das Hochdeutsche hat überdies später als irgend eine andere germanische Sprache die Umlaute vollständig entwickelt. Denn selbst das Altsächsische zeigt, abgesehen von *e* für *a*, schon Spuren des Umlautes von *u* und von *ô* im neunten Jahrhundert. Das Angelsächsische und Altnordische kennen wir gar nicht ohne ihre sämmtlichen Umlaute, während uns das Althochdeutsche mit einem einzigen und nicht einmal noch völlig durchgedrungenen Umlaute, dem von *a* in *e* entgegentritt. Ueber dessen Anfänge fehlt es leider noch an genauen Zeitbestimmungen. Aber in den Namen bei Ammianus entdeckt man keine Spur davon, während er inlautend zwischen Vocalen uns die ersten *ch* für *k* (*Ermenrichus*, *Munderichus*, *Richomeres*, *Vitherichus*) darbietet: Dietrich Aussprache des Gothischen S. 82.

Das Althochdeutsche hat endlich die Vocale der Ableitungs- und Flexionssilben reiner und ursprünglicher erhalten als irgend eine germanische Sprache von gleichem Lebensalter. Und hierauf gerade beruht die Musik des althochdeutschen Verses noch im neunten Jahrhundert.

Die Erscheinung hängt klärlich mit der schon S. 127 hervorgehobenen Mässigung des ahd. Hochtons zusammen. Und eben damit ohne Zweifel die spätere Durchführung des Umlautes.

Dem Umlaut haben wir uns oben (S. 25) nur tastend und fühlend genähert, wir können hier ein abermaliges entschlosseneres Eingehen nicht vermeiden.

Mit Recht legt Th. Jacobi S. 127 grosses Gewicht darauf, dass der Umlaut nicht schlechthin die Wirkung eines *i* (oder *u*) auf den Vocal der vorgehenden Silbe sei, sondern dass er nur von Flexions- oder Ableitungsvocalen

ausgehe und nur Wurzelvocale ihn erleiden. Denn der innige Zusammenhang, fährt er fort, zwischen dieser Erscheinung und der Schwächung und dem Abfall von Vocalen in den Ableitungs- und Flexionssilben lasse sich nicht verkennen. „Der durchgreifenden Ausbreitung des Umlautes entspricht der rasche Abfall der Ableitungsvocale, so vor allem im Altnordischen. Wie die Unterschiede der Wurzelvocale zahlreicher und feiner werden, so werden gleichzeitig die der Ableitungen geringer und stumpfer, ja zuletzt verschwinden sie ganz".

So vortrefflich diese Bemerkungen sind, so kommen sie doch über eine gewisse teleologische Aeusserlichkeit nicht hinaus. Wir suchen den Causalzusammenhang und daher zunächst die Natur des mechanischen Vorganges: auf die „psychologische Anticipation" (vergl. oben S. 25) werden wir dabei nicht stossen.

Brücke's Abschnitt über die mouillirten Laute (Grundz. S. 70—75) gehört hierher, und die mouillirten (erweichten) Laute des Slavisehen und Littauischen. Aus der Mouillirung entspringt einerseits die Palatalisirung, der sog. Zetacismus. Sie hat aber noch eine andere Seite.

Es ist gewiss unberechtigt von mouillirten Lauten wie *rj*, *lj*, *nj* zu sagen, dass sie in einen Laut verschmelzen oder „wohl fast einen Laut bilden". Unterschiede ergeben sich nur nach der grösseren oder geringeren Hörbarkeit des *j* oder nach der Dauer der beiden Elemente. Ist diese Dauer für beide möglichst gering, so erscheinen sie dem Gehör in der That als Ein Laut: und die specifische Beschaffenheit dieses scheinbar einheitlichen Lautes, nämlich eben jene „Verschmelzung", erreicht ihre höchste Ausprägung, indem das *j* nicht blos n a c h, sondern auch v o r klingt. Franz. *campagne* wird *kañpajnj* gesprochen.

Stellt sich dann Abneigung gegen die Mouillirung ein,

etwa weil das *j* überhaupt aus der Sprache verschwindet, so kann doch das vorklingende *j* nicht leicht beseitigt werden, es verbindet sich mit dem vorhergehenden Vocal zu einem Diphthong. Man kennt die griech. Beispiele die mir dabei vorschweben: *κτείνω* für *κτένjω*, *φθείρω* für *φθέρjω* *ὀφείλω* für *ὀφέλjω*. Dasselbe was von *j* gilt aber auch von *υ* (*w*): *οὖλος* aus *ὄλϝος* u. a. (Schleicher Comp. § 40b, 3): dabei wird wohl das tiefe Timbre mitwirken.

Nicht anders als diese Fälle ist nun griech. *φέρεις* für *φέρεσι* zu verstehen. Das *si* hatte den Klang *sji* oder *sj* angenommen. Warum sollten derartige Assimilationen und Vernachlässigungen des reinen Vocalklangs nicht in grösserem Umfange möglich sein. Wurde die Verengung des Mundcanals für *i* übertrieben, so hatte man *j*, und ebenso *w* zugleich mit *u* (oben S. 70 Anm.). Nur dass nach gewissen Consonanten sich das nöthige *j* und *w* leichter entwickelte als nach anderen.

Eine solche Beschränkung findet sich im Zend: Schleicher Comp. § 26. Beispiele: *bairaiti* für *barati*, *uiti* für *uti*, *haurvô* für *harvas* usw. Ohne Beschränkung, meines Wissens, (wie im Littauischen alle Consonanten „erweicht“ werden können) hat die „Epenthese“ im Altirischen statt: *baill* für *balli*, *baull* für *ballu*, *fiur* für *viru* usw.

Der germanische Umlaut ist ursprünglich derselbe Vorgang: das bezeugen die ahd. Schreibungen *airin*, *aigi* (Vocab. S. Galli), *ailliu* (Gl. Tegerns. ad Canones 9. Jahrh. Graff 1, 214), *muillen* (Georgslied 38), *suinta*, *zuinta*, *troistest*, *guita* (Otloh, Denkm. Nr. 82, 3. 5. 6. 59. 72), *scoina* (Williram 42, 5 Breslauer Hs.) und das altnordische *av* für das durch *u* umgelautete *a*. Eben diese Schreibungen bezeugen zum Theil, was wir auch ohne sie vermuthen müssten, dass das vorklingende *j* oder *i* erst deutlich vernommen werden konnte, als das nachklingende verschwand

und das schwache *e* oder *a* an seine Stelle trat. Aber auch dann gehörte ein besonders feines Ohr dazu, um das *i* als einen eigenen Laut abzusondern. Die Majorität der Sprechenden besass ein so feines Gehör nicht, und so entstand ein neuer Laut, der zwischen den beiden sich vermischenden lag.

Das Verblassen der Ableitungs- und Flexionsvocale beruht auf ihrer Tonschwäche, auf ihrem Piano, resp. auf dem Forte der Wurzelsilbe. Der Accent als Tonverstärkung war mithin die entscheidende Ursache. Nur für das ahd. und alts. *a* muss man wohl erwägen, dass es gleich dem ags. *ä* durch die Tonerhöhung der Wurzelsilbe schon in die Richtuug zum *e* getrieben war, bei welchem es dann von dem nachfolgenden *i* um so leichter festgehalten werden konnte.

Die Grundbedingung des ganzen Vorgangs, die Mouillirung der Consonanten durch folgendes *i*, war vermuthlich allen germanischen Sprachen ebenso gemein wie die erste Lautverschiebung. Die geringere Tonverstärkung bewahrte das Althochdeutsche so lange vor der Trübung seiner reinen Wurzelvocale und dem Verlust seiner vollen Endungen.*)

Nehmen wir zu allem Vorangegangenen schliesslich noch die zwischen Consonanten eingeschobenen *a* (oben S. 29), so wird der weiche, fast weichliche und höchst melodiöse Charakter des Althochdeutschen wohl nicht mehr in

*) Alles vom Ahd. Bemerkte gilt, soweit wir vergleichen können, auch vom Langobardischen, das mit ihm die Lautverschiebung theilte: dieselbe Reinheit der Diphthonge, derselbe Mangel des Umlauts, dieselbe Bewahrung der Bildungsvocale, und endlich das *â* Innerhalb des engeren Hochdeutsch ist besonders merkwürdig und bestätigend für meine Ansichten, dass das Alemanische, der Dialekt des ältesten *â* (oben S. 126), zugleich der Dialekt der consequentesten Verschiebung ist.

Frage stehen. Und wird es dann nicht begreiflich, dass das süddeutsche Ohr, begierig die Musik seiner Vocale einzusaugen, um die Consonanten sich nur wenig mehr kümmerte, und dass die süddeutschen Sprachorgane sich die theilweise Lässigkeit dieses ihres Aufsehers zu nutze machten, um der consonantischen Articulation die möglichste Erleichterung zu verschaffen?

Sie folgten damit nur den alten Impulsen, die schon einmal die germanischen Consonanten in Bewegung gesetzt hatten. Was man damals erreichen wollte, die durchgängige Erleichterung der consonantischen Articulation, das war im Wesentlichen wieder verloren gegangen durch die oben S. 90 geschilderte Entstehung einer neuen Tenuis. Das Hochdeutsche allein war aber noch in der Lage, diese Tenuis, diese tönende Media, diese tönende Dentalspirans als Härten zu empfinden. Die niederdeutschen und nordischen Sprachen zogen längst, unter dem Befehl des gesteigerten Accents, eine andere Strasse.

Das Altnordische bewahrte unter der Herrschaft überwiegender Tonverstärkung zwar die reinen Diphthonge, verlor aber rasch die vollen Endungen. Das Angelsächsische monophthongirte seine Diphthonge und erhöhte die meisten Vocaltöne und verlor gleichfalls die Endungen bei ebenso grosser Tonhöhe als Tonstärke seines Accentes. Das Niederdeutsche wagte es nur nicht ganz dem Angelsächsischen zu folgen, während das spätere Hochdeutsch mehr dem Nordischen ähnlich nur die Tonverstärkung überhand nehmen liess.

5.

Soweit in dergleichen Dingen ein Beweis möglich, hoffe ich den Zusammenhang der Lautverschiebung und des vocalischen Auslautsgesetzes mit dem Accente aufgezeigt zu

haben. Die unabhängige Feststellung der relativen Chronologie tritt bestätigend hinzu.

Für die hochdeutsche Verschiebung ist die Harmonie der chronologischen Daten schon überall hervorgehoben. Die germanische Verschiebung müsste, wenn meine Anschauung richtig, später als der neue Accent und früher als das vocalische Auslautsgesetz fallen.

Letzteres ergiebt sich leicht. Ahd. Formen, wie III. Sing. *birit*, II. Plur. *berat* zeigen, dass goth. *bairith* in beiden Fällen — mit der gewöhnlichen Vertretung der auslautenden goth. Media durch die Spirans — für *bairid* steht, welches aus den unverschobenen Grundformen *bharati* und *bharata* nur entstanden sein kann, wenn zur Zeit der Lautverschiebung das urspr. *t* noch zwischen zwei Vocalen stand (s. S. 82). Wodurch denn die Anwesenheit des schliessenden *i* und *a* zur Zeit der Verschiebung bewiesen wird.

Und die Priorität des germanischen Accentprincipes vor der Verschiebung? Wir erinnern uns, dass wir die germanische Lautverschiebung für jünger als die Allitteration erkannten (S. 91). Es kommt darauf an zu ergründen, ob vielleicht zwischen dem Accentprincip und der Allitteration irgend ein Causalzusammenhang besteht, der zu weiteren Schlüssen berechtigt.

Lange genug haben wir auf das germanische Accentgesetz nur gelegentlich aus der Ferne hingeblickt, um uns jetzt ein wenig bei ihm verweilen zu dürfen.

Wie die lateinische Betonung in der äolischen einen auswärtigen Verwandten besitzt, so scheint sich für das germanische Princip hier und dort auf dem slavo-lettischen Gebiet einige Neigung hervorzuthun. Der lettische Accent kommt dem Anschein nach ganz mit dem germanischen überein, und

im Littauischen, besonders stark in den nördlichen Dialekten, zeigt sich durchaus „ein Abschwächen der Betonung kurzer Endsilben und ein Streben, den Accent nach der Stammsilbe oder wenigstens ihr näher zu ziehen". So Schleicher Litt. Gramm. S. 81, und dazu S. 34 die Notiz, dass der Accent sich im Niederlittauischen auf die Stammsilbe zurückziehe. Ausserdem folgte — wenn es erlaubt ist einen so geringfügigen Rest von Poesie zu so weit gehenden Schlüssen zu benutzen — auch das Altpreussische einem ähnlichen Gesetze.

Luther endigt seinen kleinen Katechismus mit den Versen:

Ein jeder lerne seine Lection,
So wird es wohl im Hause stohn.

Das übersetzt der preussische Katechismus:

Erains mukinsusin swaian mukinsnan,
Tît wîrst labbai stalliuns en stan buttan.

Zwei gleichgemessene elfsilbige Verse mit dem Schlusse — ᴗ —, so viel wenigstens aus dem Reim zu entnehmen. Aber nach welchem Princip? Mit Ausnahme des einzigen *buttan*, in welchem versetzte Betonung zugelassen sein könnte, weil der Rhythmus am Versende hinlänglich deutlich, kommt bei regelmässiger trochäischer Vertheilung der Ictus der Ton stets auf die Stammsilben zu stehen (*er-ains* ist Compositum und wäre betont wie mhd. *íe-weder*). Vielleicht haben wir also auf dem Wortaccent beruhende Verse und einen die Stammsilbe ausschliesslich bevorzugenden Accent vor uns wie im Germanischen?

Das ist freilich ein ganz unsicherer Einfall, und auch die Vergleichung des Niederlittauischen giebt über das Wesen des germanischen Accentes keinen Aufschluss, weil die Angabe, auf die ich mich allein berufen kann, weder über den Tiefton noch über die Betonung der Composita irgend etwas

enthält. Ich finde mich daher ganz allein auf den glücklicher Weise ausführlichen Bericht von Bielenstein (Lett. Sprache 1, 227—237) über die lettische Betonung angewiesen, dem für die vorliegende Frage entscheidende Wichtigkeit beiwohnt. Denn stellt sich heraus, dass das Wesen des lettischen Accentes mit dem germanischen in der That identisch ist, so dürfen wir uns für den letzteren bei keiner Erklärung beruhigen, die nicht auch auf den ersteren sich anwenden liesse. Im Falle des Gegentheils können wir uns auf das Germanische beschränken.

Sieht man von dem germanischen Betonungsprincip ab, so kann man im Allgemeinen freien und gebundenen Accent unterscheiden. Dem freien stehen alle Silben des Wortes offen, gleichgiltig welche Stelle sie im Wortganzen einnehmen. Der gebundene hat entweder beschränkte Freiheit wie im Griechischen und Lateinischen, oder er ist ganz unfrei, z. B. wie im Polnischen und Welschen an die vorletzte Silbe gefesselt.

Der freie Accent — den grammatischen nennt ihn Bopp auch — kam der arischen Ursprache zu und ist vom Littauischen, auch wohl Russischen dem Princip nach bewahrt. Als seine Function hat man vermuthet: die irgend einen bekannten Begriff modificirende Silbe hervorzuheben. Bewiesen ist diese Annahme nicht und schwerlich lässt sie sich jemals beweisen. Ehe wir uns nicht bestimmte Vorstellungen von dem Hergang der Schöpfung der Wortformen zu bilden vermögen, können wir über die Gründe der thatsächlichen Accentuirungen nichts ausmachen. Nur dürfte sich Folgendes einstweilen festhalten lassen.

Die Sprache ist Reflexbewegung, Erregung motorischer Nerven durch sensible, resp. Muskelbewegung durch sensible Nerven hervorgerufen. Je stärker die sensiblen

Nerven erregt werden, desto grösser wird die Muskelbewegung ausfallen. Also in der Lauthervorbringung desto stärker die Spannung der Stimmbänder, mithin desto höher der Ton.

Wir haben Tonerhöhung bereits als wesentlich für den germanischen Accent erkannt, daneben aber auch Tonverstärkung in ihm nicht leugnen können. Tonerhöhung allein ist wesentlich für den griechischen und lateinischen Accent: s. Benloew und Weil Théorie de l'accentuation latine p. 4 ff. Die griechischen Grammatiker bestimmten das höchste Mass ihres Acutes als ein Steigen um 3½ Töne*). Die Natur des skr. Udâtta ist dieselbe. Wir dürfen uns die gleiche Vorstellung von der ursprünglichen arischen Betonung machen.

Das folgt schon aus der Metrik. War die urarische Metrik vielleicht auch blos silbenzählend, so muss die Sprache doch die Anlage zum quantitirenden Vers besessen haben, der sich bei Griechen und Indern in derselben Weise hervorthat: s. Westphal in KZ. 9, 437 ff. Alles Metrum aber setzt geregelten Wechsel lauterer und leiserer Töne — was wir nicht ganz passend Hebung und Senkung nennen — voraus. Verse nach der Quantität gemessen, scheinen daher anzudeuten, dass mit der Silbe von grösserer Dauer ein relatives Forte, mit der Silbe von geringerer Dauer ein relatives Piano verbunden war. Es konnte mithin nicht wohl jenes Forte zum Wesen des Accentes gehören.

*) Solche Messungen darf man nicht als leer und fruchtlos auffassen. Es giebt ein Maximum der Tonerhöhung in den Sprachen. Ich glaube nicht, dass z. B. unter den europäischen Sprachen sich irgend eine so weit versteigt wie das Ungarische, in welchem — mindestens sehr oft — die Accentsilbe in der Fistel und alle übrigen mit Brustton gebildet werden.

Was ist im Gegensatze zu dem freien arischen Accent das Gesetz des germanischen?

Irre ich nicht, so dürfen wir es in die folgenden Formeln fassen.

Erstens. Nur lange Silben können betont werden. Da zu dem Wesen des germanischen Accentes wie wir wissen auch Tonverstärkung gehört, gerade das was wir soeben als ein Accidens der Quantität vermutheten: so erklärt sich dieser Satz vortrefflich.

Zweitens. Eine Silbe ist lang a) durch Dehnung oder Diphthongirung ihres Vocals; b) durch kurzen Vocal mit darauf folgender mehrfacher Consonanz — oder einfacher Consonanz mit der Pause am Wortschlusse — oder durch einfache Consonanz mit der längeren Pause am Versschlusse. Die lange Silbe kann, wie im Griechischen, c) durch zwei Kürzen vertreten werden, wovon die erste allein betont wird, die zweite nothwendig unbetont bleiben muss. In diesem Satze sind alle Bestimmungen über die Hebungsfähigkeit im altdeutschen Vers eingeschlossen. Ein kurzer auslautender Vocal kann Hebung nur am Versschlusse tragen, innerhalb des Verses nur, wenn ihm eine andere unbetonte Silbe folgt.

Das Princip der erlaubten Vertretung wurde nicht festgehalten. Schon während des zwölften Jahrhunderts beginnen sich im Niederdeutschen und später auch im Hochdeutschen alle kurzen Wurzelsilben zu dehnen.

Drittens. Im einfachen Worte trägt das materielle Element desselben (die Wurzelsilbe) den Hauptton und jede folgende accentfähige Silbe einen Nebenton von stufenweise gegen den Wortschluss hin abnehmender Intensität und Tonhöhe. Die einzige alte Ausnahme von dieser Regel bilden die

Pronominalformen *imo*, *inan*, *ira*, *iru*, *unsih*, welche Oxytona sein können und so ihre ursprüngliche arische Betonung erhalten (wie auch im Aeolischen zwar nicht Pronomina, aber durch ihre mehr formelle Function verwandte Präpositionen und Conjunctionen den Accent auf der letzten Silbe dulden): vergl. skr. *asmā́i*, *imā́m*, *asyā́s*, *asyā́i*.

Aus diesem Satze ergiebt sich mit Nothwendigkeit, dass Elemente von lediglich formeller Function unter keinen Umständen den Hauptton zu tragen vermögen.

Die im späteren Vers einreissende Silbenzählung mit regelmässigem Wechsel zwischen Hebung und Senkung ändert die Wortbetonung, indem sie — von der Wurzelsilbe ab gerechnet — trochäische Bewegung zur Geltung bringt: die auch von anderer Seite, wie sich gleich zeigen soll, begünstigt wurde.

Viertens. Im componirten Wort wird das Verhältniss der beiden zusammentreffenden Hochtöne — von denen der eine über den anderen um der Worteinheit willen erhoben werden muss — so geregelt, dass jenes Compositionsglied, welches die Function der Wortclasse, zu der das Compositum gehört, am vollkommensten erfüllt, den Hauptton erhält, das andere Compositionsglied aber den höchsten Nebenton. Die Function des Verbums ist: zu prädiciren. Prädication im grammatischen Sinne heisst aber nichts anderes als Verbindung eines Nomens (Adjectivs) mit einem Personalsuffix. In dieser Verbindung kann unmittelbar stets nur das zweite — da Verba nicht mit Verbis componirt werden können, dürfen wir sagen: das verbale Element stehen. Die Function des Nomens ist Benennung. Und sie wird am vollkommensten erfüllt durch dasjenige Compositionsglied, welches die möglichst genaue Bezeichnung d. h. die möglichste Einschränkung des Be-

griffes dem Worte zuführt. Dieses thut aber allemal das erste.

Da gewisse zweite Compositionsglieder wie *lîh*, *heit*, *scaf* beinahe die Function von Ableitungssilben erhalten, so fügt es sich leicht durch falsche Analogie, dass schwerere Ableitungs- und selbst Flexionssilben immer allgemeiner wie Compositionsglieder betont werden. Und solche Betonungen tragen in manche mehrsilbige deutsche Wörter trochäischen Rhythmus hinein.

Vergleichen wir mit den aufgestellten althochdeutschen Regeln, die wir zuversichtlich auch für die germanischen nehmen, die lettische Betonung.

Der lettische Accent scheint uns in dem Zustande ungefähr vorzuliegen wie der neuhochdeutsche. Und ähnliche Motive der Umgestaltung scheinen erkennbar. Verstehe ich Pastor Bielenstein Bd. 1, S. 237 Anm. recht, so zählt die lettische Metrik die Silben und liebt trochäischen Rhythmus. Daher in viersilbigen Wörtern regelmässig die erste und dritte den Ton erhalten. So weit nicht dies rhythmische Princip eingreift oder soweit es sich stören lässt, wirkt im Sinne der Bemerkung zum vierten Satze die Quantität auf den Nebenton. So bietet dieser mit dem alten deutschen Gesetze nur wenig Berührungspuncte dar. Höchstens verdient Beachtung, dass bei zweisilbigen Wörtern der zweiten Silbe ein bemerklicher Nebenton nur dann zufällt, wenn sie lang ist: also *àkkā̀*, aber *àkka*. Ferner, dass bei dreisilbigen Wörtern, wenn sie gleiche Quantität, sei es kurze, sei es lange besitzen, eher die zweite vor der dritten vorwiegt als umgekehrt: mithin absteigender Ton in dem Daktylus *dā̀wàna* wie in dem Molossus *schḕlū̀schū̊s*.

Mit einigen kurzen Wurzelsilben ist das Lettische vor dem Neuhochdeutschen zwar noch begünstigt. Aber die

meisten Wurzelsilben sind doch lang geworden durch den auf ihnen haftenden Hauptton.

Das ist nun der entscheidende Punct. Ruht der Accent auf der Wurzelsilbe weil sie die erste oder um ihrer selbst willen, weil sie das materielle Wortelement ist und die Silben formeller Function hinter sie zurückgesetzt werden sollen? Nur der vierte Satz und die unbetonten Praefixe klären uns über das Germanische auf, so dass jeder Zweifel schwindet. Das Lettische rückt mit einer einzigen schon von Bielenstein S. 235 erklärten und gerechtfertigten Ausnahme den Ton in allen Compositis auf die erste Silbe, beim Verbum ebensowohl wie beim Nomen. Kann dabei noch von logischer Accentuation, wenn wir so mit Bopp das germanische Princip benennen wollen, die Rede sein? Nicht blos die praefigirte Praeposition zieht von der Wurzelsilbe des Verbums den Hauptaccent auf sich, sondern auch die Negation und das isolirt nirgends vorkommende Passivzeichen *jà*—. Und gleichwohl scheint es in der Consequenz des „logischen“ Princips zu liegen, dass ein gänzlich unselbständiges Praefix nicht mit einem Hochton bedacht werden könne.

Eine weiter umschauende Betrachtung leitet uns auf dasselbe Resultat.

In dem Uebergang vom freien zum unfreien Accent liegt eine Abnahme des Sprachgefühls und ein Sinken der unterscheidenden Kraft. Es ist etwas Aehnliches, wenn im Neuhochdeutschen immer mehr Verba zur schwachen Flexion übergehen, oder wenn in den süddeutschen Dialekten sich alle nicht umschriebenen Praeterita verloren haben: eine kahle Regelmässigkeit tritt an die Stelle der ursprünglichen wohlbegründeten Mannigfaltigkeit.

In der Betonung der Wurzelsilbe dagegen erhebt sich ein Princip von so eigenthümlicher Kraft und selbständiger

Berechtigung, wie der freie arische Accent war. Dort meinen wir einen mechanischen, hier einen geistigen Vorgang zu erkennen.

Ist es demnach wohl wahrscheinlich, dass unter ganz nahen Verwandten, so nahen Verwandten wie das Littauische und Lettische (vollends das Hoch- und Niederlittauische) sich eine so bedeutende Geistesumwandlung isolirt hervorgethan habe? Würden wir nicht staunen, wenn wir im germanischen Kreise plötzlich auf eine Sprache mit dem alten freien Accente stiessen? Und doch wäre dies Beharren noch begreiflicher als jenes Fortschreiten. Aber freilich: ein solches Beharren auch würde eine Sprache ihres germanischen Charakters entkleiden, und so ist es innerhalb dieses Charakters ganz unmöglich.

Nichts Auffälliges dagegen, wenn ein einzelner Dialekt sich auf die Bahn der äusserlichen Regelmässigkeit begiebt. In diesem Sinne bestätigen vielmehr schlagende Analogien was im Lettischen und Niederlittauischen, vielleicht auch Preussischen geschehen ist. Das Gaelische betont stets die erste Silbe des Wortes wie das Welsche die vorletzte. Das Böhmische betont die erste Silbe wie das Polnische die vorletzte, während das Russische dem freien Accent getreu bleibt. Wie das Böhmische zum Russischen, meine ich, verhält sich das Lettische zum Littauischen. Vergl. Bopp Accentuationssystem, Vorrede, und Pott Präpositionen S. 4 f. Anm., wo auch die tatarischen Sprachen herbeigezogen werden.

Das Germanische steht also mit seiner Accentuation der Wurzelsilbe allein da.

Diese Betonung hat Bopp, wie erwähnt, die logische genannt und a. O. S. 59 das Princip näher dahin erläutert, dass immer diejenige Silbe mit dem Hauptton belegt werde, welche hinsichtlich des Sinnes den ersten Rang einnimmt.

Ich lasse dahingestellt, ob eine solche Auffassung auch nur das Wesen der Sache mit hinlänglicher Schärfe treffe. Dass das historische Ereigniss des Ueberganges unserer Sprache von dem alten freien Accente zu dem ihr eigenthümlichen damit erklärt sei, als ob etwa der Gedanke sich in höherem Masse Bahn bräche, wird Niemand behaupten wollen. Daran zweifeln wir wohl endlich nicht mehr, Dank vor allem den Bestrebungen Steinthal's, dass wir es zunächst mit psychologischen Thatsachen in der Sprache zu thun haben. Und die psychologische Thatsache, welche es hier zu begreifen gilt, ist die ausschliesslich überwiegende Intensität und Lebhaftigkeit, welche das stoffliche, gegenständliche Element des Wortes in der Vorstellung der Germanen erlangt hat.

Kant redet in der Anthropologie von der Freiheitsneigung als Leidenschaft. Er meint das, was man jetzt lieber Individualismus nennt. Er holt seine Beispiele dafür von den Arabern und Tungusen: er hätte sie näher aus Tacitus' Germania schöpfen können.

Der Germane lebte als Aristokrat der Befriedigung seiner Begierden. Das lag an den socialen Zuständen. Frau und Kinder und Greise besorgten sein Haus, dem Hörigen war gegen Naturalzins der Acker überlassen: Er genoss das Leben, pflegte seinen Leib, schlief, jagte, betrank sich, spielte. Er war losgebunden von der Familie: nur die Oeffentlichkeit erhob Ansprüche an ihn: sie forderte seine Mitwirkung zum Frieden unter den Volksgenossen und verlangte seine Theilnahme am Krieg.

Aber der Krieg war nicht blos seine Pflicht, der Krieg war seine höchste Lust: die vollkommenste Bethätigung des aristokratischen Lebensgefühles ist der Krieg. Im Krieg lag die ganze Idealität einer germanischen Existenz. Den

Krieg verherrlichte ihm die Poesie, indem sie Musterbilder des Heroismus ausgestaltete und in seine Seele pflanzte. Der Krieg wandelte ihm sein Haus, indem er wie ein zauberischer Duft die Frauen auch berückte und zur Wundenpflege nicht blos, zum Männerkampfe selbst begeisterte. Der Krieg wandelte ihm seine Religion, indem er den höchsten Gott zum Kriegsgott, den kriegerischsten Gott zum höchsten machte. Kurz, die Blüte jener Leidenschaft der Freiheit wurde naturgemäss der Enthusiasmus des Krieges: auf der höchsten Stufe der Menschheit steht der kriegerische Held. Und was für ein Held! Schön vergleicht Lessing den Heroismus der Griechen und unserer barbarischen Urväter: „Bei den Griechen war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kiesel, die ruhig schlafen, so lange keine äussere Gewalt sie wecket, und dem Steine weder seine Klarheit noch seine Kälte nehmen. Bei dem Barbaren war der Heroismus eine helle fressende Flamme, die immer tobte und jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schwärzte“. Man kann nicht vollkommener in einem Bilde ausdrücken, was den Begriff der Leidenschaft ausmacht; der unumschränkten wohlbefestigten Herrschaft eines einzigen Vorstellungskreises in unserer Seele, der unwiderstehlichen Macht, welche uns treibt „das ganze lebendige Interesse unseres Geistes, Talentes, Charakters, Genusses in Einen Inhalt zu legen“.

Es ist aber für die Charakteristik der Nationen ein wesentlicher Gesichtspunct, ob ihre Leidenschaften vorübergehend oder dauernd aufzutreten pflegen, ob von einer bestimmten Leidenschaft alle oder viele oder nur wenige Glieder dieser Nation ergriffen wurden. Unter allen Nationen des neueren Europas möchte ich den Deutschen die allgemeinsten, tiefsten und dauerndsten Leidenschaften zuschreiben, demgemäss auch deren Richtung auf die höchsten

Ziele: in der aristokratischen Epoche auf die Weltmonarchie, in der bürgerlich-gelehrten auf die letzte religiöse Wahrheit, in der bürgerlich-praktischen — doch diese bricht erst an, die massgebende Leidenschaft soll erst zur Allgemeinheit wachsen und mit dem Wachsthum erhöhet sich das Ziel — wer möchte wagen es zum Voraus abzustecken?

So ist es denn auch entscheidend geworden, entscheidend für den ganzen Verlauf unserer Geschichte, dass wir erfüllt von einer allmächtigen Leidenschaft in's europäische Völkerleben als eine active Potenz eintraten. Und wenn Leidenschaft gleichsam der Heerd, das Vestafeuer unseres Erdentreibens ist, müssen nicht von diesem Heerde alle Funken ausgesprühet, alle Strahlen ausgeströmt sein, die in der Weltgeschichte ein eigenthümlich deutsches Licht entzündeten und sich in eigenthümlich deutschen Farben brachen?

Hier oder nirgends ist die Geburtsstätte unserer deutschen Sprache.

Wie aber bricht Leidenschaft unverkünstelt und unerzogen in Worte aus?

Derjenige unter den modernen Schriftstellern, der zuerst die Leidenschaft ihren eigenen Dialekt sprechen liess, mag es uns lehren. „Die Leidenschaft, voll von ihr selber, ist mehr redselig als beredt. Das Herz, voll von einer überströmenden Empfindung, wiederholt immer dasselbe und wird nie fertig es zu sagen, wie eine sprudelnde Quelle, die unaufhörlich fliesst und sich niemals erschöpft".

So redet die Leidenschaft: so redet die altgermanische Poesie. Und alle Rede ist Poesie in den ältesten Zeiten. Nur dass Mass und Bindung wegfallen, der Stil ist immer der poetische, es giebt keine Prosa. Das war Hamann's grosse Erkenntniss: „Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder". „Poesie ist die Muttersprache

des menschlichen Geschlechts“. Es sind bekannte Aussprüche.

Wenn aber alle Sprache Poesie ist, so sind Sprachbildner umsomehr hauptsächlich diejenigen, welche durch Ausübung ihres Berufes in dem nächsten Verhältnisse zur Sprache stehn: die Dichter wie in späteren Zeiten die Schriftsteller. Nur dass früher noch keine geistige Scheidung in Stände eingetreten war und daher Alles, was der einzelne Dichter gewann, für die Gesammtheit erworben war, oder, falls es sich zu weit über das allgemeine Durchschnittsmass erhob, auch für die Gesammtheit verloren ging.

Unserer ganzen Sprache war also der Stil eingeboren, den wir aus den ältesten nationalen Dichtungen erkennen. Dem germanischen Dichter ist es nie um die Fülle und Anschaulichkeit der einzelnen Vorstellung zu thun, die er erwecken will, sondern nur um ihre Stärke. Er führt daher immer mehrere Streiche auf einen und denselben Fleck. Er bezeichnet nichts als die Sache selbst, aber nicht durch das eine angemessenste Wort, sondern durch eine Zahl von Synonymen. Er scheint sich nie genug zu thun und vergeblich nach völligem Ausdruck seines inneren Bildes zu ringen.

Sollte nicht schon dies Ringen nach starker Sachbezeichnung hingereicht haben, um dem Dichter als ein Mittel zur Erlangung seines Zweckes die Betonung des sachbezeichnenden Worttheils, der Wurzelsilbe, einzugeben?

Wenn man mir eine Vermuthung gestatten will, die ich freilich nicht exact beweisen kann, so möchte ich antworten: die geschilderten Motive genügten allerdings, um der Wurzelsilbe vieler Worte grössere und überwiegende T o n s t ä r k e zuzuführen. Aber um andern Silben die T o n e r h ö h u n g, das was bis dahin allein den Accent ausmachte, zu nehmen und ihr zuzutheilen, musste noch etwas anderes,

noch ein zwingenderer Beweggrund hinzutreten. Ich meine die Allitteration.

Die Allitteration für sich angesehen ist unbegreiflich ohne eine bewusste lautsondernde Analyse des Wortes. Dies wird man, denk ich, nicht bestreiten. Aber wodurch konnte die Ausscheidung und die Erkenntniss der einzelnen Laute als solcher veranlasst werden? — Wodurch? Wir wissen ja, dass die Germanen Buchstaben besassen.

Irre ich nicht, so enthüllt sich uns ein grosser Zusammenhang.

Wie nahe muss einer kampfesfrohen Nation, welche beständig die unbegreiflichen Wechselfälle des Kriegsglücks vor Augen hat, jene Weltanschauung liegen, mit der sich einst Mohammeds Anhänger die halbe Erde unterwarfen. In der That auch die germanische Religion ist der Fatalismus Die Versuche das Schicksalsbuch zukunftsbegierig aufzuschlagen, nehmen nicht umsonst einen so grossen Raum bei Tacitus, eine so überwiegende Bedeutung im öffentlichen Cultus ein. Wie unvollkommen jedoch alle anderen Orakel neben dem Losen. Bei jenen kann es nur auf ein Ja oder Nein hinauslaufen: welche Aufschlüsse dagegen lassen sich von den Runenstäben ablesen. Man kennt die schöne Abhandlung von Liliencron und Müllenhoff, worin das Verfahren beim Losen beschrieben und die Ansicht ausgesprochen wird, dies sei der älteste Gebrauch der Buchstaben gewesen.

Ich zweifle nicht, dass es sich wirklich so verhielt. Begehrlich griff die germanische Orakelsucht zu den vielgewanderten Kindern westasiatischer Cultur, zu den stummen Rednern, die so augenscheinlich geistige Geheimnisse in sich bargen. Leicht fand man eine Methode, um ihnen die Zunge zu lösen. Die wunderbaren Zeichen bedeuteten

Worte, sie waren Abbreviaturen, die nur der Eingeweihte der Götter verstand: auf alle Worte mit dem gleichen Anlaut konnte jedes einzelne Zeichen hinweisen. So war denn an den ganzen Sprachschatz die Frage um den Anfangslaut gestellt. Selbstverständlich dass man ihn in jenem Element des Wortes suchte, das für die dichterische Empfindung andere überragte, wodurch am vollständigsten die Sachbezeichnung, je nach der Function des Wortes, erfüllt wurde, und welches überdies wohl schon durch die Tonstärke sich vor den anderen auszeichnete.

Drei Stäbe durften von dem weissen Tuche aufgenommen, jedem Stab drei oder zwei Worte mit dem Anlaut, dessen Zeichen er enthielt, gesucht werden. Diese Worte bilden die Säulen, über denen das Versgebäude sich erhob*). Wenn aber der Deutende das Resultat verkündete, so kam es darauf an die Hörenden sofort empfinden zu lassen, dass sein Verfahren regelrichtig gewesen, dass seine Worte in der That jene dreimal zwei bis dreimal drei Anlaute enthielten, das Gefundene mithin wirklich die göttliche Wahrheit sei. Er musste auf eine neue Art die Silben mit gleichem Anlaut über alle anderen erhöhen. Solche Verkündigungen waren es, wie ich glaube, bei denen nach und nach die meisten, und durch die fortwirkende Analogie schliesslich alle einst betonten Flexions- und Bildungssilben ihrer Herrlichkeit entkleidet und die Wurzelsilben damit ausgestattet wurden.**)

*) *Heo funden on then crefte carefule leódhes,* heisst es bei Layamon vom Loosen (Zur Runenlehre S. 41): „sie fanden an der Kraft des unheilvollen Liedes“. Man kann freilich wohl nicht die technische Bedeutung „Strophe“ für *leódh* hier behaupten. Die drei Stäbe, von denen Tacitus spricht, ergeben jedoch die dreizeilige Strophe, die ich als volksthümlich Denkm. S. 283 (vergl. 320) nachwies.

**) Worte die kaum einmal in den Fall kommen Allitteration zu

So war mit der Allitteration auch das Accentprincip unabwendbar gegeben. Und damit die normale Wortmelodie: und damit das Ueberwiegen des Vocalismus im Sprachbewusstsein, die Neigung zu den vocalischen Extremen*), die Vernachlässigung der Consonanten: und damit die Lautverschiebung und das vocalische Auslautsgesetz: kurz Alles was die specifische Lautform der germanischen Sprachen ausmacht.

Es ist wesentlich in dem Processe, den ich zu schildern versuchte, die Beobachtung festzuhalten, wie hier Einheimisches und Fremdes in einander greifen. Das besondere Problem, das uns beschäftigte, ist nur ein einzelner Fall des ganz allgemeinen, das durch die ganze Weltgeschichte hin als Wirkung einer Nation auf eine andere, eines Menschen auf einen anderen in zahllosen und verschiedenartigen Erscheinungen sich wiederfindet.

Das Gesetz des Vorgangs hat schon Kanne formulirt (s. m. Jacob Grimm S. 8. 69): Alle Lehre geht nur deswegen ein in ein Gemüth, weil sie daselbst auch hätte geboren werden können. Ein Faden in der mineralischen Lösung, an welchen die Krystalle schneller anschiessen, das sind für die germanische Lautform die Buchstaben. Die Krystallisation vollzieht sich auch ohne den Faden, aber nachdem sie sich mit und an ihm vollzogen, kann er aus dem Causalnexus, dem sie die fertige Gestalt verdankt, nicht mehr hinweggenommen werden. So ist auch die Bekanntschaft mit der Schrift ein nothwendiges Glied der ganzen Kette von Ursachen. Aber als die Hauptquelle der Eigenthümlichkeit unserer Sprache werden

tragen, wie die oben S. 152 angeführten Pronomina verloren ihre ursprüngliche Betonung erst sehr spät.

*) Die chronologische Stelle dieser Neigung ergiebt sich aus dem Ahd. Die *a* welche vorangehende *e* oder *o* beschützten, sind zum Theil durch das vocalische Auslautsgesetz fortgeschafft.

wir immer die Umwandlung ansehen müssen, welche die socialen Zustände nach der Occupation Deutschlands in den Geist unserer Nation gebracht haben.

Ueberblicken wir den Zusammenhang, den sich die vorstehenden Untersuchungen aufzuzeigen bemühen, so dürfte wohl klar sein, dass das consonantische Auslautsgesetz in diesen Zusammenhang nicht gehört. Auch liegt in dem Vorgang als solchem nichts für die Germanen Charakteristisches. Nur in dem Grade der Durchführung offenbart sich ihre Besonderheit.

Das Germanische geht nicht ganz so weit im Abwurf der Consonanten wie das Slavische, das überhaupt keinen schliessenden Consonanten duldet (Schleicher Beitr. 1, 402), es geht aber weiter als das Griechische und Altirische welche ausser *s* und *r* auch *n* nicht antasten (Ebel Beitr. 1, 166). Dass aber das Germanische gemeinsam mit anderen europäischen Sprachen die Entfernung gewisser Endconsonanten begonnen habe, davon kann keine Rede sein. (Meint man das Ahd. ganz auf dem Wege des Slavischen, so ist schon das Gothische zurückgeblieben und das Littauische das in älterer Sprache *s* und *n* bewahrte (Schleicher Comp. §. 193) nicht minder.

Lehrreich ist nur der gleiche Zug der in allen diesen Sprachen waltet, der auch dem Lateinischen vor der Feststellung der Schriftsprache seine auslautenden *s*, *t*, *m* mitunter zur Unhörbarkeit verflüchtigte, der schon im Altpersischen kein *t*, *n*, *h* im Auslaut duldete.)

Das Wesen des ganzen Vorganges mag darin liegen, dass am Wortende die Organe ihrem Normal- oder Ruhestande zueilen, während ihnen durch die Articulation eines Consonanten, dem kein Vocal folgt, eine ausserordentliche

Anstrengung zugemuthet wird. Deutlich vernommen wird schliessendes *t*, wenn man das Verschluss- und das Explosivgeräusch hören lässt. Die Bequemlichkeit wird sich das letztere ersparen. Sie wird auch allmälich die eben verfügbare Quantität Athem schon beim letzten Vocal verbrauchen und endlich den Verschluss des Mundcanals gar nicht mehr vornehmen: dies umsoeher, je seltener nach dem Vocal noch bei einem oder dem anderen ein darauf folgender Laut wahrzunehmen ist. Ebenso ergeht es dem *n*, ebenso dem *s*: die Enge, durch welche das Reibungsgeräusch hervorgebracht werden müsste, wird zuletzt nicht mehr gebildet. Auf der leichteren Vernehmbarkeit beruht die grössere Zähigkeit des *s*: ebendarauf das Standhalten tönender Laute wie *r* und weiches *s* (goth. *z*).

Höchst merkwürdig ist, wie hoch durch die gewonnene Datirung des consonantischen Auslautsgesetzes die Zweitheilung der germanischen Völker in West- und Ostgermanen hinaufgerückt wird. Sie stimmt freilich mit der bekannten, gerade nur die Westgermanen umfassenden Genealogie sehr wohl überein, ihr hohes Alter aber widerspricht in solchem Grade allen unseren bisherigen Vorstellungen, dass ich mich lange sträubte sie anzuerkennen und nach Mitteln der Beseitigung suchte. Immer jedoch kam ich auf das gleiche Resultat: dass einige Thatsachen dafür zu entscheiden, andere wenigstens sich günstig zu erzeigen scheinen, und alle welche Einwendungen begründen könnten, sich auf irgend eine Weise zurechtlegen lassen. Bei den Baiern z. B. deren Hauptelement sicherlich das gothisch-vandalische war, dürfte doch Stamm- und demzufolge Sprachmischung mit Alemannen (Markomannen) kaum zu leugnen sein, so dass durch westgermanischen Einfluss die schliessenden *s* abgestossen wären.

Wir müssen uns wohl eine frühe Scheidung bei der

Einwanderung und dem allmälichen Vordringen der Germanen als den historischen Grund des Unterschiedes denken. Gemeinschaftliches geistiges Leben, das gemeinschaftliche Ausgangspuncte weiterer Entwickelung (wie die Accentuation der Wurzelsilbe) gewährte, war durch eine solche Scheidung nicht ausgeschlossen. Wie es ja auch in historischer Zeit noch lange genug mit bemerkenswerther Innigkeit sich fortsetzte.

Dies darf ich nach Allem als letztes Resultat meiner Untersuchungen hinstellen: Die erste germanische Entlehnung aus der alten Welt hat wesentlichen Einfluss auf die Entstehung der specifisch germanischen Lautform geübt.

Und auffallend: was die deutschen Stämme, bei denen die zweite Lautverschiebung durchdrang, nur ganz äusserlich genommen von allen übrigen Germanen scheidet, ist gerade auch die innigere, unmittelbarere und dauerndere Berührung mit dem Romanismus.

Begegnet etwa diesem äusserlichen Zusammentreffen auch innerlich ein ursachlicher Zusammenhang?

Als Anlass der zweiten Verschiebung glaubten wir die geringere Gewalt des Hauptaccentes in den hochdeutschen Mundarten zu erkennen. Die Gewalt des Hauptaccentes wächst in den niederdeutschen und nordischen Sprachen auf Kosten des Tieftons. Geringere Gewalt des Hauptaccentes ist also nichts anderes als unveränderte Erhaltung der ursprünglichen Macht und stärker hervortretende Bedeutung des Nebenaccentes oder Tieftons. Welche grosse Rolle spielt aber der Tiefton im Otfriedischen Vers! Der Otfriedische Vers wäre nicht denkbar ohne lebhaftes Gefühl für den Tiefton. Wie wenn also der Tiefton seine Erhaltung dem Otfriedischen Verse verdankte? Erstreckt sich

doch gerade über das Territorium der hochdeutschen Verschiebung die Verbreitung dieses Verses: ich begnüge mich — um alles Unsichere und Angefochtene bei Seite zu lassen — auf Otfried und seine Vorgänger (der Strassburger Blutsegen ist insbesondere herauszuheben) für das rheinfränkische, auf den Spielmannsreim von Udalrich für das alemannische, auf den Wiener Hundsegen für das baierische, auf die Merseburger Zaubersprüche für das hochfränkische Gebiet zu verweisen.

Gegenüber dem niederdeutschen und nordischen Verse besteht die metrische Eigenthümlichkeit der viermal gehobenen Halbzeilen, wie wir sie in allen angeführten Denkmälern beobachten können, wesentlich in dem Princip einsilbiger Senkungen. Nur Silben, die zugleich kurz und minderbetont sind, dürfen sich, wenn der Ausdruck erlaubt, in die Senkung theilen.

Von hier aus liegt nun die Vorstellung sehr nahe, dass auf lateinische Verse von iambischem oder trochäischem Gange das Princip der einsilbigen Senkung zurückgehe. Otfried hat es nicht erfunden, das ist klar, und andere fränkische Geistliche des achten oder neunten Jahrhunderts auch nicht: man müsste denn die Merseburger Sprüche für jünger erklären wollen. Aber wohl möglich, dass in der Periode der ersten geistigen Auseinandersetzung mit dem Romanismus, als deren wichtigste Denkmäler die Anfänge unserer Prosa, die ersten Producte deutscher Litteratur in lateinischer Sprache, die ältesten Leges Barbarorum dastehen, — auch die Poesie der fremden Einwirkung unterlag. Eine neue ihnen unbekannte Art Musik von geregeltem Rhythmus trat den Franken, Süddeutschen und Langobarden vielleicht aus der romanischen Volkspoesie oder selbst dem Kirchengesang entgegen, schmeichelte ihrem Ohr und bewog sie solchen Melodien deutsche Texte anzupassen.

Oder — um die andere Möglichkeit offen zu lassen — falls die Otfriedischen Verse uns das ursprüngliche germanische Metrum bewahren, von welchem Niederdeutsche und Nordmannen weit abgewichen wären: so würde immerhin die fränkisch-süddeutsche Bewahrung auf die Unterstützung des lateinischen Musters am einfachsten zurückgeführt werden.

So wären wir denn in jedem Falle berechtigt, die Entstehung der specifisch hochdeutschen Lautform durch Vermittelung des Versbaues auf Berührung mit der Antike zurückzuführen.

Aber freilich: über die älteste Geschichte der germanischen Metrik hätten wir lieber erst völlig genauen Aufschluss und über die Gesammtheit der romanischen Einwirkung im sechsten und siebenten Jahrhundert und die geistigen Zustände, welche sie erzeugt, wäre uns umfassendere Einsicht willkommen; kurz alle historischen Bezüge und Zusammenhänge, die möglicher Weise auf den vorliegenden Gegenstand erhellendes Licht werfen, sähen wir gerne erst klargelegt, ehe wir uns an den einzelnen Punct fest zu glauben entschliessen.

Darum bleibe die zuletzt geäusserte Vermuthung einstweilen noch dahin gestellt. Ich bin vorläufig zufrieden, wenn man in den verschlungenen Erörterungen dieser Aufsätze den ersten Schritt zu einer wirklich historischen Beantwortung der Frage nach dem Ursprung unserer Sprache, was die Lautform anlangt, erblicken mag.

Ich habe die Untersuchung so weit geführt, als ich für jetzt vermochte. Mich dünkt, fertig kann sie nicht auf einmal werden. Und fremde Augen müssen prüfen, ob die meinigen recht gesehen. Nur Vorurtheile und Vorwände, das Sträuben des patriotischen Gefühls und ähnliche beschränkte Redensarten, an deren Aufrichtigkeit Niemand mehr glaubt, lasse man gefälligst unterwegen.

ZUR FORMENLEHRE.

ZUR CONJUGATION. DAS PERSONALPRONOMEN. DIE PRONOMINALFLEXION. DIE NOMINALFLEXION. NUMERALIA UND ADVERBIA.

ZUR CONJUGATION.

Programm des zweiten Theils. — 1. Verbalclassen. Verba auf *â* und *mi*: Alter und Wesen der ersteren; *stâm, gâm; salbôm* und *habêm* nach Analogie von *tôm* und *stêm, gêm.* Die schwachen Verba: ihr Stammcharakter; Ausfall des *j* in *aja,* erhalten in Imperativformen; Umgestaltung durch starke Analogie; Geschichte der drei schwachen Conjugationsclassen (Denominativa massgebend für die Unterscheidung). Spracheinheit und Dialekte. — 2. Personalsuffixe. Erste Person: ahd. *mês* aus *mansi.* Zweite Person: ahd. *i* der II. Sing. Perf. aus *jâs;* Imperativ im abhängigen Satz für Conjunctiv. Dritte Person: keine goth. Conj. Präs. auf *aith.* Infinitiv: altn. *myndu, skyldu; munu, skulu.* Passivum: das angebliche goth. Medium. Imperativ: die neuhd. I. Pluralis; goth. *ôgs.* — Wurzel *da:* ein westarischer periphrastischer Aorist, seine Geschichte und Ueberbleibsel. Wurzel *i:* goth. Perf. *iddja.* Verbum substantivum: *as* und *bu;* das Thema *bi.* — Uebersicht der Personalsuffixe. Ihre Umgestaltung durch Formübertragung.

„Die Lautform, sagt Wilhelm von Humboldt, hängt als ein in enger Beziehung auf die innere Geisteskraft stehender Theil des ganzen menschlichen Organismus, genau mit der Gesammtanlage der Nation zusammen. Aber die Art und Gründe dieser Verbindung sind in kaum irgend eine Aufklärung erlaubendes Dunkel gehüllt.“

Darf ich hoffen diesen Humboldt'schen Satz in dem ersten Theile des vorliegenden Buches, so weit er unsere Sprache angeht wenigstens, zur einen Hälfte bestätigt, zur andern widerlegt zu haben? Darf ich erwarten eine Betrachtungsweise auch auf andere Sprachen angewendet und bewährt zu sehen, die am Germanischen ein so überraschendes Resultat ergab?

Wollte ich meine Untersuchungen in demselben Sinne weiter führen wie ich sie begonnen, so wären die nächsten Fragen, die ich mir vorzulegen hätte, die nach den Ursachen, aus welchen sich der Formenreichthum der arischen Ursprache im Germanischen so bedeutend einschränkte (vergl. oben S. 4).

Aber jede derartige Frage greift tief ein in das Gebiet der Syntax. Alle Formen existiren nur im Gebrauch. Der Gebrauch, die innere Form, entscheidet über ihr Schicksal.

Wilhelm von Humboldt's „innere Form“ ist nichts anderes als der Begriff des Stils, den Winckelmann so mächtig in den Vordergrund der Geschichtsbetrachtung geschoben hatte, — angewandt auf die Sprache. Die innere Form ist die Eigenthümlichkeit des Gebrauches.

Die Quelle der Veränderungen in der Formenlehre erkennen wir mithin ebenda, wo wir die Wandlung der Laute entspringen sahen. Genügte aber dort schon der aller allgemeinste Umriss des Stils, so würden wir hier zu weit specielleren Erwägungen gezwungen sein, zu Erwägungen, die besser und sicherer aus einer Gesammtansicht des germanischen Nationalstils der Poesie und der germanischen Syntax hervorgehen.

Ich beabsichtige demnach nichts, als die Beweise vorzulegen für manche Behauptungen des Aufsatzes von den Auslautsgesetzen und einige Formen, die dort nicht ausdrücklich behandelt wurden, herbeizuziehen und richtigzustellen. Doch wird man wohl gestatten müssen, dass ich

hie und da aus der vorgezeichneten Bahn schweife. Und eine umfassendere Behandlung der Praepositionen und Conjunctionen muss gleichfalls der künftigen Syntax vorbehalten bleiben. Denn selbst zur comparativen Feststellung der Identität kann bei ihnen die genaue Erkenntniss der Function nicht entbehrt werden.

Ich wende mich zunächst zur Verbalflexion.

1.

Ist die Unterscheidung der Verba auf *â* und *mi* eine ursprüngliche oder secundäre in den arischen Sprachen?

Man hat bisher unbedenklich das letztere angenommen. Mir scheint dagegen das erstere kaum einem Zweifel zu unterliegen. Die westarischen Sprachen kennen die Unterscheidung sämmtlich (über die scheinbare lettoslav. Ausnahme s. S. 189*) und unter den ostarischen kommt der altbaktrische Dialekt der Gâthâs damit überein (Spiegel Beitr. 2, 233). Dass jemals ein pronominales Element mit dem Nominalstamm auf *â* in der I. Sing. Ind. Praes. dieser Verba zur Worteinheit verbunden gewesen sei, lässt sich auf keine Weise erhärten, wenn auch ein solches Pronomen als Subject des Satzes einst natürlich nicht gefehlt haben kann.

Diese reine Nominalform — es ist ein Nominativ ohne *s* wie deren verschiedene Sprachen noch bewahren (s. den folgenden Aufsatz) — in verbaler Function hat manches Vergleichbare zur Seite.

Im Skr. werden sowohl das Perf. Act. als das Perf. Pass. häufig mit *asmi* umschrieben: dieses durch das Particip Perf. Pass., jenes durch ein vom Partic. Perf. Pass. abgeleitetes Adjectivum auf *vat*. In beiden Fällen kann *asmi* sowohl stehen als fehlen. S. Kuhn Hall. ALZ. 1846

S. 1076. Vergl. das eranisehe Participialperfect: Spiegel Beitr. 2, 14. 35. 233. In der III. Sing. des skr. periphrastischen Futurums ist *dâtâ* (ohne *asti*) Regel. Im Kreise der westarischen Sprachen ist vielleicht die dritte Person des littauischen Optativs (der Infinitiv auf *tuṅ* ohne Verbum: z. B. *sùktuṅ*) das stärkste Beispiel.

Was das Nominalsuffix anlangt, das hier in Betracht kommt — der sogenannte Bindevocal —, so würde ich zwar nicht mit Anderen die Entstehung des Suff. *a* aus *ant* zu behaupten wagen. Aber alle Beispiele, durch welche man diese Ansicht zu rechtfertigen sucht, liefern wenigstens den vollgiltigen Beweis für die gleiche Function der beiden genannten Suffixe. Das Nomen Agentis auf *a* kann mithin als Partic. Praes. Act. angesehen werden, welches denn auch in der III. Plur. mit seinem gewöhnlichen Suffixe *ant* wirklich hervortritt.

Die Verba auf *â* und *mi* stellen sich im German. natürlich nicht mit diesen Ausgängen dar: *nemâ* ist goth. *nima* geworden, ahd. *nimao*, und *dâmi* (urar. *dhadhâmi*) ahd. *tôm*, beides den Lautgesetzen gemäss.

Die Praesentia *stâm*, *gâm* kann man nicht unmittelbar auf *stâ-mi*, *gâ-mi* zurückführen, schon wegen der Nebenformen *stêm* und *gêm*. Nur der alemannische Dialekt bietet unveränderlich auch noch bei Notker nur *â**), und in der heutigen Mundart gleichfalls sind die Formen mit *ê* weit seltener (Weinhold Alem. Gramm. S. 323. 330). Ihr eigentliches Bereich haben diese in Nieder- und Mitteldeutschland: im Heland, im Tatian, bei Otfried überwiegen die *ê*: Graff 4, 65—98. 6, 588—595; Kelle Zs. 12, 8f. 15. Aber

*) Weinhold behauptet *gên* bei Notker; ich erinnere mich aber weder es gelesen zu haben, noch finde ich es bei Graff angeführt.

auch in Baiern und schon in alter Zeit begegnet man ihnen: Gl. Emm. bei Pez Thes. 1, 404 *uuidarstem;* Muspilli 44. 45. 61. 81. 87. 89. Dieser Wechsel fordert seine Erklärung: altes *â* ist sonst nicht in der hochdeutschen Gestalt *ê* erhalten worden.

Schon Andere haben an reduplicirte Praesensstämme nach der dritten skr. Verbalclasse gedacht: *stastâmi*, *gagâmi*. *stastmi stâm* beruht nicht auf stärkerem Auswurf als *stâlum* für *stastlum stastalum*, *gagmi gâm* unterscheidet sich in nichts von *gagabum gagbum gâbum*. Die Contractionen *stâm*, *gâm* setzen den vollen ungeschwächten Vocal der Reduplicationssilbe voraus, *stêm* und *gêm* dessen Färbung zu *e*.

Mit Rücksicht auf die vorauszusetzende ursprüngliche Abwandlung der Wurzeln *da*, *ga*, *sta*, welche ohne Zweifel langen Vocal im Singular und Synkope des Wurzelvocals im Plural aufwies (vergl. skr. *dha*), dürfen wir sagen: bei *da* verbreitete sich mit Verlust der Reduplication die Wurzelgestalt des Singulars über den Plural*), bei *ga* und *sta* umgekehrt die des Plurals über den Singular, wie in dem ksl. Praesensstamme *dad* von Wurzel *da* „geben“.

Das Ahd. bewahrt diese Verba auf *mi*, während sie das Ostgermanische (Goth. Altn.) mit Ausnahme des Verbum substantivum gänzlich eingebüsst hat.

Im Ahd. besitzt aber die Conjugation in *mi* ein noch viel grösseres Gebiet, und es kann die Frage wohl aufgeworfen werden: ob ihm damit nicht Reste einer früheren Allgemeinheit jener Formation geblieben sind, wie wir sie aus dem Skr. und Zend kennen? ob also nicht das Ahd.

*) Aus der Zeit, in welcher dies noch nicht geschehen war, wo also der Plural Praes. *dadma*, *datta (?)*, *dadandi* lautete, stammt wohl die Folgerung einer Wurzel *dad*, die im Plur. und Conj. Perf. sich dann geltend machte.

einen Beleg an die Hand giebt für die Unrichtigkeit meiner Ansicht von der relativen Ursprünglichkeit der Verba auf *â*? Oder wie sollen wir die Bildungen der zweiten und dritten schwachen Conjugation, die *salbôm* und *habêm* sonst auffassen?

Sonderbar doch jedenfalls dass gerade secundäre Verba sich so ursprungstreu beweisen. Sonderbar dass die vermeintliche Alterthümlichkeit unleugbar vor unsern Augen ihr Gebiet ausdehnt, im mhd. *ich lân* zum Beispiel, ja mundartlich in die gesammte schwache nicht blos, sondern auch starke Flexionsweise: vergl. J. Grimm Gramm. 1, 945. 958; Frommann zu Herbort 718; Wilh. Grimm Roseng. S. LXXXIII, Silvester S. X, Haupts Zs. 10, 135; Bartsch Berthold von Holle S. LXXIII, Erlösung S. XXII. 364, über Karlmeinet S. 245 f.; Weinhold Alem. Gramm. S. 334. 364. Das Baierisch-Oesterreichische scheint sich frei davon gehalten zu haben, vgl. Koberstein über Suchenwirt 3, 31; Schmeller Mundarten Baierns S. 309, der es in dem Umkreise der von ihm behandelten Dialekte nur an der Rhön und am Mittelrhein kennt, ausserdem an der schweizerischen Aar. Die ältesten Belege gehören dem zehnten Jahrhundert und Mitteldeutschland an: zu Denkmäler Nr. 74, 1.

Ein ähnliches Wuchern des scheinbar Ursprünglichen beobachten wir in den slavischen Sprachen: s. Miklosich Vergl. Gramm. 3, 198. 230. 255. 294. 407. 490. 532. 564. Nur im Russischen die altkirchenslavische mit dem Altgermanischen und Griechischen übereinstimmende Abscheidung der Verba in *mi* bewahrt, Miklosich a. O. S. 342. Im Bulgarischen, Kleinrussischen, Polnischen und Lausitzischen dagegen das *m* auch in den der germanischen *ô*-Classe entsprechenden Verbis, im Cechischen ausserdem in den der germanischen *ja*- und *ai*-Classe homogenen. Im Neuslovenischen ist es sogar völlig, im Serbischen fast allgemein geworden.

Desgleichen hat man die altirischen *carimm*, *guidimm* (ihre Conjugation entspricht der ersten und vierten lateinischen, der schwachen zweiten und ersten deutschen) in die hier besprochene Analogie einbezogen: Lottner Beitr. 2, 324. Aber, wie Stokes Beitr. 2, 131ff. 3, 49, Ebel Beitr. 2, 189 und Schleicher Comp. S. 666 bemerken, mit Unrecht oder höchstens halbem Rechte, da das suffigirte Pronomen sicherlich den Hauptanlass jener Formation gegeben hat.

Völlig zutreffend jedoch vergleicht Ludwig Hirzel Zur Beurtheilung des äolischen Dialekts (Leipzig 1862) S. 56 ff. die lesbischen γέλαμι, φίλημι, δοκίμωμι den ahd. *habêm*, *salbôm* und stellt zugleich die richtige Erklärung derselben auf, wonach die Verba in *mi* hier wie dort jene andern sich angeähnlicht, ihr Personalsuffix ihnen aufgedrängt hätten. Vergl. Schleicher Beitr. 1, 324 Anm.

Es wäre sehr verdienstlich, wenn Jemand solches Aufdrängen, solche Formübertragung oder Wirkung der „falschen Analogie“ einmal im allgemeinsten Zusammenhange erörterte und namentlich die Einschränkungen festzustellen suchte, innerhalb deren dieser Vorgang sich halten muss.

Die Mannigfaltigkeit der Formen, welche einer und derselben Function dienen, wird verringert in den späteren Lebensaltern der Sprachen, ja die ursprünglich verschiedenen grammatischen Functionen selbst schmelzen zusammen. Die zunehmende Raschheit des Denkens, die Fülle und Complicirtheit des Gedankens fordert Vereinfachung des Materials, mit welchem er arbeitet. Aber der spröde Stoff setzt der Nivellirung einen zähen Widerstand entgegen. Noch heute sagen wir *ich bin* und bewahren damit einen Rest des alten *mi* der ersten Person, während überall sonst das schwache *e* durchgedrungen ist.

Der Vocal der letzten Silbe war das Entscheidende. Ohne *tôm* kein *salbôm*, ohne *gêm*, *stêm* kein *habêm*: wir

sehen es am Gothischen. Die umgestaltende Macht kam den Verbis in *mi* aber aus ihrem häufigen Gebrauch. Seltener gebraucht, wären sie umgekehrt der Analogie von *salbô*, *habê* erlegen, wie späterhin sämmtliche *salbôm*, *habêm* den starken bindevocalischen sich unterwerfen mussten, nachdem ihre *ô* und *ê* auf schwaches *e* herabgesunken waren. Noch spät wird dagegen durch *stân* und *gân* auch *hân* geschützt und *lân* hinzugewonnen. Unser *stehe*, *gehe* verdankt dann ohne Zweifel dem Vorbild von *drehe (drêe*, *dræje)* und ähnl. seine Entstehung.

Altmitteldeutsche Formen wie *ih uuirdon* beruhen darauf, dass einerseits die dritte schwache Conjugation in der zweiten aufgehend deren Einfluss vermehrt und früh ihren Vocal zu *o* gekürzt hatte, andererseits die starken Formen immer häufiger ihr *o* zu *e* schwächten: die Reste von *o* unterlagen dann leicht jenem *on*. Und dadurch war der Umfang des *on* so gewachsen, dass schliesslich, als die Frage: allgemeines *en* oder *e*? entschieden werden sollte, der Sieg leicht dem *en* verblieb.

Ich kann mich hier leider nicht ausführlich auf die Stammbildung der schwachen Conjugation einlassen, welche von Theod. Jacobi Beitr. S. 129—196 (vergl. Bildung der Nomina, Breslau 1847, S. 47 f.), Grassmann KZ. 11, 81—103 und Pott Wurzeln S. 920—1023 in so fruchtbarer Weise erörtert ist, ohne dass sich meines Wissens bis jetzt die deutsche Grammatik ihre Resultate angeeignet hätte. Vergl. dazu auch Bopp Vergl. Gramm. 1, 225—229. 2, 360—368; Lottner KZ. 7, 46—48; Schleicher Comp. S. 353—366; Leo Meyer Vergl. Gramm. der griech. und lat. Sprache 2, 1—43.

Die Erklärung des Stammcharakters der drei Conjugationen, wie er sich im Praesens darstellt, ist mir nicht zweifelhaft. In dem zu Grunde liegenden *aja* bleiben ent-

weder beide *a* ungefärbt oder das erste oder das zweite färbt sich zu *e* und *i*. Dazu tritt ein Vorgang, den in grösserem oder geringerem Umfang alle westarischen Sprachen aufweisen, der Ausfall des *j* zwischen den beiden Vocalen: und wir bekommen *aa* (*ô*), *ia* (*ja*), *ai*.

Sehr deutlich können wir die Gestaltung der *ô*-Classe in nicht germanischen Sprachen verfolgen. Nur der erste Schritt ist z. B. im umbr. *subvocau* der I. Sing. für *subvocao* geschehen, während in osk. Formen wie *opsaiet* das alte *j* sich hielt (KZ. 11, 101) und die lat. erste Conjugation das contrahirte *â* aufweist. Besonders lehrreich sehen wir im kirchenslav. Praesensstamm der entsprechenden Classe *aje* erhalten, im zweiten Stamme contrahirt *a*. Den Uebergang zeigt der Codex suprasliensis mit Praesensformen wie *gněvaaši*, *byvaatь* (Miklosich Vergl Formenl. S. 149), woran sich zunächst die böhmischen Praesensbildungen mit langem *a* (Miklosich a. O. S. 429) schliessen.

Das *a* in *ia* unterliegt den gewöhnlichen Veränderungen des stammauslautenden *a*, des sog. Bindevocals, daher goth. II. III. Sing. II. Plur. *ii* das dann nach bekannten Gesetzen bald *ji*, bald *ei* wird. Wenn wir durchgeführt im Lat. und Böhm. (*chválím*, *chválíš*, *chválí* usw. Miklosich a. O. S. 426) *î* finden, so ist vorschreitende Assimilation dabei im Spiel, die man auch in den goth. Abstractis, welche von Verben der ersten schwachen mittels Suffix *ni* gebildet werden (Ebel KZ. 5, 303), anerkennen muss: *gôleins*, *lageins* für *gôljanis*, *lagjanis*.

Merkwürdig scheinen Imperative wie *nasei* und *sandei* das alte *j* zu bewahren. Die Abneigung gegen das *j* zwischen Vocalen ist im Germ. jünger als mindestens der erste Act des vocalischen Auslautsgesetzes. Man betrachte nur oben S. 113 einige Urformen der Declination wie *anstajas*, *anstijas*, und die Richtigkeit dieser Behauptung wird in die

Augen springen, wenn auch der zweite Act (die Verkürzung des *â*) sie in einem oder ein paar anderen Fällen entschieden voraussetzt. Jener erste Act traf demnach in dem Imperative die Grundformen *nasija*, *sandija*, die er in *nasî*, *sandî* verwandelte. Dagegen könnte in *habai* der Stammcharakter ebensogut erst später eingedrungen sein, wie dies in *salbô* nothwendig geschehen sein muss*).

Wie bedeutend im Ahd. die Analogie der starken Verba auf die erste schwache Conjugation gewirkt hat, ist bekannt: dazu trug, was die langsilbigen anlangt, die Erscheinung des Consonantumlautes sehr wesentlich bei, indem sie die *j* zum Theil fortschaffte. Auch die von Jacob Grimm sogenannte Erscheinung des Rückumlautes trägt diesen Namen mit grösserem Recht, als man gemeiniglich annimmt: denn *santa* für *sentita* beruht keineswegs auf unmittelbarer Composition der Wurzel *sand* mit *ta*, sondern lediglich auf Formübertragung von Perfectis wie *brâhta*, *dâhta*, *mahta*. Die „rückumgelauteten" Formen sind also in der That die geschichtlich jüngeren, verglichen mit den umgelauteten.

Nun unterlagen aber die kurzsilbigen Verba der ersten schw. gleichfalls der starken Analogie, wo die lautliche Uebereinstimmung fasche Identificirung herbeiführen konnte: *nerjis*, *nerjit* oder vielleicht *nerîs*, *nerît* unterschied sich zu wenig von *beris*, *berit*, als dass nicht Vermischung drohen musste, welche jene Formen der Production ihres Flexionsvocales entkleidete.

Auf ganz ähnlichen Motiven scheint die Gestaltung des

*) Doch dürfte es am gerathensten sein, von jeder näheren chronologischen Bestimmung über den Ausfall des *j* vorläufig abzustehen, da er wohl niemals unbedingte Regel war, also zu sehr verschiedenen Zeiten eintreten konnte. Demnach dürfen wir auch in *habai* einen Rest des *j* erkennen.

gothischen Praesens der *ai*-Classe zu beruhen. Wenigstens ist sicher, dass die Analogie der starken Verba hier gleichfalls das Entscheidende war. Ueber den näheren Gang ihres Einflusses vermag ich allerdings nicht mit Sicherheit zu urtheilen*).

Darf man sich vorstellen, dass das Praesens einmal gelautet habe: *habajâ*, *habajisi*, *habajidi*, *habajavasi*, *habajatas*, *habajama*, *habajidi*, *habajandi?* Wenigstens für die I. Sing. ist eine andere Form kaum denkbar. Daraus musste denn nach Ausfall des *j habâ* werden und falls dann erst die allgemeine Verkürzung der *â* stattfand, sicherlich *haba*, wie das Gothische thatsächlich aufweist. In diesem einen Puncte war also wirklich das Ahd. wahrscheinlich weniger ursprünglich als das Goth.

Setzen wir im Goth. ferner die angegebenen Formen voraus, so erhalten wir *habâvas*, *habâs*, gleichfalls mit der starken Conj. identisch; dann *habâts*, *habâma*, *habând*, welche der starken Analogie ebenso wenig oder noch weniger widerstehen konnten als die obigen *nerîs*, *nerît*. Denn ausser *haba*, *habôs* konnte auch der ganze Conjunctiv nach derselben Behandlungsweise kaum ein anderes Schicksal erleben, als uns das Goth. erzählt. Aus *habajaisi* wurde *habâis* zunächst, aber da das Goth. *ai* und *âi* überhaupt nicht unterscheidet, bald *habais*. Und so im ganzen Con-

*) Das angebliche gothische Lautgesetz, wonach die Gruppe *aja* durch Ausfall des *aj* vermieden werden soll (Ebel KZ. 5, 56. 301. 306), vermag ich schon wegen *vajamêrjan* und *bajôths* nicht anzuerkennen, wenn auch vollkommen richtig ist, dass das Goth. die Verbindungen *aja*, *ija* und ähnl. nicht liebt: daher *daddjan*, *vaddjus*, *tvaddjê*, *iddja* und *saian*, *vaian*. Schleicher's Construction (Comp. S. 365. 801) ist keine Erklärung. Auch Bopp's Regel (Vergl. Gramm. 1, 227) dass das *i* vor Nasalen unterdrückt sei, trifft nicht zu, da sie auf die I. Sing. und I. II. Dual. keine Anwendung leidet.

junctiv, dessen ahd. *habêês* usw. daher nicht ohne weiteres für ursprünglich genommen werden darf.

Schwieriger ist eine andere Frage der schwachen Conjugation: der Charaktervocal der ersten Classe im Perfectum und im Particip Pass. Nach *salbôda*, *salbôths* und *habaida*, *habaiths* aus Grdf. *salbajada* usw. sowie nach lat. *audîbam* (alt) und *audîtus* möchte man aus Grdf. *sandajada*, *sandajaths* nichts anderes als *sandeida*, *sandeiths* erwarten. Wenn die Formen gleichwohl *sandida*, *sandiths* lauten, so müssen wir uns wohl vorläufig mit dem Hinweis begnügen, dass die starke (bindevocalische) Conjugation im Germanischen füglich als die Normalabwandlung gelten durfte und dass ihr gegenüber im Praesens der ersten schwachen nur das dem „Bindevocal" vorausgehende *i (j)* als charakteristisch erscheinen konnte: vergl. in der goth. Composition der Substantiva *arbi-numja*, *mari-saivs*, wofür man *arbja-numja*, *marja-saivs* erwartet*).

*) Man möchte allerdings die Frage aufwerfen, ob nicht vielleicht, trotz Bopp Vergl. Gramm. 3, 207, im skr. Particip auf *itá* von den Verben in *aya* die altarische Grundform steckt, die im Germ. von der *i*-, im Lat. von der *ê*-Conjugation erhalten wäre, aber in den anderen Conjugationen verdrängt durch den Charakter des Praesensstammes? Dies ist wirklich Grassmann's Annahme (KZ. 11, 81 f.): „Als Thema ist mit den indischen Grammatikern *vêdi* anzusetzen, welches seinen Stamm nach der 1. Classe bildet, so dass also *vêdáya* der Stamm für Praes. und Imperf. wird. In der That tritt in den übrigen Zeiten nur da die Silbe *ay* hervor, wo die Conjugation auch sonst Guna erfordert, während das Particip *vêdi-tá-s*, in welchem man mit Unrecht *i* als Bindevocal angenommen hat, das reine Thema zeigt." Es fragt sich aber doch noch, da für alle Causalia und Denominativa -*ya*- das gemeinschaftliche Element ist, ob hierin nicht durchgängig die W. *ya*, *yâ* (wenn auch zum Theil in sehr abgeschwächter Bedeutung) und in dem ersten Theil der Causalia ein Nomen Actionis Suff. *a* mit Guna der Wurzel (Bopp Kl. Gramm. S. 381) erkannt werden müsse.

Eine fernere Möglichkeit sei wenigstens erwähnt.

Aus Substantiven abgeleitete Transitiva der ersten Conj. die ein Machen, Hervorbringen des Substantivs bedeuten, sind im Goth. wie im Ahd. in grosser Zahl vorhanden. Und im Goth. finden wir bei weitem die meisten von *i*-Stämmen gebildet (Jacobi a. O. S. 146 f.). Vielleicht wirkte das zu Grunde liegende Substantiv nach, wo es sich um Composition und Ableitung handelte. Ja vielleicht wurde sogar (vergl. über die angesetzten Grundformen weiter unten) bei *arbaidjan*, Grf. *arbaidijan*, z. B. anstatt *arbaidijâm dâm* vom Verbum, unmittelbar vom Substantiv *arbaiths* (Stamm *arbaidi*) gesagt *arbaidim dâm* (gleichsam „laborem feci" anstatt „laborationem feci", „ich that Arbeit" anstatt „ich that Arbeitung"), was nach der Wirkung des consonantischen Auslautsgesetzes und mit Zusammenrückung *arbaididâ* ergab. Und von hier aus könnte diese Bildungsweise für die ganze Conjugationsart massgebend geworden sein. Desgleichen wäre in der 2. Conjugation z. B. *karâm dâm*, *karâdâ*, *karôda* denkbar.

Ohnedies waren vermuthlich solche Denominativa auf *ijâ* für den Charakter der ersten Klasse entscheidend, indem sie ihr die meisten Causalia zuführten, die man der Bedeutung nach immer als Denominativa von Nom. Actionis auffassen kann. (Doch vergl. unten S. 187).

Wir glauben nunmehr auch die Geschichte der schwachen Conjugation in der Hauptsache zu durchschauen. Die Scheidung der drei Classen fällt in die Zeit des gemeinsamen westarischen Sprachlebens.

Den Grundstock für die erste Classe liefern wie gesagt die eben erwähnten Denominativa auf urspr. *ijâ*, *îjâ*, z. B. goth. *dailjan* von *daili*-(Theil), litt. *dalýti* von *dalì*-(Theil), vergl. ksl. *basniti* (fabulari) von *basnĭ* (fabula), *μηνίειν* von

μῆνι-, *partiri* von *parti-*. Dazu gesellen sich im Germanischen die Denominativa auf urspr. *ujâ*, *ûjâ*, gr. *ύω*, lat. *uo* (z. B. *δακρύειν* von *δάκρυ-*, *acuere* von *acu-*): goth. *ufarskadvjan*, *balvjan*, *manvjan*; und Denominativa von consonantischen Stämmen wie *namnjan*. Auch scheinen sich Verba der vierten skr. Classe (sonst in starken wie *sitjan*, *ligjan*, *hafjan*, usw. erhalten) hierher verloren zu haben: skr. *svídyâmi*, ahd. *suizzu*, germ. Grdf. *svitjâ* (vergl. das ebenfalls gemeinschaftliche Causale skr. *svêdáyâmi*, ahd. *sueizu*, germ. Grundf. *svaitjâ*). Aehnlich lat. *cupîvi*, *cupîtum* von *cupio*, skr. *kúpyâmi*.

Den Grundstock für die zweite Classe bilden Denominativa von *a*-Stämmen auf urspr. *ajâ*: *fiskôn*, lat. *piscâri*, von *fiska-* (lat. *pisci-* mithin wohl unursprünglich?); *frijôn*, ksl. *prijati*, skr. *priyá* (lieb, geliebt); und vielleicht mit schon weiter greifender Analogie ahd. *namôn* (für *namnôn*? Pott a. O. S. 1000), lat. *nôminâre**). Ferner von *â*-Stämmen, urspr. *âjâ*, z. B. *karôn* von *kara*, *sprâchôn* von *sprâcha*, vergl. *cûrâre* von *cûra*, *ἀγοράσθαι* von *ἀγορά*, litt. *býloti* (reden) von *bylà* (Rede). Wenn Jacobi S. 160 ff. unter den ahd. Verben dieser Classe besonders die instrumentale Bedeutung hervorhebt, so entsprechen ziemlich genau griech. Verba auf *όω*: Pott S. 1004 ff.

*) Mit Pott *halôn*, *calâre* bestimmt hierher zu rechnen, scheue ich mich wegen **calêre* (*calendae*), *χαλεῖν* (s. Curtius Griech. Etym. 2. Aufl. S. 129): *hlamôn*, *clâmâre* geht natürlich noch weniger an. Wie verhält es sich mit *eiscôn*, litt. *jëskóti*, slav. *iskati*? — Den lat. Ableitungen von Partic. Perf. wie *spectare* (L. Meyer S. 9 ff.) vergleichen sich der Form nach die Passiva wie *andbundnan*, *andbundnôda* (*bundna*- ursprünglicheres Thema des Partic. Perf. als *bundana*-), deren Abwandlung im Präsens sich aber nach der falschen Analogie der ehemals wohl noch zahlreicher vorhandenen Verba wie *fraihnan* richtet: Jacobi S. 191 ff., Schleicher Comp. S. 374. 802.

Den Grundstock der dritten Classe macht eine Gruppe von Verben aus, die man bald im Allgemeinen als intransitiv, bald specieller als medial (Jacobi S. 182 ff.; Schleicher Kirchenslav. Formenlehre S. 193 f.), ja sogar als passiv (L. Meyer S. 24) bezeichnet hat, die aber meiner Ansicht nach nicht wohl anders als durativ genannt werden können. Goth. *haba*, lat. *habeo* „ich habe, besitze" von goth. *hafja*, lat. *capio* „ich ergreife, nehme in Besitz" (KZ. 7, 38 f.). Goth. *thulan* „ertragen (tragen)" neben lat. *tollo* (vermuthlich für *toljo*) „aufheben". Goth. *munan* „anhaltend bedenken, wollen" von skr. W. *man* „denken", welche nach 8. und 4. Classe die Präsensstämme *manú* und *mánya* bildet. Ahd. *mir zawêt* „es gelingt mir, wird mir zu Theil (es bereitet sich mir zu)" neben *zawjan* „zubereiten". Von W. *vid* goth. *vitan* „anhaltend sehen, beobachten, bewachen": lat. ohne diese Einengung des Begriffs *videre*. Ferner Verba, die einen Zustand ausdrücken: *silan*, *silere; thahan*, *tacere*. Insbesondere einen moralischen, eine Gesinnung: wie die Denominativa *saurgan; trauan* (skr. *dhruvá* „dauernd, beständig", vergl. Otfrid's *drût*), *arman*. Hierher vermuthlich auch *skaman sik*, obgleich ursprünglich wohl transitiv „sich verhüllen, bedecken" von einem **skama* „Hülle", vergl. ahd. *scema* „larva", W. *ska* oder *skva* „bedecken" (Pott Etym. Forsch. 1, 243, Nr. 184). Ahd. von Adjectiven abgeleitet *tobên*, *tumbên*, *stillên*, *frawên* usw. völlig den lat. *albeo*, *flacceo*, *pigreo* usw. vergleichbar. Die Mehrzahl aber, wie *altên*, *argên*, *weichên* usw. (Jacobi S. 188) hat Inchoativbedeutung angenommen, wofür das Lat. die Ableitung *-escere* gebraucht. Ganz ähnlich wie im Ahd. verhält es sich in der entsprechenden slav. Classe mit dem Charakter *ě*, vergl. Miklosich Formenl. S. 136. Von den griechischen auf *έω* lässt sich freilich nur im Allgemeinen sagen, dass

sie ein Sein bedeuten, während dagegen die auf *όω* ein Machen ausdrücken (Grassmann S. 95, Pott S. 997).

Bemerkenswerth, dass jene nicht auf erhaltene Nomina zurückführbaren Verba des Germ. und Lat. zum Theil neben Verben der vierten skr. Classe stehen und mit ihr auch in dem nicht gunirten Wurzelvocal übereinstimmen. Zu einem vorschnellen Erklärungsversuch darf man die Beobachtung natürlich nicht benutzen*). Vielmehr waren ohne Zweifel die Denominativa von Adjectiven der Ausgangspunct, und diese Bildungsweise wurde zu unmittelbaren Ableitungen mit durativer Bedeutung ebenso, nur viel früher gebraucht, wie im Ahd. unmittelbare Ableitungen auf *ôn* die Bezeichnung anhaltender oder sich wiederholender Thätigkeit zugewiesen erhielten (Jacobi S. 171 ff.).

Dass die drei Classen, wie sie bis jetzt geschildert sind, schon in westarischer Urzeit bestanden, geht aus dem Gesagten bereits hinlänglich hervor. Die goth. *is*, *ith* der II., III. Sing. beruhen keineswegs auf Assimilation, wie man angenommen hat, sondern auf Schwächung des Bindevocals *a* nach Müllenhoff's Regel. Und die Färbung des *a* zu *e* fällt nach Curtius' Nachweis bereits in jene Periode der europäischen Urgemeinschaft. Damit war auch die Möglichkeit gegeben, fernere Unterschiede der schwachen

*) Die skr. 4. Cl. führt man wohl am einfachsten auf die Wurzel als Abstractum componirt mit W. *ja*, *jâ* „gehen" zurück, wobei syntaktisch das Abstractum als Accus. des Ziels zu fassen wäre: z. B. *yúdh* „Kampf", *yúdhyâmi* „ich kämpfe". Dagegen müsste ein Verbum wie *silan*, Grdf. *silajan*, auf ein Adjectiv *silá* zurückgehen, nach bekannter skr. Bildung (Bopp Kleine Gramm. S. 379) bleibende Eigenschaft bezeichnend; und syntaktisch stünde dies adverbialisch neben dem Verbum *ja*, dessen Bedeutung, weniger abgeschwächt als man sie in der 4. Classe voraussetzen muss, durativen und inchoativen Sinn naturgemäss ergab.

Conjugation einzuführen, die noch nicht bestanden. Die Stammauslaute *ija*, *uja*, *âja* und *aja* waren freilich hinlänglich unterschieden. Aber die Scheidung zwischen den Durativen und den Denominativen wie Grdf. *piskajâ* trat nun erst ein, indem sich diese gegen die Färbung des Bindevocals sträubten und so durchgängig *aja* behielten. Uebrigens fügen das Griech. und Lat. zur Charakteristik der Durativa noch Färbung des ersten *a* in *e* hinzu, während dagegen das Ahd. die Färbung des Bindevocals über die ganze Conjugation ausdehnte. Die Stammausl. *âja* fielen mit denen auf ungefärbt *aja (ô)* nicht etwa deshalb zusammen, weil sie den Bindevocal auf gleiche Weise gegen die Färbung schützten, sondern weil ihr *i* von *âjis*, *âjid* bei der Contraction in *â* (gleichsam *â* mit Jota subscriptum) unterging.

Die Vertheilung der Causalia auf die drei Classen geschah nicht in allen Sprachen auf gleiche Weise. Im Lat. z. B. finden sich einige in der 2. Conj. wie *monere*, *terrere*, *torrere*, *nocere* u. a., aber kaum weniger in der ersten wie *arare*, *domare*, *sedare*, *tonare* und selbst in der vierten *sopire* (Grassmann S. 87 ff. L. Meyer S 19. 28. 40). Im Germ. zeigt zwar ahd. *manôn*, *manên* (woneben übrigens noch *manjan*, *menen* in der Gerichtssprache erhalten: Denkm. Nr. 65), dass die Causalia nicht ausnahmslos der 1. Conj. sich anschlossen: aber weit überwiegend nahmen sie doch diesen Weg, indem sich in theilweiser Uebereinstimmung mit dem Lat. ihr erstes *a* von *aja* zu *e*, dann aber weiterhin zu *i* färbte. Dadurch wurde die erste die vorzugsweise transitive Classe, die in diesem Sinne viele Denominativa, auch von *a*-Stämmen, aufnahm.

Was die Denominativa von Adjectiven anlangt, so zeigt Jacobi S. 181, dass diejenigen nach der 2. Conj. gehen, also ihr *aja* in *ô* contrahiren, deren Stammwörter nach Gramm.

3, 571. 574 im Comparativ und Superlativ infolge des gleichen Processes (s. Ebel KZ. 5, 309 f. Schleicher Comp. S. 484) die Formen *ôr* und *ôst* aufweisen.

Ich kann diese Erörterung nicht schliessen, ohne mich dagegen zu verwahren, dass man die Ausdrücke „gemeinsam westarisches Sprachleben“ und „europäische Urgemeinschaft“ in allzu wörtlichem Sinne nehme. Wir haben im ersten Theile gesehen, dass sich west- und ostgermanische Besonderheiten hervorthun in einem Sprachprocesse, der durchaus noch unter westarischen Impulsen steht, wenn ich so sagen darf, d. h. auf ähnliche Weise in allen westarischen Sprachen sich nur dem Grade nach verschieden, vollzieht. Wie könnte also von einer abstracten westarischen Spracheinheit die Rede sein.

Ich unterschreibe daher vollständig, wenn ich auch gewisse Folgerungen nicht theile, was Max Müller Vorlesungen 1, 149 f. bemerkt: „Es hat nie eine gemeinsame, gleichförmige germanische Sprache gegeben; auch lassen sich keine Belege dafür auffinden, dass zu irgend einer Zeit eine gleichförmige hochdeutsche oder niederdeutsche Sprache existirt habe, von der sich alle hochdeutschen und niederdeutschen Dialekte herleiteten. Nur so viel können wir behaupten, dass die verschiedenen niederdeutschen Dialekte in England, Holland, Friesland und Niederdeutschland zu verschiedenen Zeiten dieselben Entwickelungsstufen oder, so zu sagen, dieselben Breiten grammatischen Wachsthums durchmachten. Wir können auch noch hinzufügen, dass mit jedem weiter zurückliegenden Jahrhundert die Convergenz dieser Dialekte immer entschiedener hervortritt, aber wir sind durch kein historisches Zeugniss berechtigt, wirklich und thatsächlich eine einzige gleichförmige niederdeutsche Ursprache anzunehmen, aus der sie alle herzuleiten wären“.

Dies gilt selbstverständlich ebenso vom Germanischen überhaupt, vom Westarischen und vielleicht höher hinauf selbst von der arischen Ursprache (vergl. oben S. 5). Nur werden die Merkmale des Mundartlichen je weiter zurück, desto geringer an Zahl.

Doch ich kehre zur Betrachtung der Personalsuffixe zurück.

2.

Von dem primären Personalsuffix der I. Sing. Präs. war hinlänglich die Rede. Das *a* des Perfectum musste abfallen: Grdf. *bauga* wurde *baug*. Das Perfectum der Wurzel *dha*, germ. *da* (vergl. Schleicher Beitr. 2, 94 Nr. 10), deren *a* mit der Flexionsendung zu *â* verschmolz (**dadâ)*, hat auf früherer ahd. Stufe (später constant *teta)* dies *â* ohne Kürzung bewahrt: nach Analogie wie es scheint des schwachen Perfects auf *-ta*, worin das ehemalige *â* Gründe hatte, die wir unten zu errathen suchen werden.

Die secundären Personalendungen der I. Sing. *au* und *jau* im Goth. sind bereits besprochen. Ahd. *a*[e] und *i* aus *aim* und *îm* (für *jâm)* ganz regelrecht.

Eine ähnliche Behandlung wie in der schwachen Conjugation das ableitende *j*, hat wie es scheint das *v* erfahren, wenn das *a-vasi* der I. Dualis zu *ôs* geworden ist. Denn diese Grundform muss man annehmen, da urspr. *a-vas aus* ergeben hätte. Das Perfectum setzt mit seinem *u* die secundäre Personalendung *va* voraus, welche ohne Bindevocal antrat und nach Abfall des *u* sich vocalisirte. Doch steht es frei mit Bopp *û* anzusetzen für *uva*.

Die gothische I. Plur. bietet keine Schwierigkeit: *ma*, vermuthlich aus den secundären Bildungen eingedrungen, ist durchgängig die vorausgesetzte Endung. Wenigstens hat

dies bei der littauischen Analogie*) grössere Wahrscheinlichkeit als Westphal's Deutung aus assimilirtem und vereinfachtem *ms* für *mas*, welches seinerseits noch früher ein schliessendes *i* verloren haben müsste.

Das *a* von *ma* hatte sich zum Theil wohl bereits zu *e* geschwächt (wie im Littauischen), ehe es abfiel, und darauf mag dann durch Assimilation die älteste bindevocalische ahd. Form *e-m* für **a-me* beruhen: Graff 2, 574. Wie aber steht es mit dem ahd. *amês*, *emês*, *umês* und dem secundären *êmês*, *îmês*?

Bopp und Graff haben bekanntlich das vedische *-masi* herbeigezogen, und Benfey macht (Orient und Occident 1, 305) den „isolirenden Richtungen" der indogermanischen Sprachwissenschaft unter anderem auch das zum Vorwurf, dass sie sich dieser Meinung nicht einfach anschlossen. Aber bereits Westphal hat S. 185 Anm. in völlig genügender und entscheidender Weise auf die unübersteiglichen lautlichen Schwierigkeiten hingewiesen, welche sich der Deutung entgegenstellen: wie sie denn in der That rein unmöglich ist, will man nicht den Versuch methodischen Eindringens in die Spracherscheinungen überhaupt aufgeben und zur alten etymologischen Kunst der Willkür zurückkehren.

Sicher aber freilich ist, dass *mês* von lat. *mûs* (Corssen Vocalismus 1, 360) nicht getrennt werden kann, und gewiss

*) Die secundären Endungen haben im Litt. noch weiter um sich gegriffen. III. Sing. Präs. *vèža* steht ohne Zweifel für *vèžat*, nicht für *vèžati*. Und wenn dieselbe Form auch für den Plural gilt, so sind eben *vèža* für *vèžat* und *vèžaṅ* (welches *ṅ* ja litt. nicht gesprochen wird) für *vèžan*, nicht für *vèžanti*, zusammengeflossen. Ebenso steht I. Sing. *vežù* ganz regelrecht für *vežâm*, wäre aber doch sehr auffallend für *vežâmi*, und dies gilt auch für das Slavische: vergl. litt. *esmì*, ksl. *jesmĭ*. Im litt. Dualis liegen gleichfalls die secundären Formen vor Augen.

wird eine Deutung der I. Plur. Präs. auch auf die griechischen Doppelformen *μες* und *μεν* ihr Augenmerk stets richten müssen. Merkwürdiger Weise hat keiner der Erklärer sich weiter umgesehen als das Paradigma führte, auch Graff selbst nicht, dessen Materialien doch gerade auf das nach meiner Ansicht Richtige hinleiten.

In den Gl. Ker. finden wir kein *ames: umes* ist Regel (86. 97. 130. 164. 175. 210 f.), nur *uuoffemes*, *aruuallemes*. Bindevocallos mit blosser Anfügung an die Wurzel *toa-mes*. Schw. I. *umes* und *iumes*, nur *soahchemes*. II.*omes*, nur *kiniumes*, *irsufteumes*. III. *emes*.

In den Gl. Par. A dagegen ist *emes* allgemeine Regel, ausser in schw. II. *omes*. Desgleichen in Gl. Reich. A, wo indess *nâhumes* (goth. *nêhvjam)* und nach schw. I. *zimprimes* Erwähnung verdienen. Unter diesen alten Glossensammlungen ist *ames* blos in Gl. Reich. B Regel, worin jedoch überhaupt grosse Vorliebe für *a* in unbetonten Silben herrscht: daher sogar *uuarames* 503 b, *pirames* 517 b, vergl. *haraga* 532 a, *hiuuaskes* 532 b, *das* für *des* 505 b, *da* für *du*, *diu* 513 a. Im Wolfenbüttler Catechismus stehen vier *ames* gegen ein *emes*. In der Benedictinerregel ferner und in den Hymnen scheinen sich (abgesehen von den schwachen Verbis) *ames* und *emes* die Wage zu halten. Dagegen wieder im Isid. Fragm. theot. Tat. Otfr. treffen wir entweder durchweg oder weit überwiegend *emes*.

Der Bindevocal nimmt demnach entweder vor *m* die dumpfe Färbung zu *u* an, wie z. B. im Dativ Plur. der substant. *a*-Stämme, oder er wird durch das darauffolgende *e* assimilirt oder endlich, jedoch keineswegs in der Regel, unverändert beibehalten.

Ferner: Is. und Fragm. theot. haben im Perf. nicht *mes*, sondern *m*: vergl. auch *pirum* Gl. Ker. 62; *pirum*, *kifuactum*, *kisaztum* Gl. Par. Reich. Diut. 1, 178. 205. Es

fragt sich, ob Conj. Präs. bei ihnen vorkommen mit *mes*? Kero soll im „Conj. Pr." nicht *mes* haben. Die Hymnen bieten im Conj. Präs. fast immer *m* statt *mes*. Es ergiebt sich als wahrscheinlich, dass gegen Ende des achten und zu Anfang des neunten Jahrhdts. die Beschränkung der längeren Form auf den Indicativ Präs. noch die Regel bildete.

Ja dass *mês* in's Perf. blos übertragen worden, das scheint klar vor Augen zu liegen in falschen Uebertragungen wie *birunmes*, *quamunmes* u. dgl. (Gramm. 1, 1045). Daraus wieder zurückwirkend einmal sogar *comenmes* (vielleicht ein Conjunctiv? Tat. 165, 2: das Futurum wird dadurch übersetzt).

Die Länge des *e* noch zu Anfang des 9. Jahrhdts. steht aus Kero fest, wo wiederholt *mees* geschrieben wird. In einer Freisinger Glossensammlung des 9. (10?) Jhs. (Gc. 3) aber liest man *mas*, wahrscheinlich mit einem jener baiwarischen *a*, die sich in so viele Flexionen eindrängen und deren eingetretene Kürzung bezeugen.

In Pariser und Wiener Glossen, jene dem Alemannischen und dem 8./9. Jh., diese wenigstens theilweise wie es scheint fränkischem Sprachgebiet und dem 10. Jh. angehörig, findet sich *mus*: *disrumpamus*, *zaspaltemus* Diut. 1, 203; *offendimus*, *pespurnemus* (*pespxrnfmxs*) Hoffmann Glossen S. 60. Und damit kein Zweifel bleibe, ob es aus dem Latein nur durch Schreibfehler in die Glossen eingedrungen, bietet es auch die Freisinger Hs. des Otfried dreimal: Kelle Zs. 12, 41. 103.

Ausserdem hat Graff verhältnissmässig viele Beispiele von Formen auf *men*, und zwar aus sehr verschiedenartigen Quellen, darunter die von ihm in's 8. Jh. gesetzte und daher mindestens noch aus der ersten Hälfte des 9. Jhs. stammende Glossensammlung Gc. 4. Und so geläufig war dieses *men* neben *mus* den Schreibern, dass sie es auch im La-

teinischen gelegentlich für *mus* setzten, *subigamen* z. B. schrieben statt *subigamus*.

Es scheint mir, dass diese höchst verschiedenen Formen nur dann eine befriedigende Erklärung gestatten, wenn wir *mansi* als die ursprüngliche Endung voraussetzen, woraus lat. *mûs* sich ungezwungen erklärt, wie *bûs* aus *bhjams* im Dat. Pl., wie gleichfalls ahd. *mus* durch die Mittelstufe *mañs* oder *muns*, *muñs* (vergl. oben S. 111) aus ungeschwächtem *mans*, denn so musste nach Eintritt des vocalischen Auslautsgesetzes die Form lauten. Griech. *μες* und *μεν* sind analoge, zunächst auf *μενς* (vergl. *δελφίν* und *δελφίς* für *δελφινς*, und ähnl.) beruhende Verstümmelungen, wie ahd. *mês* und *men*. Beide letztere setzen die Schwächung des *a* (das schwerlich in jenem erwähnten *mas* des 9. oder 10. Jhs. erhalten) zu *e* voraus, und für *mens* steht *mês* als Ersatz der Nasalirung. Wie aber im goth. Dat. Pl. *m* für *mm* für *ms* steht, so ist neben *mês* auch *men* für *menn* für *mens* möglich.

Wie nun dieses *mansi* an sich aufzufassen, darüber vergl. unten den Aufsatz über das Personalpronomen.

Ich gehe zum Suffix der zweiten Person über.

Die Dualendung lautet durchweg *ts*, für *tas*, altarisch und skr. *thas*.

Die bindevocalische Pluralendung goth. *i-th*, d. h. *i-d*, führt auf *di*, dem Vocal nach entsprechend lat. *tis* und wahrscheinlich durch die Mittelstufe *de* Schwächung von *da*. Doch ist dieses *id* dem Goth. allein eigen, altn. *idh* muss als späte Schwächung von *adh* betrachtet werden, da es keinen Umlaut wirkt. Dasselbe altgerm. *da* (goth. wahrscheinlich *di* durchweg) ist auch die secundäre und perfectische Flexionsendung. Den secundären Formen allein kam es ursprünglich ohne Zweifel zu, ist jedoch schon in vorgermanischer Zeit auch in die primäre Function eingetreten,

13

Das Singularsuffix endlich Präs. *si*, bindevocalisch *a-si*, *esi*, *isi*, *is*. Perf. *-ta* (altar. und skr. *-tha*), welches sein *a* natürlich einbüssen muss. Das *-st* in *saísôst* Luc. 19, 21 (Bopp Vergl. Gramm. § 454) rührt ohne Zweifel aus falscher Analogie lingual auslautender Wurzeln her wie *vaist* für *vait-t*. Vergl. Schleicher Comp. S. 674.

Die secundäre Endung ist *s*. Jedoch liegt sowohl im goth. als auch im ahd. Conj. Präs. und Perf. vielmehr *si* zu Grunde, das primäre Suffix, das hier eben so eingedrungen wäre wie in die I. Sing. des griechischen Optativs und sonst, vergl. Westphal KZ. 2, 183 f. Benfey Pluralbildungen S. 43. Denn aus Grdf. *ais* und *îs* (für *jâs)* müsste goth. *as* und *is*, ahd. *a*e und *i* werden. Und Goth. und Ahd. repräsentiren uns Ostgerm. und Westgermanisch.

Die echte alte westgerm. Secundärform Perf. scheint uns nun aber erhalten in dem *i* der ahd. II. Sing. Ind. Perf. Die Bopp'sche Deutung dieses *i* aus skr *-i-tha* wäre lautgesetzlich unmöglich, auch wenn wir den Bindevocal *i* nicht als eine specifisch indische Erscheinung betrachten müssten. Dagegen schon Grimm Gesch. S. 487: „Dieser Vocal kündigt hier Uebergriffe der Flexion des Conjunctivs in den Indicativ an“.

Am leichtesten begriffe sich die Formübertragung, wenn wir sie in die Zeit vor Wirksamkeit der Auslautsgesetze zurückverlegen dürften, wo die Analogie der II. Sing. Perf. schwach, Grdf. *-dhâs* (darüber unten mehr) unserem *-jâs* den Weg in den Indicativ bahnen konnte.

Nicht alle Spuren der ursprünglich conjunctivischen Function der Endung *i* aber sind, selbst aus dem Ahd., verschwunden. Wir erkennen sie mit Sicherheit in *du uuile*, goth. *vileis* und in dem wie ein Imperativ Präs. gebrauchten *ni curi* (noli) bei Kero und Tat. Gramm. 1, 887.

Und durchweg setzen das Angelsächsische und Altfriesische das ursprüngliche secundäre *-s* sowohl im Perf. als im Präs. voraus, indem ihr Conjunctiv den Singular aller Personen gleichmässig auf *-e* ausgehen lässt. (Doch vergl. den Schluss dieses Aufsatzes).

Man könnte auf den Gedanken kommen, auch in dem *tuo* mittelhochdeutscher Redensarten wie *ich sage dir rehte wie du tuo* und ähnl. einen altverbliebenen Rest der ursprünglichen secundären Personalendung zu sehen. Aber schon die Analogie gewisser griechischer Constructionen (G. Hermann zum Viger S. 740) entschiede für die Auffassung J. Grimm's KZ. 1, 144 ff., auch wenn sich die Form *tuo* als II. Sing. irgend anderswo als im Imperativ nachweisen liesse. Ueberdies finden sich mindestens zwei ahd. Fälle dieses Imperativs im abhängigen Satze von andern Verbis als *tuon.* S. Emmeramer Gebet (Denkm. Nr. 77, 7; Pfeiffer Forschung und Kritik 2, 25) *Trohtîn, dir uuirdu ih pigihtik allero mînero suntôno* usw., nach einer langen Aufzählung folgt ein Finalsatz *daz dû mir, trohtîn, kanist enti kanâda farkip enti daz ih fora dinên augôn unscamanti sî* . . . Notker's Psalmen in der Wiener Hs. Ps. 39, 14 *nu lîche dir, trohtîn, daz dû mih irlôse*, wo die Sangaller Hs. *irlôsest* liest. Eine scheinbar hierher gehörige und von Grimm a. O. angeführte Stelle, Otfr. 4, 24, 6 (vergl. Kelle Zs. 12, 34), giebt zu mehrfachen Bedenken Anlass. Dagegen s. unangreifbare angels. und altn. Beispiele bei Dietrich in Haupt's Zeitschrift 13, 135—137.

Erklärt wird die Construction von Pott Beitr. 1, 58 als ein Ineinanderschieben zweier Satzarten, eines abhängigen mit dem Conjunctiv und eines unabhängigen mit dem Imperativ: der Modus wäre aus diesem, die Wortstellung und Satzfügung aus jenem entnommen.

Endung der dritten Person. Sing. Ind. Präs. altgerm. *di*, bindevocalisch *a-di*, *edi*, *idi*, *id* (goth. *ith*). Perf. *a*, welches abfallen musste. Conj. Perf. *i* für *jât*, *ît*. Präs. goth. *ai*, ahd. *ae* für *ait*.

Die goth. Formen *bairaith*, *tiuhaith*, *svignjaith*, die Löbe Prol. p. XXI für Futura, Bopp Vergl. Gramm. 1, XXIII für mediale Conjunctive erklärte und Westphal KZ. 2, 183 f. ausführlich als active Conjunctive rechtfertigte, haben sich zwar nicht wie E. Bernhardt Krit. Unters. über die goth. Bibelübersetzung S. 5 vermuthete, als wiederholte Schreibfehler, wohl aber durch Uppström's Collation als wiederholte Lesefehler der früheren Herausgeber für *bairai tho*, *tiuhith*, *svignjai than* (letzteres indess nicht ganz sicher) erwiesen: Germ. 11, 94 f.

Plural primär *(a)nd* aus *(a)ndi*, urar. *anti*; secundär *n* aus *nt*, welches auch im Perf. galt und vielleicht nicht blos in den goth. Conjunctiven das oben S. 111 f. besprohene *â* oder *a* für *an* zu sich genommen hat.

Das neutrale Verbalnomen auf *ana*, *anja*, der Infinitiv, erfordert hier keine weitere Bemerkung, vergl. nur über die Endung *anja* zu Denkm. Nr. 71, 8. Die neulich beliebte Erklärung aus einer Weiterbildung des Partic. Präs. (Germania 11, 233) bedarf wohl keiner Widerlegung. Die Zusammenstellung mit skr. *anîya* bleibt bestehen, auch wenn die weitere Vergleichung mit lat. *endo* durch Corssen Krit. Beitr. S. 123 und die Erörterungen in KZ. 14, 350—371 widerlegt sein sollte.

Die nordischen Infinitive *skulu*, *munu* fasst J. Grimm Gr. 1, 1021 als Inf. Perfecti. Das wäre jedoch eine absolut vereinzelte Bildung. Daher verglich Aufrecht KZ. 2, 240 die umbr. osk. Infinitive auf *om*, *um* (vergl. Corssen a. O.), aber diese gehen auf *am* zurück (Bopp Vergl. Gramm. 3, 280 f.), und ein Abstractsuffix *u* giebt es überhaupt nicht.

Wir müssen, denke ich, von den Nebenformen *mundu*, *myndu*, *skyldu* ausgehen und darin das latein. und letto-slav. Supinum, das bekannte skr. Infinitivsuffix *tum* (Bopp Vergl. Gramm. 3, 249. 289. 292. 296) erkennen: vergl. über das Abstractsuffix *du* im Goth. Schleicher Comp. S. 461. Jene Formen sind nun buchstäblich identisch mit der III. Plur. Indic. Perf. ihrer Verba, erschienen mithin als Infinitive Perfecti und konnten dazu verleiten, die vermuthlich wie in anderen germ. Sprachen vorhandenen Infinitive *munan*, *skulan*, resp. *muna*, *skula* so umzubilden, dass sie der Form nach mit der III. Plur. Indic. Präs. übereinstimmten. So entstanden *munu*, *skulu*.

Im Passivum hat die Formübertragung grosse Verwüstungen angerichtet. Das Suffix der III. Person ist im Sing. in die I., im Plur. in die I. und II. eingedrungen. Also *aza*, *ada*, *anda* regelrecht für altar. *asai*, *atai*, *antai*. Ueber die Conjunctive *aizau*, *aidau*, *aindau* oben S. 111.

Die radicale Umwandlung des Plurals lässt sich aus den vermuthlichen Grundformen einigermassen begreifen: *amada*, *adu*, *anda* (altar. etwa *amadhai*, *adhva*, *antai)*, weil alle drei *d* und zwei Resonant davor besitzen. Den Vorzug erhielt *anda* wegen des parallelen *ada* des Singulars. Dieses aber weiss ich mir in der ersten Person nicht zu erklären, wenn es nicht vielleicht die Analogie des schwachen Perfects (I. III. Sing. *-da*) hervorrief.

Einen angels. Rest des Passivums hat Dr. Grein Ablaut S. 37 in *hâtte*, *hætte* (vocor, vocatur), goth. *haitada* erkannt. Und dazu gehört vielleicht auch mit weiterer Entstellung altn. *ek heiti*, wofür man *heit* im Activum erwarten müsste.

Ob sich ein eigentliches, formell natürlich identisches Medium im Gothischen nachweisen lasse, scheint sehr zweifelhaft.

Joh. 13, 35 ἐν τούτῳ γνώσονται πάντες ὅτι ἐμοὶ μαθηταί ἐστε: *bi thamma ufkunnanda allai thei meinai sipônjôs sijuth.* Massmann's Vermuthung, es sei *ufkunnand allai* zu lesen, wobei der Fehler sich bei dem unmittelbar nachfolgenden *a* leicht erklärt, hat Vieles für sich. Wer *ufkunnanda* schrieb, dachte sich wohl eine passivische Construction: „ihr werdet alle erkannt".

Auch *gavasjada* 1 Kor. 15, 54 ἐνδύσηται kann sehr leicht passivisch gefasst werden wie schon Gabelentz und Löbe bemerkten Gramm. S. 141.

Ebenso scheint es sich mit zwei Stellen im zweiten Korintherbrief zu verhalten. 2 Kor. 4, 17 τὸ γὰρ παραυτίκα ἐλαφρὸν τῆς θλίψεως καθ' ὑπερβολὴν [εἰς ὑπερβολὴν] αἰώνιον βάρος δόξης κατεργάζεται ἡμῖν: der gothische Text ist nur im Cod. Ambros. B erhalten und lautet darin *untê thata andvairthô hveilahvairb jah hveiht* (l. *leiht* mit J. Grimm?) *aglôns unsaraizôs bi ufarassau aiveinis vulthaus kaurei vaurkjada unsis.* Vergl. Germ. 11, 94: *kaurei* und nicht *kaurein* wird in der Hs. gelesen, *vaurkjan* regiert doppelten Accusativ, die Auffassung kann mithin nicht zweifelhaft sein: „die gegenwärtige vorübergehende und leichte Last unserer Drangsal wird uns zu einem schweren Gewicht überschwenglicher ewiger Glorie gemacht".

2 Kor. 7, 10 ἡ γὰρ κατὰ θεὸν λύπη μετάνοιαν εἰς σωτηρίαν ἀμεταμέλητον ἐργάζεται, ἡ δὲ τοῦ κόσμου λύπη θάνατον κατεργάζεται. Gothisch in beiden Handschriften: *untê sô bi guth saurga idreiga du ganistai gatulgidai ustiuhada, ith this fairhvaus saurga dauthu gasmithôth.* Das Streben nach Variation der beiden einander entgegengestellten Sätze liegt vor Augen, die passivische Construction im ersten darf daher nicht befremden, denn auch *ustiuhan* wird mit zwei Accusativen verbunden. Der Unterschied des Sinnes aber ist höchst unwesentlich, ob nun die Sorge als Bewirkerin

der Reue, oder als eine frühere Stufe derselben hingestellt wird.

Imperativ. I. Sing. fehlt. Die I. Plur. ist wie die II. Dual. Plur. dem Indicativ gleich, auch im Ahd. von Grimm Gramm. 4, 83 vermuthet und von Müllenhoff in der Vorrede zu den Altd. Sprachproben nachgewiesen. Unser heutiges *nehmen wir*, *richten wir* usw. ist verhältnissmässig jung. Schweizerische Schriftsteller begannen es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einzuführen. Th. Abbt thut in den Litteraturbriefen 15, 147 Anm. (1762) den Gegenvorschlag, z. B. zu sagen: *Dass wir unser Augenmerk richten.* Und Moses Mendelssohn behandelt es noch 1767 in der Allgem. Dt. Bibl. (Werke 4, 2, 527) an Iselin als eine unerlaubte Neuerung in der Sprache, durch welche ihr Gewalt angethan werde: ein ganzes Capitel in Iselin's Buch werde „durch diese fremde Bildung, welche noch dazu Zweideutigkeit verursachen kann, sehr unangenehm zu lesen, beinahe unverständlich“.

Von der III. Imper. giebt es vier gothische Beispiele: Matth. 27, 42; Marc. 15, 32 *καταβάτω atsteigadau;* Matth. 27, 43 *ῥυσάσθω lausjadáu*; 1. Kor. 7, 9 *γαμησάτωσαν liugandau.*

In dem Sing. *dau* könnte man das active altind. *tât*, osk. *tûd*, lat. *tô*, gr. *τω*, kelt. **tâ* (Ebel Beitr. 4, 354; vergl. Grimm Gramm. 1, 444, erste Ausgabe; Uppström zu Matth. 27, 43) erkennen, wenn nicht die Lautform Bedenken erregen müsste, die sich gegenüber von *liugandau* (vergl. lat. *ntô*, skr. *ntu*) wiederholen. Wir erwarten *da*, *nda* oder *dô*, *ndô.* Ich bleibe daher bei Bopp's Meinung, der (Vergl. Gramm. 2, 254 f.) die skr. medialen Imperativsuffixe *tâm*, *ntâm* vergleicht, und nehme an, die mediale Form sei in das Activum gedrungen, wie im griechischen Plur. Imper. *ντων*. Hier wie dort war die Vermischung leicht genug.

Der germanische Conjunctiv (Optativ, Potential) ist im Slav., Preuss. und urspr. auch im Littauischen gänzlich in die Function des Imperativs übergegangen. Diese Function besitzt er auch im Gothischen (Löbe Gramm. S. 153) und giebt hierdurch ebenso für das Lettoslavische wie durch seine Verwendung als Futurum (worin übrigens auch das Altindische der Veden, das Zend, das Griechische übereinstimmen: Kuhn Beiträge 3, 235 f.) für das lateinische Futurum der dritten und vierten Conjugation den erwünschten syntaktischen Aufschluss. Namentlich wo der Imperativ des Perfectstammes erfordert wurde, muss der Conjunctiv eintreten: Gramm. 4, 83 f.

Hierauf beruht mit starker, über die Regel hinausgehender Kürzung der Imperativ *ôgs* für *ôgeis* Gramm. 1, 853. Daneben richtig *ôgeith*. Umgekehrt steht neben dem nicht weiter als nach den Lautgesetzen nöthig gekürzten *ni curi* der Plural *ni curit*, dessen *i*, wie J. Grimm nachweist (Gramm. 1, 887), kurz ist, obgleich der Conj. Perf. in II. Plur. *î* verlangt. Vergl. auch unten *bis* für *bisi*. Das Altnord. scheint gleichfalls diese weitergehende Schwächung des Imperativs zu kennen, indem es *tel*, *brenn* bildet, während man nach seinen specifischen Lautgesetzen *i* für *î*, also *teli*, *brenni* erwarten müsste.

Ich lasse noch einige Bemerkungen über die Verba der bindevocallosen Classe folgen.

Was zuvörderst die Wurzel *da* „thun“ (urar. *dha*) betrifft, so bewährt sich die merkwürdige Ursprünglichkeit der ags. Verbalflexion auch hier, indem die falsche Folgerung einer Wurzel *dad* (vergl. oben S. 175) hier nicht stattgefunden hat, sondern durch die Form *didon* für den Plural, durch II. Sing. *didest* auch für den ganzen Singular die kurze Reduplicationssilbe bestimmt vorausgesetzt wird, welche

ebenso im Conjunctiv durchsteht. Inwiefern dasselbe im Alts. in Formen wie *dedos*, *dedun*, *dedi*, *dedîn* der Fall sei, neben welchen man auch *dâdi*, *dâdun*, *dâdi*, *dâdîn* findet, muss ich dahin gestellt sein lassen. Wie denn allerdings die Möglichkeit einer Formübertragung von der I. III. Sing. aus auch für's Ags. nicht geleugnet werden kann.

Schwierigkeit machen die schon 1836 Lachmann in dem Aufsatz über Otfried Anm. 7 bekannten, dann von J. Grimm Germ. 3, 147—151 besprochenen der alemannischen Mundart und wahrscheinlich auch dem Uebersetzer des Isidor eigenen Formen des schwachen Perfecti mit *ô*. Sie gänzlich zu leugnen, wie Weinhold Alem. Gramm. S. 373 f. thut, ist gewiss nicht erlaubt (vergl. J. Grimm Germ. 11, 256). Die Unzuverlässigkeit der Notker'schen Längezeichen hat er wohl etwas vorschnell aus den manchmal allerdings unbestreitbaren Irrthümern ihrer Setzung gefolgert. Hier waren nicht blos die Längezeichen zu entkräften, sondern die Erhaltung von *ton*, *tont*, *ton* neben der Schwächung *en*, *ent*, *en* im starken Perf.

Wie aber sind diese *ô* zu erklären? Darf man mit J. Grimm an Zusammenziehung aus *tâtum*, *tâtut*, *tâtun* denken? Würde dann nicht *â* erhalten geblieben sein? Dem *ê* oder *ô* der II. Sing. steht skr. *dadhấtha* zur Seite. Aber nichts berechtigt uns ursprünglich durchstehendes *â* anzunehmen.

Dieselbe II. Sing. macht noch weitere Gedanken rege. Goth. *dês*, ahd. *tôs*, auch *tus* nach dem Plural *tum* usw., *tas* nach der I. III. Sing. *ta* und — aus diesem *tas* vermuthlich geschwächt — *des*, *tes* (Graff 5, XIII f. Kelle Zs. 12, 113; Gl. Lips. Zs. 13, 339 *geheredes)*: woher das *s*? Dass es aus der Analogie des Präsens eingedrungen sei, ist leicht gesagt. Aber wie will man auch nur die Möglichkeit einer Formübertragung erweisen? Es fehlt jedes Mittelglied. Wie also, wenn Jemand kurzweg schlösse: es

fehlt das charakteristische *t* des Perfectums in der II. Sing., folglich haben wir kein Perfectum vor uns?

Ich will keine bestimmte Ueberzeugung aussprechen im Folgenden. Ich bitte die Conjectur die ich vortrage nur als eine aufgeworfene Frage anzusehen, die einmal irgendwer beantworten mag, ehe er eine definitive Lösung der wie ich hoffe nicht grundlos geäusserten Bedenken zu liefern versucht.

Die skr. Verba, welche unserer schwachen Conjugation entsprechen, bilden sämmtlich ein periphrastisches Perfectum und in den Veden auch einen periphrastischen Aorist mit den Verben *kar*, *as* und *bhû*.

Aehnlich bildete die westarische Ursprache einen periphrastischen Aorist mit dem Verbum *dha* „thun" (vergl. Bopp Vergl. Gramm. 2, 522; Ebel Beitr. 2, 190 und besonders Pott Wurzeln S. 472—488) aus: *dhâm*, *dhâs*, *dhât*, *dhâma*, *dhâta*, *dhânt* (ich setze diese Formen mehr nach Massgabe des Skr. als des griech. ἔθην, aber in Uebereinstimmung mit griech. ἔστην an) mit dem Accusativ eines Abstractums, vielleicht auf *â'* wie im Skr., der indess wohl bald durch förmliche Composition ersetzt wurde*). Was denn die Grundformen *-ajadhâm*, *-ajadhâs* usw. ergab.

Dieser Aorist hat sich erhalten im lateinischen und littauischen Imperfect (lat. *bâm* für *dhâm* regelrecht; litt. z. B. *gëdó-davau* aus einer erweiterten Wurzelform *dů* für *dā*), im germanischen schwachen Perfect und im griechischen Aoristus Passivi auf θην. Er hat sogar durch falsche Analogie weitere Formationen erzeugt: lat. *erâm*, das littauische

*) Als einzige mögliche Spur dieses Accusativs wüsste ich nur das ksl. Präsens *bańdań* namhaft zu machen, bei dessen bisherigen Erklärungen (Miklosich Formenl. S. 167; Schleicher Kirchensl. Formenl. S. 325. 367; Beitr. 1, 505) man sich schwerlich beruhigen kann. Die Grundform jenes *bań* wäre *bâm* für *bvâm*, *bhuvâm*.

Präteritum (z. B. *likaú*, Grdf. *likâm*, analog jenem vorauszusetzenden *-dâm)* und die griech. Aoriste Passivi auf *ην* (Pott a. O. S. 479). Die passive Bedeutung im Griechischen wird aus dem activen Aorist dieser Form bei intransitiven Verben gefolgert sein*).

So angesehen haben die germanischen Formen nichts Räthselhaftes mehr. Das *s* der II. Sing. ist westgermanisch erhalten, indem wie im Conjunctiv *si* eindrang. Die Grundformen *dhâm*, *dhâsi*, *dhât*, *dhâma*, *dhâta*, *dhânt* mussten nach Wirkung der beiden Auslautsgesetze und der ersten Lautverschiebung zu *da*, *dâs*, *da*, *dâm*, *dâd*, *dân* werden. Der Plural ist in jenen alemannischen *tôn*, *tôt* erhalten, der Singular im Gothischen. Westgerm. erwartet man I. III. Sing. *ta°*, und in der That finden wir *tavido* auf dem Horn von Tondern, *vorahto* auf dem Stein von Tunöe und noch verschiedene andere *to* im 9. und 10. Jahrhundert: Grimm Gesch. S. 882; Haupt zu Georg 24 (Denkm. S. 302); Kelle Zs. 12, 119; Dietrich De inscriptionibus duabus runicis p. 15 f., Ueber die Blekinger Inschriften S. 30. Das gleichwohl regelmässige ahd. *a*, das auf *â* führt, wird dem Resonanten der I. zu verdanken sein, indem Nasalirung durch Dehnung ersetzt wurde (vergl. oben S. 120).

Die falsche Analogie mit dem Perfectum überhaupt und mit dem Perfectum von W. *da* speciell bewirkte den gemeinhd. Plural *tun*, *tut* und den goth. Dual und Plural *dêdu* usw. Umgekehrt verdanken alts. *dedos*, ags. *didest* dem schwachen Präteritum ihr Dasein. Im Conjunctiv Perf. weist III. Sing. *scoldii* Isid. 12b, 14 und Notker's *-tî* (J.

*) Nur auf der Aehnlichkeit mit dem schwachen Perf. und nicht auf wirklich passivischer Perfectflexion beruht es, wenn ags. *hâtte* (oben S. 197) auch für die I. III. Sing. Perf. und *hâtton* für den Plur. Perf. gebraucht wird

Grimm Germ. 3, 151) auf eine dem griech. *θεέη* genau entsprechende Form.

Von der Wurzel *i* „gehen“ dürfte mit Bopp (Vergl. Gramm. 1, 231 f.) in dem Imperativ *hiri* für *hidrê i* (vergl. Ebel KZ. 5, 236 f.) ein Rest anzuerkennen sein.

Das vielerklärte*) goth. Perfectum *iddja* führten Holtzmann und Müllenhoff ohne alle Frage richtig auf eine dem skr. *iyaya* entsprechende Form zurück: Isidor S. 129; Haupt's Zs. 12, 396 f. Aber der Weg, auf welchem *ijaja* zu *ija*, *iddja* gelangte, scheint mir noch nicht sicher gestellt. Soll aus *ijaja* das *aj* fortgefallen sein wie aus *habaja*, so wissen wir bereits (aus S. 181), was von dem Lautgesetze, wonach dies geschehen wäre, zu halten ist. Ueberdies wäre das schliessende *a* dann gegen das zweite Auslautsgesetz geblieben. Ich denke, das *j* zwischen den beiden *a* wird aus-

*) Grimm Gramm. 1, 1042 *iddjêdun* = *iddidêdun*? 1, 1063 (Curtius Griech. Etym. 1. Aufl. 1, 55) mit ksl. *idaň* verglichen; 4, 146 (Gesch. S. 1033) *eode* = *iddja*; Gesch. S. 355 (Kleine Schriften 3, 151 f.) verwandt mit ahd. *illan*, *îlan* (dagegen Eschmann Ad linguae germanicae historiam symbolae p. 20); S. 888 f.: *iddja* reicht ziemlich nahe an *ἤϊα* und dies steht für *ἴδηδα* oder etwas dergleichen. Bopp Vergl. Gramm. 2, 522: durch blosse Verdoppelung des *d* und Beifügung eines *j*. L. Meyer KZ. 4, 405 und C. W. Kohn De verbo germanico tuon p. 74 f. *i-d(a)dâ*, *i-d(i)da*. Schweizer Die zwei Hauptclassen der unregelmässigen Verba im Deutschen S. 38 f., in Höfer's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache 3, 74 f. aus *at*, *it*, Nebenformen von *ar*. Grein Ablaut S. 65: Die Wurzel ist *id* oder *ith* und die Flexion ist schwach, d. h. es steht *iddja* für *idida*, *ithida* von einem sonst unbelegten schwachen Verbum *idjan* oder *ithjan*; im ags. *eode* ist das eine *d* geschwunden. Diefenbach Vergl. Wb. 1, 94: vielleicht eine erweiterte Wurzel, vielleicht ein schwaches also zusammengesetztes Präteritum, vielleicht auch beides. — Alle diese Deutungen, mit Ausnahme der in Grimm's Grammatik, sind jünger als Holtzmann's Isidor (1836).

gefallen sein wie in den schwachen Conjugationen und *ijâ* wurde regelrecht zu *ija* gekürzt.

Ausserdem theilte das Altgermanische mit dem Slavischen die im Altpreuss. und Litt. verlorene Composition der W. *i* mit W. *dha*, wovon wieder nur das Ags. das Perfectum *eode* gerettet hat. Kein Zweifel aber, dass dies alte *-da* (Grdf. *i-dhâm)* auf die Flexion von *iddja* entscheidenden Einfluss übte.

Beim Verbum substantivum ist natürlich abzusehen von den aus W. *vas* gebildeten Formen.

Im Uebrigen repräsentirt wohl das Ags. den altgermanischen Bestand, indem es sowohl W. *as*, als auch W. *bhu* im Indic. und Conj. Präs. durchflectirt*). Während sonst *as* im Conj. und III. Sing. Plur. Ind. allein dominirt, und in I. II. Sing. Plur. (resp. Dual.) Indic. altnordisch und gotisch *as*, ahd. *bu* ausschliesslich gefunden wird.

Die ursprüngliche Flexion von *as* ist noch klar sichtbar. Sing. I. goth. *im*, altn. *em*, ags. *eom*; II. goth. *is;* III. allgemein *ist* oder assimilirt *is*, altn. *er*; Pur. I. **esma*, **esum*, altn. *erum*; II. **esta*, **esud*, altn. *erudh*; III. allgemein ausser altn. *sind.*

Altn. *erum*, *erudh* führten durch ihre perfectische Physiognomie zu III. Plur. *eru* und II. Sing. *ert* (ags. *eart*). Und da sich diese Analogie auch sonst geltend machen konnte, so entsprang daraus das ags., alts. und ahd. *sindon*, *sintun.*

*) Dies würde, so weit es den ags. Plural *aron* (für alle drei Personen) angeht, zu modificiren sein nach M. Müller Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache 1, 343 Not. 46: „Was die englische Form *are* betrifft, so ist ihr skandinavischer Ursprung von Dr. Lottner nachgewiesen worden in den Transactions of the Philological Society 1861, S. 63". Vergl. auch Koch Engl. Gramm. 1, 345.

Im Conjunctiv entspricht das goth. *sijau* bis auf das vorgeschlagene *i* genau dem skr. *syâm.* Die übrigen goth. Formen aber sind bekanntlich so gebildet, dass *sia*, *sija* als Verbalstamm genommen und daraus der gewöhnliche Conj. Präs. der *a*-Stämme mit *i* abgeleitet erscheint. Dem entsprechen die altn. Formen, wenn man die durchgängige Längenbezeichnung des *e* für unursprünglich halten darf, ganz richtig, nur dass *j* ausgefallen ist: *se*, *ser*, *se*, *seim*, *seidh*, *sei.* So auch goth. gelegentlich, z. B. 2 Kor. 12, 16 *sai* für *sijai* in beiden Hss.

Im Indicativ wirkte derselbe Stamm auf die I. II. Dual. Plur. und veranlasste, dass *isu*, *isuts*, *isum*, *isuth*, die wir vermuthen dürfen, zu *siju* oder *siu* usw. wurden.

Das Ags. und Altfries. weisen gleichfalls mit einigen Formen des Conjunctivs auf das Gothische. Dagegen beruht das mhd. *sîe* (*:âmîe* Flore 4045. 7121, *:Lendrîe* Wigamur 4051. 5437, s. Mhd. Wb. 3, 2, 293b) u. dgl., im Alemannischen seit dem 14. Jh. von grossem Umfange (Weinhold S. 350 f.), ohne Zweifel auf sehr später Formübertragung der *a*-Stämme. Wir haben mithin im ahd. altsächs. *sî*, *sîs* usw. in der That die echten altgermanischen Formen vor uns, dem skr. *syâm*, *syâs* usw. genau entsprechend. Die Länge in I. III. Sing. *sî* ist schwerlich sehr alt, vielmehr der in *bî*, goth. *bi*, gleichzustellen.

Von W. *bhu*, germ. *bu*, besitzt wie gesagt nur das Ags. ein vollständiges bindevocalloses Präsens, Indic. und Conj., sogar Imper. und Infinitiv, mit Guna des Wurzelvocals. Bindevocalische Analogie hat sich geltend gemacht, wenn I. Sing. *beó* neben *beóm* (alts. *bium*) begegnet.

Die vorauszusetzenden Grundformen *bium* und *biut* (ags. *beódh*) für die I. II. Plural. wurden ahd. als Perfecta eines Verbi puri, einer Wurzel *bi* aufgefasst und mit dem hiatusfüllenden *r* versehen, wie etwa *scrirum* für *scrium*,

W. *scri.* Können nun von dieser so erschlossenen Wurzel die I. und II. Sing. *bim*, *bist* gebildet sein? Dann müsste sich auf alts. ags. *bist* und ags. *bidh* dieselbe Erklärung anwenden lassen: und dort tritt doch sonst kein *bi* zu Tage. Wie vollends soll es mit dem ahd. Imperativ *bis* gehalten werden?

Am besten, wenn man das im litt. Praeteritum und ksl. Aorist auftauchende *bi* (Schleicher Litt. Gramm. S. 252***); Miklosich Formenl. § 261) in die Erklärung mit einschliessen könnte. Die Formen sind litt. III. Sing. Prät. *bìti*, *bìt*; aksl. I. Sing. Aor. *bimŭ*, aber auch mit den gewöhnlichen Personalendungen I. *bichŭ*, II. III. *bi*, Plur. II. *biste*, III. *bišen*. Jenes *mŭ* ist ohne Zweifel aufzufassen wie das wiederholt im Aor. erscheinende *tŭ* (Miklosich Vergl. Formenl. S. 85 f., vergl. S. 169), über dessen Erklärung zwischen Miklosich und Schleicher Beitr. 1, 407 f. Comp. S.680 zu entscheiden nicht mir zukommt. Litt. *ti*, *t* ist vermuthlich aus Präsensformen wie *dŭsti dŭst*, *eíti eít* eingedrungen.

Das Littauische besitzt nun einen periphrastischen Optativ, in welchem an den Accusativ des Abstractum auf *-tu* sich ein Optativ der W. *bu* anschliesst. Die Formen I. II. Plur. dieses Opt. *bime*, *bite* lassen einen Schluss auf urspr. *bv-ime*, *bv-ite* für *bhu-jâ-ma*, *bhu-jâ-ta* zu: Schleicher Comp. S. 841, der zugleich als I. II. Sing. **biau* und *bei* für *bhujâm* und *bhujâsi* nachweist. Das ergäbe für die III. Sing. *bhujât* und schliesslich *bi*. Daneben steht offenbar *bìti* als eine Bildung mit primärer Flexionsendung. Ksl. *bimŭ* könnte als letzter missverstandener Rest dieses Optativs aus *bhujâm* hervorgegangen und das optativische *i* in die Aoristformen für *y* eingedrungen sein. Indess fasst Miklosich die Sache anders auf*), und so bleibe die Erklärung dahingestellt. Vergl.

*) Ihm scheint S. 169 *bimŭ* nach der fünften Bildung des skr. Aorist entstanden, Grdf. *abhûvam* oder *abhûm*. „Was *i* anlangt, be-

noch altpers. *biyâ* für *byâ*, *bvyâ*, skr. *bhûyât* (Bopp Vergl. Gramm. 3, 83).

Für das Germanische will ich zunächst nur folgern, dass der Imperativ *bis* in diesen Zusammenhang gehöre, verkürzt mit Verlust zweier *i* aus *bîsi* für *bvîsi* für *bhujâsi*, wie *ôgs* für *ôgeis*. Und wie hier *b* auf *bv* beruht, so mag auch II. Sing. Präs. *bis* auf *bvis*, III. *bidh* auf *bvidh* nach bindevocalischer Analogie (vergl. Otfrid's *steis*, *steit*) zurückgehen und dies *i* unter Mitwirkung der I. II. Plur. in die ahd. I. Sing. an die Stelle von *iu* übertragen worden sein.

Dies kann vorläufig genügen, doch will ich nicht unterlassen, noch auf lat. *-bo*, *-bis*, *-bit* usw. hinzuweisen, das für *fuio*, *fuis*, *fuït* steht (vergl. äol. *φυίω*) und seine Futurbedeutung vielleicht von jenem alten Optativ zu Lehen trägt. S. Schleicher Comp. S. 831 f.

In der ganzen Behandlung des Verbum substantivum bietet das Slavische interessante Analogien zum Germanischen. S. Miklosich a. O. 165 f. 217. 240. 276. 308. 362. 436. 512. 550. 581.

Als den wahrscheinlichen altgerm. Bestand fanden wir vollständige Conjugation von *bu* und von *as*, letzteres mit Aphäresis des *a* in der III. Plur. Indic. (und im Conjunctiv). Ebenso in bemerkenswerther Unterscheidung von dem Neuslov. und Bulg. das Aksl. Kleinruss. Russ. und Polnische. Jene beiden erstrecken mit dem Ober- und Niedersorb. die Aphäresis auf alle Personen mit Ausnahme der III. Sing.,

merkt er ferner, so wäre ich geneigt an einen auch im Lat. *fui* eintretenden Bindevocal *i* zu denken, so dass *bimŭ*, *bi* für *bvimŭ*, *bvi* aus *byimŭ*, *byi* stünden: man vergleiche *bań* für *bvań*. Allerdings ist *bichŭ*, *biste*, *biseń* dadurch nicht erklärt". Man könnte, dünkt mich, auf diesem Wege die dritte skr. Aoristbildung *-isham*, *-ishta*, *-ishus* herbeiziehen und für die ganze Formation die beiden lateinischen Perfectstämme auf *i* und *is*.

gehen also auf dem Wege des Goth. noch einen Schritt weiter, welches nur im Dual und Plural Aphäresis eintreten liess. Dagegen stellt sich das Serbische und, abgesehen von dem Dualis und gewissen Nebenformen worüber Miklosich S. 437, auch das Böhmische in Parallele zum Altnord. Schwed. und Dänischen, indem sie auch in der III. Plur. den Wurzelvocal bewahren oder wieder einführen. Hätte hier Bewahrung stattgefunden, so würden diese Sprachen ganz allein von allen arischen Sprachen, nur mit dem Griech. und Albanesischen noch verbündet, die echte Wortgestalt unzerstört über die Jahrhunderte hinweg getragen haben. Vergl. Stier KZ. 7, 1—11.

Eine kurze Uebersicht, wobei von den bindevocallosen und den Formen des Mediopassivs abgesehen wird, mag die Urform der germanischen Personalsuffixe in Einem Bilde vor Augen stellen. Dabei bedeutet I Indic. II Conj. Präs. III Indic. IV Conj. Perfecti. Eine zweite Tafel giebt dieselben Formen nach Eintritt der ersten Lautverschiebung und der Westphal'schen Gesetze, nur abgesehen von der Anlehnung des *an*. Nur die *ain* und *în* in II und IV sind etwas zweifelhaft, S. 117.

I.	*â*,	*asi*,	*ati*;	*amansi* *ama*,	*ata*,	*anti*;	*avasi*,	*athas*
II.	*ain*,	*ais* *aisi*,	*ait*;	*aima*,	*aita*,	*aint*;	*aiva*,	*aithas*
III.	*a*,	*tha*,	*a*;	*(u)ma*,	*(u)ta*,	*(u)nt*;	*(u?)va*,	*(u)thas*
IV.	*jân*,	*jâs* *jâsi*,	*jât*;	*jâma*,	*jâta*,	*jânt*;	*jâva*,	*jâthas*

I.	*a°*,	*is*,	*id*;	*amês* *am*,	*ad*,	*and*;	*âs*,	*ats*
II.	*ae*,	*ae* *ais*,	*ae*;	*aim*,	*aid*,	*ain*;	*aiv-*,	*aits*

III.	—,	*t,*	—;	*um,*	*ud,*	*un;*	*u,*	*uts*
IV.	*i,*	*i* / *îs*,	*i;*	*îm,*	*îd,*	*în;*	*îv-,*	*îts.*

Nachzutragen ist zu I. die auf Schwächung und Assimilation (auf *ate*, *ati*, *iti*) beruhende II. Plur. im Gothischen. Die *ae* und *i* der II. Sing. in II und IV beziehen sich auf das Ags. und Altfries. Doch kann die Möglichkeit einer Formübertragung aus I. III. Sing. nicht geleugnet werden.

Im Uebrigen hat die Formübertragung, abgesehen von *ama* I, *aisi* II, *jâsi* IV, das Gothische fast gänzlich verschont, im Ahd. einiges, in den anderen germ. Sprachen vieles ursprünglich Verschiedene uniformirt.

Von der Ausdehnung, welche das *mês* des Ind. Präs. allmälich gewann, war schon die Rede, ebenso von dem Einbruch einer eigentlich conjunctiven Endung in den Indicativ Perfecti. Anderes ist schwierig.

Im gothischen Mediopassiv sahen wir die Suffixe der dritten Person merkwürdig mächtig. Der ganze Plural z. B. war davon occupirt. Dasselbe ist im Indicativ und Conjunctiv Präsentis und Perfecti aller niederdeutschen Sprachen (Alts., Ags., Altfr.) der Fall. Der Weg aber scheint gewesen zu sein, dass aus *and* nach bekanntem niederdeutschen Lautgesetze *ad* entstand, und die nun gleiche Form der II. III. Plur. auch der ersten Person, wie im Perfectum und im ganzen Conjunctiv die gleiche der ersten und dritten, auch der zweiten mitgetheilt wurde.

Im Ahd. scheint aus *am* und *ant* und ebenso aus *um*, *un* sich die Vorstellung erzeugt zu haben, als sei ein Resonant *(m, n)* wesentlich zur Pluralbezeichnung, welcher daher auch der II. Pl. mitgetheilt wurde. S. Graff 2, 1147; Kelle Zs. 12, 37. 43. 50. 99. 133. Die ältesten Beispiele dürften sein Gl. Ker. 112. 113 (Hattem. 1, 172a) *intellegite firne-*

mant; extollite. heffent; Gl. Reich. B. Diut. 1, 507b *vidistis. kisahunt.* Dies spätere *ent* hat dann im Alemannischen bekanntlich auch die erste Person überwuchert und sämmtliche übrige Plurale. Auch das Niederd. erklärt sich noch besser, wenn im Plur. Präs. die Formen *an (and)*, *and*, *and*, im Pl. Perf. *un*, *und (un)*, *un* vorher entwickelt waren.

Das ahd. und altniederd. (wenigstens ags. altfr.) *st* der II. Sing. Präs. könnte von *uueist* und *muost*, dann *kanst*, *gatarst* seinen Ausgang genommen haben. Aber auch das *d* des Pronomens der II. Person war sicherlich nicht ohne Einfluss darauf, zunächst in der Anlehnung *gibestû.* Aehnlich hat der verbliebene österreichische Dualis *ës* die II. Pluralis umgestaltet: *ës gebts.* Denke dabei Niemand an den gothischen Dual *-ats*, dessen *s* nach ahd. Auslautsgesetze abfallen musste. Noch mehr jedoch dürfte die Analogie von *bist* (nach *ist* gebildet) in Betracht kommen. Und geradezu entscheidend hiefür ist der Umstand, dass die Sprache des Heland zwar schon *bist*, nicht aber die sonstige Personalendung *st* der II. Sing. kennt.

Seltsames ist im Altnordischen vorgegangen. Die II. Sing. Ind. Präs. hat die Form der dritten verdrängt, ja sie hat im Schwedischen und Dänischen auch die erste Person mitergriffen. Die Berufung auf die nahe Verwandtschaft der Laute *dh* und *s* reicht zur Erklärung nicht aus. So viel ich sehe, gewährt nur das *is* für *ist* (III. Sing. des Verbi subst.) einen glaublichen Ausgangspunct der Formübertragung, so lange daneben noch die II. Sing. *is* bestand (vergl. Gramm. 1, 912. 1045). Also wiederum das Verbum substantivum! Man sieht wie gänzlich es bei allen Formübertragungen auf die — wenn ich so sagen darf — thatsächlichen Machtverhältnisse der Wörter in der Rede ankommt. Und diese ihrerseits beruhen auf dem Stil.

Das neue altn. Personalsuffix *-is* der III. Sing. hat

übrigens noch eine weitere Geschichte, die durch das Altnorthumbrische in's heutige Englisch führt: vergl. Koch Engl. Gramm. 1, 335.

Der altnordische durchgängige Umlaut der I. Sing. Ind. Präs. dürfte einerseits auf Formübertragung aus der II. III. Sing., andererseits auf der verhältnissmässig grossen Anzahl altn. Verba beruhen, die ihren Präsensstamm mittelst *ja* bilden: Gramm. 1, 920. So überwog die Analogie der ersten schwachen Conjugation.

DAS PERSONALPRONOMEN.

Eingang. Drei Perioden der Gestaltung des Personalpronomens. — 1. Die Stämme. Schwund des unbetonten *a* der letzten Silbe in der arischen Ursprache (über die Medialendungen), die Partikeln *i* und *am* den Personalsuff. angefügt. Imperativ und Imperfect; die Imperativsuff. *tât, ânâ, mino, mât* participial; der blosse Verbalstamm als Imperativ; ostar. *tu*; II. Sing. Med. *sva* (ein altar. Genus reflexivum des Verbums? das ital. celt. Mediopassiv). Die erste Person (preuss. slav. Spuren des Mediums; des goth. Passivperfects?): *a* (*i*), *a-ma* (*ana*), *ma;* Zusammenhang mit Demonstrativen der Nähe (das Augment), zu unterscheiden von *am* „jener" und seiner Verwandtschaft; die selbständigen Formen *a-hâm*, *an-sma*, lat. *enos* (enkl. *nas*); die Demonstr. *i*, *ai* und *ai-ma*, *ai-va* „eins". Die zweite Person: Metamorphosen von *tva*, Nebenstamm *tvi*; *matva*, *matvi*; *tatva*. Aus *matvi vaj-âm;* zd. *khshma* und *yûzhem;* St. *ju*, *juj-âm* aus *titvi;* der Plural *mama-s*, *mans;* Plurale auf *s*. — 2. Die Flexion. Das altar. Paradigma mit Belegen. Formübertragungen im Ostar. Griech. Lat. Geschichte des Personalpr. im Litt. Slav. Preuss. und im Germanischen. Ueber den Dualis: seine Unselbständigkeit und Abhängigkeit vom Plural; das Element *va* für *dva* in Declination, in Conjugation, in Pronominalstamm: altar. *an-dva*, *ju-dva* erhalten in den altgerm. Stämmen *un-tva*, *ju-tva*. Der Genitiv des Personalpr.: altar. aus dem Possessiv mit der Endung *m;* Stammbildung des Possessivs mittelst *ra*, *eina*, *ka*, *ja;* der Stamm des Personalpr. selbst Possessiv; Einheit und Trennung des Possessiv- und Verbalsuffixes. — 3. Plurale und Locale. Acht Pluralbildungen: mittelst Reduplication, Vocalverstärkung, *sma*, *â* (*a*), *î*, *â-sas*, *as*, ohne Suffix. Reduplication, Vocalverstärkung, *sma* in der Casusbildung: *sma* für Dat. Abl. Loc., für Instr. in der Präp. *smat*, identisch mit *sva* des

Loc. Plur., verwandt mit skr. Suff. *sât.* Syntaktische Berührung zwischen Dat. Abl. Loc. Instr., ferner zwischen Loc. und Gen., Gen. und Abl., Dat. und Gen., den Richtungscasus. Das Casussuff. *bhi* des Dat. Abl. Instr. (aus *dvi?*). Das Casussuff. *â, a* des Loc. Instr. (auch im Conjunctivstamm), gleich der Präpos. *â.* Die Localsuff. *î, i* (aus einem Ortsadv. *î?*), *im* (Neutr. von *i*), *ja* (Loc. von *i*); Dativsuff. *ai* mittelst *i* aus *â* differenzirt; Suff. *âis* des Plur. im Ost- und Westarischen (lettoslav. Formübertragungen). — 4. Das Ablativsuffix. Chronologie der Declinationsarten; Grade der Worteinheit. Suff. *am* des Acc. und Gen. (mit der Negation verwandt) und *d* (Grundf. *ada* „dort") als Neutraldeterminative. Die Formen des Ablativsuffixes *t, at, adha* und ihre Verwandtschaft mit Adverbialsuffixen und Präpositionen: Grundf. *atva*; Zusammenhang mit *tva* „du" und *dva* „zwei"; Ursprung aus dem Demonstr. *ta* mittelst Superlativsuff. *va*; von derselben Grundf. das Casussuff. *as* des Loc. Abl. Gen. (das Genitivsuff. *sja* ein Relativum). Plurale aus Locativen; die Pluralformen auf *s*. Der Nominativ: unbezeichnet, durch Vocalverstärkung, durch Partikel *âm*, durch *s* bezeichnet; Zusammenhang des letzteren mit W. *as* „sein, leben". — 5. Die Stammbildung. Scheinbar suffixlose Casus. Die Pronomina *ja* und *ka* in der Wortbildung; die Superlativsuff. *ma, va, ta* auf Stoffwurzeln beruhend; desgleichen Suff. *ju* und *sja*; Berührungen zwischen Stoff- und Formwurzeln; die Zweizahl und das Dort als Grundlage von Verbalwurzeln; über Wurzelanalyse und Präpositionen. Declinationsendungen als Stammbildungssuffixe: Nomina Agentis auf *â* (weshalb *â* auf Feminina beschränkt), Nomina Actionis auf *a*; die Stammbildungssuff. *ja, tva, bha* von Casusendungen; die Suffixe mit den Hauptelementen *n, nt, sk, r* von Präpositionen abstammend. Die Suffixe dritter Person des Verbums Localendungen (die Aoriststämme auf *î* und *á*). — 6. Rückblick. Curtius' Ansicht von der Jugend der Declination bestritten: die Copula im Verbum so alt wie im Satz. Folgerungen für die altarische feste Wortfolge aus den Compositis: Object, Prädicat, Subject; Adjectiv vor Substantiv, Adverbium vor Verbum, die Afformativa postponirt (Begriff der Pronomina). Bedeutung der Reduplication; drei Epochen der altarischen Sprachgeschichte bis zur Befreiung der Wortfolge, womit die vierte beginnt.

Von den letzten Nivellirungen der Personalsuffixe wendet sich unsere Betrachtung zurück zu ihrer ältesten, festesten und durch die Flucht der Zeiten hin unwandelbaren Unterscheidung, zu ihrer selbständigen Existenz als persönliche Pronomina. Wir betreten gleichsam einen Urfelsen der Sprachschöpfung, es wird nothwendig sein nicht blos eine einzelne spätere Gestaltung desselben prüfender Auflösung zu unterwerfen, sondern den Blick weiter zurück auf die anfänglichsten Verhältnisse zu richten.

Woher die grosse Mannigfaltigkeit der Personalbezeichnung, wenn wir die arischen Sprachen im Ganzen überschauen? Eine Mannigfaltigkeit, welche sich gegen alle scheidende Bemühung absichtlich zu sträuben scheint, indem Formen hier einzeln zusammenhangslos auftauchend dort in weitverzweigter Gemeinschaft stehen, hier scheinbar nur geduldet, dort in unbestrittener Herrschaft sich ausbreiten.

Es offenbart sich darin der verschwenderische oft über das Ziel hinaus treibende Schaffensdrang der Sprache, es quillt uns die Fülle der Dittologien (nach Pott's treffender Bezeichnung) entgegen: gleichbedeutende Gebilde verschiedener Gestalt, welchen aber das Streben innewohnt, dieser Verschiedenheit Sinn unterzulegen, dergestalt dass den Elementen ihrer Form schliesslich Werthe und Functionen zukommen, welche mit ihrem ursprünglichen Gehalt wenig inneren Conex besitzen.

So folgt im Allgemeinen auf die Periode der Dittologien ein Zeitalter der Differenzirung und darauf als dritte Stufe die Uniformirung, ohne dass freilich eine radicale Ausgleichung gelänge und ohne dass wir andererseits mit Sicherheit allen Doppelformen absolut gleiche Bedeutungen zuschreiben dürften.

1.

Wir suchen die Urgestalten der Pronomina. Merkwürdiger Weise gewähren uns eben jene Personalsuffixe, deren Verwitterung und Entstellung wir beobachteten, darüber die sichersten Aufschlüsse.

Wir finden leicht *ma* für den Singular der ersten, *tua*, *tva* für den Singular der zweiten Person. Die Combination von *ma* und *tva* scheint den Plural der ersten, Reduplication von *tva* den Plural der zweiten Person ausgedrückt zu haben.

Ja auf einen noch älteren Zustand der Personalbezeichnung eröffnen uns die Conjugationsendungen den Ausblick. Man muss sich nur nicht selbst das Auge dafür trüben. Man muss nur nicht durch willkürliche Annahme grossartiger Verstümmelungen klarliegende Dinge in Verwirrung bringen. Die Sprachen, deren Leben und Geschichte wir beobachten können, lehren uns, dass feste Gesetze über allen Wandlungen des Auslauts wachen. Dürfen wir diese Lehren achtlos in den Wind schlagen gegenüber den ältesten Gestaltungen der arischen Flexion?

Ein Gesetz nur erkennen wir mit Sicherheit: das *a* der letzten Silbe ist bedroht. Insbesondere zeigt sich das unbetonte *a* einst selbständiger Monosyllaba, die mit ihrem Verbal- oder Nominalstamm zur Worteinheit verschmolzen sind, oftmals spurlos verschwunden. Die Belege werden im Verlauf des vorliegenden Aufsatzes alle zur Erwähnung kommen. Der Beweis gegen die Verstümmelungstheorien wird dadurch geführt, dass man ohne sie auskommt.

Hiermit ist schon gesagt, dass mich die neuesten Erklärungsversuche der Medialendungen nicht überzeugen konnten. Für griech. μην und skr. *thâs* weiss allerdings auch ich keinen andern Rath, als dass man beide vereinzelte

Endungen zusammenstelle und in jener *mâ ma*, in dieser *thâ sa* d. i. *tvâ tva* vermuthe. Aus Formübertragung oder angetretenen Partikeln lassen sie sich nicht erklären, sie müssen uns daher als versprengte Reste einer sonst gänzlich verschwundenen Formation und zwar eines eigentlichen Mediums gelten. In *mâ* und *tvâ* vermuthe ich Dativbedeutung „für mich, für dich": wie sich aus *â* das Dativsuffix erst differenzirt, wird unten gezeigt werden.

Was die übrigen Medialendungen anlangt, so stünde lautlich nichts entgegen, das *α* welches z. B. *μαι* vor *μι* voraus hat, mit Boller Wiener Sitzungsb. 25, 13 Anm. als „reflexives *α*" zu betrachten, wenn nur ein Reflexivum *α* sonst nachgewiesen wäre.

Es wird sich gegen Ende dieser Untersuchung herausstellen, dass die dritte Person des Verbums ursprünglich mit keinem besonderen Suffix versehen war und daher die reine Wurzel den Dienst eines Verbum impersonale versehen konnte. Wir werden ferner bald die Accusative *ma* und *tva* kennen lernen und uns später von der relativen Jugend des Accusativs auf *m* überzeugen.

Hierauf gestützt erkläre ich z. B. skr. *dvixê*, altar. etwa *dvik-sái* für *dvik tvá* (durch *i* vermehrt, worüber sogleich Näheres) „es (man) hasst dich", altar. *tudá-sai*, „es (man) schlägt dich" d. h. du wirst gehasst, du wirst geschlagen. Ich halte die Form, wie man sieht, für ein ursprüngliches Passivum, welches sich mit dem einstigen Medium, wovon *μην* und *thâs* erhalten, vermischte und die passive wie die mediale Bedeutung in sich vereinigte.

Die vorausgesetzte Redeweise ist nichts weniger als verwunderlich oder singulär: man sehe in v. d. Gabelentz' Abhandlung über das Passivum den § 10 „Impersonelles Passivum" (S. 504—507), ein ziemlich reiches Verzeichniss, worin auch die celtischen Idiome einen Platz be-

haupten. Ich weiss allerdings nicht, wie weit diese Angaben für kritisch gesichert gelten dürfen: vergl. Miklosich Impersonalia Denkschr. 14, 38. Dazu kommt was Friedrich Müller (Linguist. Theil des Novara-Werkes S. 255) aus Sprachen Australiens anführt: das Passivum unterscheidet sich vom Activum nur durch die verschiedene Pronominalform. Während diese nämlich im Activ stets subjectiver Nominativ ist, steht sie im Passiv im Accusativ, und dem Ausdrucke *puntan paṅ* „schlagen ich“ stellt sich im Passivum *puntan tia* „schlagen mich“ gegenüber.

Uns selbst wird sich bald für die arische Ursprache noch ein anderer Gesichtspunct zur Auffassung jener Wendung eröffnen. Hier will ich nur noch darauf hinweisen, dass dem angenommenen *dvik tvá* des Passivs einst ein actives *dvík tva* zur Seite stand, skr. *dvéxi*, der Accent hat den Guna bewirkt. Die Betonung der skr. zweiten Hauptconjugation lehrt, wie die Sprache die beiden vollkommen gleichlautenden Formen auseinander hielt. Der Accent diente hier klärlich zur Differenzirung, keineswegs hatte er die Aufgabe, wie Benfey will (zuerst Gött. Gel. Anz. 1846, S. 842), den modificirenden Worttheil hervorzuheben. Aber gewiss konnte schon der höhere Redeton dies Amt verrichten, ehe noch die Wurzel mit dem Pronomen zur Worteinheit verschmolzen war.

Diese Bemerkungen gelten für das ganze Passivum. Die Personalbezeichnung war dieselbe wie im Activum, nur der Ton ein anderer. Wenn die zweite skr. Hauptconjugation, welche den altarischen Accent bewahrt, auch im Plurale des Activums die Personalendung durch den Hochton auszeichnet, so ist dies eine relativ jüngere Erscheinung, welche zu einer Zeit und einem Zwecke eintrat, der Vermischung mit dem Passivum von vornherein ausschloss. S. Abschn. 3 Anf. dieses Aufsatzes.

Setzen wir die II. Sing. Aoristi ἔθης, so zweifelt kein Mensch, dass als Grundf. *á dhâ sa* anzunehmen sei. Dem liegt passivisch ἔθου d. i. ἔθεσο, vormals *a dha sá* gegenüber. Wir sehen, das urspr. unbetonte active *a* der Personalendung hat sich verloren, das urspr. betonte passivische blieb erhalten*).

Genau in demselben Verhältniss stehen μ-ι und μα-ι, σ-ι und σα-ι des Präsens.

Schon Boller (ich zweifle ob Andere vor ihm) hat 1857 a. O. über das *i* des Präsens das einfach Richtige gesagt, und Friedrich Müller es mehrmals (Wiener Sitzungsber. 25, 387; Beitr. 2, 351 ff.), aber wie es scheint vergeblich wiederholt. Boller betrachtet das *i* „blos als deiktischen Zusatz zur Hervorhebung der Person". Wir werden dem deiktischen Zusatz oder vielmehr der Localpartikel *i*, *î*, welche zu lediglich verstärkender Function herabgesunken ist, noch oft genug begegnen. Was ihre Verbreitung anlangt, so versteht es sich für mich von selbst, dass Endungen wie *mas*, *vas* nicht aus *masi*, *vasi* verkürzt sind: die älteren Formen ohne *i* waren nie aus dem Gebrauch verschwunden und konnten zu neuer ausschliesslicher Geltung durchdringen.

Zur Chronologie halten wir fest, dass die unbetonten *a* der letzten Silbe schon verschwunden waren, als *i* antrat. Es hatte den Beruf im Activum Präsens und Futurum**), im Passivum Präsens und Perfectum auszuzeichnen.

Ausser der Partikel *i* erscheint die Partikel *am* den Personalendungen beigefügt. Auch sie wird uns, und zwar

*) Wenn Kuhn KZ. 15, 411—417 mit Recht das conjunctivische *âi* für den ursprünglichen präs. Medialausgang hält, so hat wohl das antretende *i* die Dehnung des *a* bewirkt, wie unzählige Mal vor antretendem *a* ein *i* oder *u* gedehnt, resp. gunirt wird, vergl. S. 21.

**) d. h. den Potential von W. *as* „sein". Nach Benfey's gelehrter und umfassender Darlegung (Ueber einige Pluralbildungen des indo-

unter Anderem als Nominativzeichen, noch sonst beschäftigen. Wir finden sie übrigens nur in den sogen. Secundärformen und im Imperativ, und nur in der zweiten und dritten Person: so dass nicht etwa bei griech. μην an sie gedacht werden kann. Das stammhafte *a* des Pronomens an welches sie tritt, kann beliebig davor ausfallen oder mit ihrem *a* zu *â* verschmelzen. Ein Umstand, welcher benutzt wurde, um die II. III. Dualis Act. *tam*, *tâm*, τον, την zu differenziren. Damit hat es indess schon das Zend nicht mehr genau gehalten. Vergl. Pott Et. Forsch. 2, 307.

Die zugesetzten Partikeln müssen wir beseitigen, um die reinen Pronominaltheile des Zeitworts herauszulesen. Auch vom ganzen Dual und von der dritten Person sehen wir vorläufig ab. Endlich verlangen einige Imperativendungen vorweg eine kurze Betrachtung.

Die ersten Personen Imper. im Skr. und Zd. gehören durchweg, wie Curtius nachwies (Tempora und Modi S. 241 f. Anm.), dem Conjunctiv an. Die II. III. Dualis und II. Pluralis stimmen mit den Secundärformen überein: wie im Veda noch geradezu Imperfecte als Imperative erscheinen und im Skr. noch regelmässig hinter *mâ sma* „dass nicht" das Imperf. gesetzt wird (Benfey Gramm. für Anf. S. 86, Bem. 3). Die III. Sing. Plur. Med. *tâm*, *antâm* sind aus dem secund. *ta*, *anta* durch die Partikel *am* differenzirt: beide im Gothischen (S. 111), die zweite auch im Griech. ins Activum eingedrungen.

Ausserdem aber haben wir im Activum II. III. Sing.,

germanischen Verbum S. 40 ff.), womit Curtius Zur Chronol. S. 241 nahe zusammentrifft, scheint für den Potential überhaupt die arische Ursprache eine Nebenform mit schliessendem *i* entwickelt zu haben. Bestätigend tritt auch das Germ. hinzu, oben S. 194. Doch scheint mir die Untersuchung noch nicht ganz abgeschlossen.

II. Plur. *tât*, III. Plur. *antât*, vedisch mit bekannten Entsprechungen: zd. *tât*, ital. *tôd*, *tûd*, *tô*, *tu*. Dazu lat. II. Plur. *tôte*, umbr. II. III. Plur. *tuta*, *tutu*, jünger *tuto*. Im lat. *tôte* ist ganz einfach das gewöhnliche Imperativ- und einstige secund. Suff. der II. Plur. *te* an *tô* getreten wie in dem jungen griech. τωσαν die Endung der III. Plur. σαν an τω. Ob jenes Secundärsuff. umbr. *ta* lautete, wissen wir nicht. Sicher aber liegt immer lat. *tôte* jenem *tuta* am nächsten. Zugleich beobachten wir jedoch die Umdeutung, welche die Endung als Reduplication des Singularsuffixes *tu* ansieht und sie demgemäss auch auf die III. Plur. überträgt. In der III. Plur. *antât* hat sich *tât* an die Stelle von *t* der gewöhnl. Secundärendung III. Plur. *ant* gesetzt, wie III. Sing. *tât* an der Stelle des sec. *t* zu stehen scheint. Desgleichen halte ich ved. *dhvât* der II. Plur. Imper. Med. (neben *dhvam* und *dhva*) für eine Uebertragung: das neugeschaffene mediale *dhvât* verhält sich zu *dhva* wie das active *tât* zu *ta*. Das *ât* der II. Plur. *tât* war überdies im Sprachgefühl vielleicht mit der Partikel *ât* verschmolzen. So reduciren sich alle Formen auf das blosse *tât* mit seiner ausgedehnten Anwendung für II. und III. Person, für Singular und Plur. Ich sehe darin ein ablativisches Adverbium vom Partic. Perf. Pass. auf *ta*. Der Accent stimmt: vedisch *tắt*, ebenso griechisch ἐλθετῶς bei Hesychius (Curtius KZ. 8, 297), trägt wie Suff. *tá* den Ton. Unser *aufgemerkt! achtgegeben!* fällt Jedem ein.

In den alten Sprachen begegnen noch andere analoge Bildungen.

Die consonantisch endigenden Wurzeln der neunten Classe zeigen in der II. Sing. Act. die Endung *ânấ* d. h. das Participium Präs. Medii. Eine Deutung, welche ich A. Weber's Vorlesungen verdanke. Ich nehme die Form aber nicht mit Weber als Vocativ, sondern als die reine Stammform oder als Instru-

mental auf *a*: beides lässt sich hier so wenig wie z. B. in der Partikel *sma* oder im Gerundium auf *ya* unterscheiden.

Vollkommen gleiche Auffassung gilt für die altlat. II. III. Sing. *mino* (Bopp Vergl. Gramm. 2, 327; Corssen Krit. Beitr. S. 492 f.), welche indess Nominativ sein kann und sicher für einen Nominativ gehalten wurde, als man den Plur. *mini* schuf.

Neben dem Medialparticip auf *manâ* gab es eine ältere Form mit dem Suff. *ma*, im Lettoslav. erhalten. Daher die umbr. II. III. Sing. Imperf. Pass. auf *mu*, ursprünglich, denk ich, ein Ablativ -*mâd*. Der Plur. *mumo* nach Analogie des activen *tuto* durch Reduplication. Vergl. Schleicher Comp. S. 705. Aufrecht und Kirchhoff 1, 141 f. vermuthen ursprüngliches *smât* das aus *sva* und *ta* erwachsen wäre.

Zu ganz anderen Erwägungen veranlassen uns die noch übrigen Formen der II. Sing. Act. und Medii.

In dem act. *dhi* ist das Pronomen *tva* der zweiten Person (nur als *i*-Stamm) nicht zu verkennen. Keineswegs aber dürfen wir annehmen, es sei wo der reine Präsensstamm als II. Sing. Imper. fungirt, abgefallen oder mit dem Stamme nicht verschmolzen. Hauptsächlich die *a*-Stämme, die sog. erste Hauptconjugation des Skr., zeigen diese Ausdrucksweise, und wir werden im Verbum noch ein Beispiel haben, besonders aber beim Nomen beobachten, dass die Flexion der *a*-Stämme sich zuerst abgeschlossen hat und einen älteren Zustand repräsentirt als die Flexion der übrigen.

Darnach ist mir nicht zweifelhaft, dass wie in vielen nicht-arischen Sprachen (s. Schleicher's Abh. über Nomen und Verbum S. 522. 531 usw.) anfangs die nackte Wurzel, dann der Präsensstamm zur Bezeichnung der II. Sing. Imper. diente*).

*) Jacob Grimm Kl. Schriften 3, 352 dreht die Sache um: „Das Verbum muss aus dem Imperativ erfolgt sein, das Nomen aus dem Vocativ und in beiden einander vielfach verwandten Aeusserungen haftete die einfachste Urform“.

Die imperativische Verwendung des blossen Präsensstammes scheint mir die ostarische III. Sing. *tu* zu bestätigen, worin ich nichts anderes als die sowohl im Skr. wie im Zend vorhandene Aufforderungspartikel *tu* erblicke. Die Uebertragung in die III. Plur. *(antu)* geschah auf dieselbe Weise wie nach der obigen Vermuthung in *antât*.

Wie fassen wir nun das *sva* der II. Sing. Medii? Schon an *a*-Stämmen erscheint es. Die angeredete Person ist damit gewiss nicht gemeint. Doch muss das *tva* der II. Person durch *sva* hindurchgegangen sein, ehe es zu seiner im Verbum häufigen Form *sa* gelangte. Also entweder passivisch der Verbalstamm impersonell und dies *sva* soviel als „dich". Oder medial: die angeredete zweite Person ist nicht ausgedrückt und *sva* kommt einem „für dich", dem *thâ* in *thâ-s* gleich. Die abweichende Form — man erwartet mindestens *svâ* — wäre kein unübersteigliches Hinderniss der letzteren Deutung, bei der man sich beruhigen kann, da gegen die erstere vielleicht ihre Umständlichkeit spricht, die vom Activum etwas absticht. Als dritte Möglichkeit erwähne ich, dass *sva* der Acc. des Pronomen reflexivum sein könnte. Das lettoslav. Medium müsste seiner Anlage nach der arischen Urzeit vindicirt werden, zu dem Medium und Passivum würde sich noch ein besonderes Reflexivum gesellen: das *sva* wäre hier ausnahmsweise mit dem nackten Stamm verschmolzen, während es sich hinter dem Pronomen selbständig hielt.

Ich wüsste diese Möglichkeit weder unbedingt abzulehnen noch ausschliesslich zu bevorzugen. Auch ohne den Imperativ Medii dürfen wir die Reflexivform des Verbums nach der lettoslav., german. und lateinischen (ich meine Verba wie *se abstinere*, *se deflectere* usw.) Uebereinstimmung in die westarische Urzeit hinaufrücken: nur dass der Pro-

nominalstamm *sva* aufgehört hat allgemeines Reflexiv zu sein, unterscheidet die germ. und lat. Verba reflexiva sowie das ursprüngliche nordische Reflexiv-Passiv (mit *-mc* für *mik* in der I. Sing.) vom lettoslav. Medium. Merkwürdig wie durch Formübertragung das nord. Passiv mit seinem allgemeinen *-sc*, *-z* dem lettoslav. Princip gleichkommt, während andererseits das Preussische — wohl unter deutschem Einfluss — dem germ. und lat. Princip Eingang verstattete: vergl. Nesselmann S. 75 f.

Nicht minder muss wohl das dunkle italische und celtische Mediopassiv schon der Epoche der europäischen Sprachgemeinschaft seine Entstehung verdanken. Denn Schleicher's italo-celtische Urnation scheint mir so wenig erweisbar wie Curtius' gräco-italische, Lottner's italo-germanische und überhaupt alle Sondereinheiten innerhalb der Westarier. Wer für das Mediopassiv einen Extralautwandel von *s* in *r* „auch in den Sprachen, welchen sonst der Uebergang von *s* zu *r* fremd ist" statuiren mag, der begiebt sich seiner besten Waffen gegen die vielbekämpfte Identificirung lautgesetzlich unvereinbarer Suffixe. Schon Theodor Mommsen's Zweifel (Unterital. Dialekte S. 225. 235 f.) waren methodisch vollberechtigt. Dass die übliche Deutung widerlegt sei, möchte ich allerdings nicht zuversichtlich behaupten: desto zuversichtlicher, dass sie nicht genügend gestützt ist. Wird Jemand zur Rechtfertigung des litt. *yra*, *yr*, lett. *ir*, *ar* (est) sich auf das altnord. *er* für *es*, *is* (oben S. 211) berufen wollen?

Auch über die erforderlichen Bindevocale und Anderes setzt man sich allzuleicht hinweg. Man hält z. B. unbedenklich in der II. Sing. *amaris* für die ältere Form neben *amare*. Steht es denn f e s t, dass irgend ein vulgärer Consonantabwurf in die lat. Schriftsprache Eingang erhielt? Die III. Plur. Perf. *ere* neben *erunt* k a n n anders aufge-

fasst werden. Es wäre durchaus nicht wunderbar, wenn das *s* in *amaris* sich als eine Formübertragung vom Activum der dritten Conjugation herausstellte. Die Formübertragung vermag so viel, dass auch in verhältnissmässig später Zeit die Personalsuffixe fast wie selbständige Pronomina auftreten. Schleicher weist Litt. Gramm. S. 230 nach, dass die ursprüngliche Form des Imperativs im Litt. wie im Preuss. und Slavischen ein Optativ war, mit *i* gebildet. Jetzt findet sich allgemein ein im 16. Jahrhundert noch sporadisches *k* vor dem Optativcharakter, worin Schleicher die skr. Enclitica *ca*, lat. *ce* erkennt (vergl. skr. *kam*, gr. *κεν, κε*?). Er weist sogar in dem Imper. *eí-k-sz-te* (kommt her) das Element *sz* als eine Abkürzung von *szén* (hierher) nach. Und Comp. S. 842 vergleicht er neugriech. Bildungen wie *δόμτε, δόσμουτε* (gebt mir) für *δότε μου, δόστε μου* (KZ. 12,448). Noch merkwürdiger ist der altpreuss. Optativ (Nesselmann S. 75), der zwischen Wurzel und Personalendung die Silbe *lai* (in I. Plur. *turrilimai* zu *li* geschwächt) einschiebt. Dies *lai* ist die lett. Concessiv- und Wunschpartikel *lái* (Bielenstein 2, 365—369), welche auch im Lett. den Optativ bildet, aber indem sie dem Indicativ unveränderlich vorgesetzt wird (Bielenstein 2, 208). Dazu verhält sich der preuss. Optativ, wie der litt. Imperativ zum russischen, welcher den vollen Verbalformen *ka* anhängt. Ihrem Ursprunge nach ist die Partikel *lái* nach Bielenstein selbst ein Verbum, verkürzt aus *laid(i)* Imperativ von *laist* (lassen).

Wenn also *amo-r, ama-re* die ältesten Formen der I. II. Sing. wären, so müsste man sie wohl für Differenzirungen einer und derselben Grundform *-ra* halten. Es könnte ferner, wenn das über *tât* und *antât* der III. Sing. Plur. Imper. Bemerkte richtig ist, das *tar* (um die Grundf. der III. Sing. Pass. *-tur* anzusetzen) in den Plural blos übertragen sein. So kämen wir auf die Suffixe *ra, tara,*

mara (lat. I. Plur. *-mur*) als Grundlagen der Formation. Nominal-, Participialbildungen wie lat. *-mini*, wie nach Schleicher Beitr. 1, 446, Comp. S. 705 vielleicht altir. *-id* der II. Plur.? Man kennt das Suff. *ra* als slav. *la* im Partic. Prät. Act., die Suff. *ta* und *ma* sind uns wie *mino*, *mini* schon im Imperativ begegnet. Ebendort finden wir lat. II. Sing. *-re*, III. Sing. *-to-r*, Plur. *-nto-r*, osk. III. Sing. *censa-mu-r* (Kirchhoff Stadtrecht von Bantia S. 17). Handelte es sich blos um den Imperativ, so könnte an eine Aufforderungspartikel gedacht werden. Doch ich wiederhole: ich will keine neue Ansicht aufstellen, nur alte zu früh beseitigte Zweifel in ihr Recht einsetzen und auf andere Möglichkeiten hindeuten.

Wenden wir uns zur Durchmusterung der Personalsuffixe.

Was bietet die erste Person Singularis?

Ich gehe von *ê* d. i. *ai* des ostarischen Präsens und Perfect Medii aus, wozu merkwürdig die von Miklosich als Medium erkannte ksl. I. Sing. *vědě* neben *věmĭ* (für *vědmĭ*) „ich weiss“ stimmt, im Gegensatz zu dem griech. *-μαι*, dem albanesischen *-ε-μ* (Hahn Albanes. Stud. 2,65, vergl. Stier Allgem. Monatschr. 1854 S. 869) und, wie sich gleich zeigen soll, dem altpreuss. *-mai*.

Ich komme hier auf die S. 207 umgangene Streitfrage zurück. Es handelte sich um ksl. *mŭ* und *tŭ* der I. III. Sing. Aor. Wenn *tŭ* auch in der II. Sing. (*dastŭ*, *jastŭ*) erscheint, so erklärt sich das leicht durch Formübertragung, da beide Personen durch den lautgesetzlichen Abfall des *s* und *t* sonst gleich lauten: Miklosich S. 86. „An eine Ersetzung der stumpfen Personalendungen durch volle und Verwechslung des *ĭ* mit *ŭ* ist gewiss nicht zu denken“, bemerkt Miklosich S. 165 sicherlich mit Recht. Bopp erklärt Vergl. Gramm. 2, 383 f. das *tŭ* der III. Sing. und das ent-

sprechende *ntŭ* der III. Plur. für mich überzeugend als secundäre Medialendungen. Eben dafür halte ich *mŭ*: ein sec. med. *ma* kommt zwar nicht vor, darf aber aus *mai* des Präsens und Perfects mit Sicherheit gefolgert werden. Und warum sollte nicht eine Sprache welche *ai* im Präs. verwendete, im Aorist sich des *ma* bedienen? Lagen doch in der Ursprache beide neben einander. Diese Medialendungen fristeten als unverstandene Nebenformen in der späteren Sprache ihr Dasein. Auch das *ĕ* in *vĕdĕ* ist so eine unverstandene Nebenform, daher der von skr. *vidê* abweichende gunirte Wurzelvocal: nicht das Medium der W. *vid* wurde bewahrt, sondern an den Präsensstamm *vĕd* trat statt *mĭ* auch *ĕ*. Die einleuchtendste Analogie hierzu gewähren altpreuss. Verbalformen wie I. Sing. *asmai*, II. *assai* von W. *as* (sein), natürlich ohne eine Spur von medialem Sinn. Dennoch wird man sie schwerlich mit Bopp (Sprache der alten Preussen, Berl. Akad. Abh. 1853, S. 85) auf blosse „Neigung zu grosser Lautfülle" zurückführen dürfen. Wie arg auch Formübertragung die altpreuss. Conjugation zugerichtet habe, es müsste durch eindringende Untersuchung möglich sein, den Gang der Entstellung nachzuweisen. Die Medialendungen waren offenbar eine der vornehmsten Quellen falscher Analogie: am häufigsten trifft man bei Nesselmann S. 71 f. *mai* und *tai* in der I. II. Plur. Man muss daran denken, dass W. *as* ein Verbum in *mi* ist und dass für ausl. *ai*, *ei* im Preuss. auch *i* gefunden wird; ferner dass im Plural die Uebertragung nicht an Stelle von *mas*, *tas*, sondern an Stelle von *ma*, *ta* (vergl. S. 190) aus dem medialen *madai*, *dwai* (oder wie man denn etwa ansetzen muss) vorgenommen wurde.

Stellt man sich vor dass im Germanischen einst wie im Skr. der Sing. Pass. im Präs. *ai*, *sai*, *tai*, im Perf. *ai*, *sai* *ai* lautete, so könnte einerseits das Verlangen nach Diffe-

renzirung der I. Präs. von der I. Perf., andererseits das Vorbild der I. III. Perf. *ai* zu dem *tai*, *sai*, *tai* des Präsens geführt haben, welches die gothischen Formen voraussetzen.

Besass das Goth. noch sein Perf. Pass. und vollzog sich die Uebertragung erst, nachdem das vocalische Auslautsgesetz gewirkt hatte, so kann auch *da* der I. III. Sing. Perf. Act. schwacher Conjugation worauf schon S. 197 gedeutet wurde, zur Herbeiführung des Processes mitgeholfen haben. Steht es doch in den Verbis auf *-nan* (Perf. *-nôda*) selbst scheinbar passivisch.

Das mediale *ai* nun führt nach Abtrennung der Partikel *î* auf *a* als Personalsuffix. Und dieses finden wir consequenter Weise im Impf. und Aor. Medii, wir finden es ferner im Perfectum Activi wieder. Vergl. auch zd. I. Sing. Aor. *bva*.

Mit diesem *a* muss man offenbar das *â* der ersten Hauptconjugation im Westar. und in mehreren Formen des ostar. Gâthâdialektes combiniren, an dessen Stelle im Skr. und Altbaktr. durch Formübertragung von der zweiten Hauptconjugation das *mi* getreten ist. Ich nehme daher die S. 173 darüber geäusserte Ansicht zurück.

Ausser *a* finden wir als Suffix erster Person *i* im Potentialis und Precativ Medii.

Wir finden *ma* im griech. altpreuss. *ma-i* des Mediums, im *m-i* des Präsens und Futurum Activi, im *m* einiger Secundärformen.

Wir finden *ân-i* im ostar. Conjunctiv (Imperativ) Act. und *ânê* im zd. Conj. Med., woraus wir die erlaubte Verdünnung eines *m* in *n* zwischen Vocalen als Lautgesetz der arischen Ursprache lernen. Weil Vocale mit offenen Lippen articulirt werden, setzt sich an die Stelle des Resonanten mit Lippenverschluss der mit Zungenverschluss.

Wir finden endlich *am* als ostarische Secundärendung.

Und wie wir das secundäre und präsent. *m* zu *ma* ergänzten, so müssen wir *am* zu *ama* vervollständigen, suchen wir die Urgestalt vor dem Schwinden des unbetonten *a*.

Eine wichtige Form! Nun erhalten wir die Reihe: *a*, *ama*, *ma*. Ich meine: das Pronomen *a*, seinen Superlativ *ama* und dessen Verstümmelung durch Aphärese *ma*. Aus der Verstümmelung stammt das *mi* des Präsens: so zeigt sich, wie die *a*-Stämme mit ihrem *â* das Ursprünglichere bewahren.

Das Pronomen *a* ist im Skr. ein Demonstrativ der Nähe und dient als solches auch der dritten Person (vergl. Bopp Vergl. Gramm. 2, 110 f. Anm.), *) vedisch in allen Casus ausser Nom. und Accusativ. Es findet sich ferner in den Partikeln *â* (Adv. her, herzu; Präpos. bis an, von her, bei) und *ât* (darauf, dann) mit derselben Bedeutung. Auch *atra* „hier“ bewährt den gleichen Sinn. Und wenn es im Skr. manchesmal im Zusammenhang nach unserem Sprachgebrauch durch „da, dort, damals“ übersetzt werden muss oder im Zd. wirklich gegenüber von *ithra* die Beziehung auf einen ferneren Punct annimmt: so kann das für die Grundbedeutung nicht in Anschlag gebracht werden. Man hat daher kein Recht, zur Erklärung des Augments

*) Dadurch ist nicht ausgeschlossen was W. Humboldt Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen (Berl. Abh. 1829) S. 5 betont, „dass, welche Ideenbezeichnung der Mensch auch immer zum Pronomen erhob, er es nie that ohne derselben gleich auf immer das wahre und wirkliche Gefühl der Ichheit aufzuprägen und dass er nie von sich wie von einem Fremden sprach“. Wie völlig auch lautlich *a* der ersten und *a* der dritten Person zusammenfallen, die innere Sprachform, die Auffassungsweise ist nach Humboldt's Meinung von Anfang an verschieden. Und eben diese innere Verschiedenheit führte nachher auch zur äusseren Differenzirung.

das *a* für einen Pronominalstamm auszugeben, welcher in die Ferne weise *). Das Augment beim Imperfect „findet seine Erklärung einerseits in dem noch im gewöhnlichen Skr. geltenden Gebrauch des Präsens bei Bezeichnung der vergangenen Zeit, sobald diese durch *purâ* „früher“ näher bestimmt ist; andererseits darin, dass die Partikel *sma* „zugleich mit“, wenn sie neben einem Präsens steht, ihm die Bedeutung der vergangenen Zeit giebt. In diesen Fällen ist die Vergangenheit eigentlich nur in so weit bezeichnet, als die in ihr zu denkende Handlung als „neben, mit“ oder „vorher“ geschehen vorgestellt wird: also als Tempus relativum, welches auch in der That durch das alte indogermanische Imperfect allenthalben, wo es als Kategorie sich erhalten hat, ausgedrückt wird“. So Benfey Gramm. f. Anf. S. 85. Ob die letztere Bezeichnung genau richtig, entscheide ich nicht. Genug dass schon der präsentische Gebrauch des zd. und altpers. (Spiegel Altbaktr. Gramm. §. 303 S. 317; Keilinschr. S. 175 §. 83), der imperativische des skr. und zd. Imperfects (Benfey oben S. 220; Spiegel a. O.) die Beschränkung des Augments auf den Ausdruck der Vergangenheit zu widerlegen scheint. Wie vermöchte man aber mit Benfey's Erklärung für den Aorist auszureichen?

Ich glaube, bei Imperfect wie bei Aorist beruht die Vergangenheit nur darauf, dass für das Präsens durch Differenzirung des Personalsuffixes mittelst *i* eine eigene Form geschaffen wurde. Das im griech. Epos, im Zd. und

*) Nur als Curiosum erwähne ich wie bequem es sich Fr. Gräfe noch 1840 (Petersb. Mémoires Bd. 4, 102 f.) mit der Deutung des Augments machte. Man habe für die Gegenwart das Wort beharren lassen, wie es eben ist, für die Zukunft es aber nach rückwärts, für die Vergangenheit nach vorwärts gedehnt und gerichtet: so entsprängen Reduplication und Augment aus Einer Quelle.

im Veda durchaus unwesentliche Augment hat die Formen *â* und *a*, ersteres in den Veden mehrfach (vergl. Kuhn Beitr. 3, 463) und im griech. ἠβουλόμην, ἠδυνάμην, ἤμελλον, worauf Benfey a. O. zuerst hinwies. Es ist mit dem Adverbium und der Präposition *â* identisch, deren Grundbedeutung „in der Nähe" ganz zu *sma* stimmt. Wir dürfen es daher wie *atra* temporal „da" übersetzen und als Hinweisung auf einen gegebenen Zeitpunct, wie unser *da* anreihend in der Erzählung gebraucht, auffassen. Für *sma* steht ausserdem, da das zu Grunde liegende Pronomen auch die Einheit bezeichnet, Vergleichung mit unserem *einst* offen.

Der Superlativ des Pronomens *a* begegnet uns in den skr. Adverbien *amâ'* (daheim, zu Hause, bei sich) und *amâ't* (aus der Umgebung, Nähe), dort instrumental, hier ablativisch. Mit Verdünnung des *m* zu *n* gehört das Pron. *ana* hierher das im class. Skr. mehrere Casus wie *anêna*, *anáyâ*, *anáyôs* neben *a* bildet, im Zd. Altp. den Instr. Sing. *anâ*, im Zd. ausserdem den Instr. Plur. *anâis* und einen unsicheren (s. Spiegel Gramm. S. 191) Gen. Loc. Dualis *anayâo*. Im Veda nur der seltene Instr. Fem. *anáyâ* (Petersb. Wb. 1, 794). Auch dieses wie man sieht, ein Demonstrativ der Nähe, so dass uns die Herkunft unserer Präpositionen *an* und *in* (Grundf. *ani*) mit ihrer Verwandtschaft kaum zweifelhaft sein kann.

Von diesem *a-ma*, *ana* „dieser" glaube ich **am-a*, *ana* „jener" trennen zu müssen*). Es ist im litt. *an-s* (*ana-s*), ksl.

*) So nothwendig mir diese Trennung scheint, so halte ich es doch für unmöglich nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse mit Sicherheit anzugeben, was zu dem einen und was zu dem andern Stamme gehöre. Der Zusammenhang der Negation mit dem Begriff des Andern kann wohl nicht zweifelhaft sein. „Die Sache ist nicht so" und „die Sache ist anders" waren vermuthlich für das altarische Sprachgefühl grade wie für das unsrige identische Aussagen. Woher

onŭ unversehrt und nach Pott's Deutung im lat. Pronominalstamm **onolo*, *ollo*, *illo* deminutivisch weiter gebildet bewahrt. In lett. *wi'nsch* (für *w-an-ja-s*) vermuthe ich, abgesehen von dem nachgesetzten *ja* (Bielenstein Lett. Sprache 2, 92 f) Composition mit dem vorgesetzten St. *u*, gunirt *au*, der im zd. altp. *ava*, ksl. *ovŭ* selbständig erscheint und anderwärts mehrere Präpositionen und Partikeln (z. B. zd. *uiti*, lat. *uti*, *ut*; s. Bopp Vergl. Gramm. 2, 192 ff.) erzeugte. Ist die Vermuthung richtig, so darf sie auch auf lett. *wi-n-s*, litt. *v-ėna-s* „einer" ausgedehnt werden: anders indess Bielenstein 1, 210. Auch der germ. St. **jana*, *jena* und der griech. κεῖνο, ἐκεῖνο sind mit *ana* entweder componirt oder so damit vermischt und dafür eingetreten, dass sie seine Function vollständig übernahmen.

Der zu Grunde liegende St. *am* zeigt sich im Skr. neben *amú* (d. i. *am-u*, vergl. das obige lett. *w-an*) überall dort wo das masc. Pluralzeichen *i* daran zu treten hatte. Es zeigt sich ferner in der Negation *mâ*, einer Instrumentalform, durch Aphärese verstümmelt. Dass die Negationen *na*, *an-*, die Partikel *an*, das Pronomen *anya*, unser *ander*, das Präfix *ni* (hinweg, nieder) mit dem Stamme *ana* „jener" zusammenhängen, hat Pott Präpos. S. 299 ff. in einer glänzenden, aber so viel mir bekannt wenig gewürdigten Abhandlung dargethan. Vergl. schon Etym. Forsch. 2, 131; Benfey Griech. Wurzellex. 2, 45 ff.

aber die Vorstellung des Andern? *B* ist anders als *A*, wenn *B* seiner Art und Beschaffenheit nach von *A* weit entfernt ist. Aber der Andere ist auch der Zweite und der Zweite ist der nächste *(secundus)* nach dem ersten. Ueber den Begriff der Zweiheit unten mehr: es liegt darin ebensowohl die Einheit zweier Theile als die Spaltung eines Ganzen. Nach der ersteren Bedeutung können jene Präpositionen der Nähe *an* und *in* auch zu *an-ya* und *an-der* gehören. — Die Bedeutung des zweiten *ana* liegt sehr klar vor in dem griech. Loc. Plur. *νό-σφι*, Grundf. *ana-svi* „entfernt".

Blicken wir von hier auf das selbständige Pronomen der ersten Person hinüber, so haben wir keine Mühe in *a-hám*, germ. *ek*, *ik*, usw. den Positiv *a* zu erkennen.

Dasselbe *a* jedoch im Pluralstamm *asma* anzunehmen, wie das Petersb. Wb. thut, scheint mir nur vom speciell skr. Standpunct aus möglich. Denn es entspricht germ. *un-sis*, *un-s*, was auf den Superl. *ama*, *ana* führt. Ganz ähnlich erscheint die Negation in Composition als *an* vor Vocalen, als *a* vor Consonanten im Skr. und Griech. (nur im Zd. auch das vollständige *ana*, vergl. das späte skr. *anô*, nach Benfey *ana* mehr *u*? s. übrigens auch Benfey Griech. Wurzell. 2, 45 f.), während das Germ. durchweg *un* darbietet. So dass mithin *amsma*, *ansma* (eigtl. *amasma*, *anasma*) als Grundform anzusetzen wäre.

Die Verstümmelung *ma* ist als selbständiges Pronomen bekannt genug*). In dem griech. ἐμέ, ἐμοί, ἐμίν, ἐμεῖο darf man so wenig das vollständige *ama* erblicken wie in der

*) „Nichts kann ursprünglicher sein, als das pronominale, durch den Verschluss der Lippen die Rückbeziehung auf das redende Subject mit so treffender Lautsymbolik malende *m* (der ersten Person), dem wir deshalb auch jenseits des indogermanischen Sprachkreises an vielen Orten begegnen". Pott Zählmeth. S. 132, und schon Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1833, S. 336. Vergl. die Nachweise Präpositionen S. 59 f. Anm. Zur Uebersicht Bunsen Christianity and Mankind 3, 247. 506 ff. Auch Steinthal Mandesprachen S. 78; Fr. Müller Algonkinsprachen (Sitzungsber. Bd. 56) S. 13 f.: wenn nicht gerade *m*, so doch Resonanten. Wie denn Heyse System S. 124 im *m* „trotz dem, dass es dem äusserlichsten Organe angehört" vermöge seiner n a s a l e n Natur deutliche Beziehung auf das Subject findet. Jacob Grimm wieder redet, mit Pott übereinstimmend, Kl. Schriften 1, 286 von dem „halb zurückweisenden labialen *m*". Damit steht nun allerdings meine Darstellung im Widerspruch. Aber bleibt vom Standpuncte der arischen Sprachen aus — und wer möchte ihn verlassen? — eine andere Auffassung übrig? Man müsste denn den beliebten Theorien gesetzloser Verstümmelung huldigen.

Negation *οὐ*, *οὐ-κ* (das *κ* wie im lat. *ne-c*) für *ὀνο*, *ὀνε* (wie *μείζω* für *μείζονα*, *μείζους* für *μείζονες*, u. a. L. Meyer Vergl. Gramm. 2, 141 f.) das vollständige *ana*. Der unorganische Vocalvorschlag steht im Griech. auser Zweifel und ist insbesondere vor Resonanten ziemlich häufig.

Anders verhält es sich im Lateinischen, so dass Bücheler Lat. Decl. S. 20 gewiss Unrecht hatte, das *enos* des Arvalliedes mit den griech. Formen zu vergleichen. Hier muss man vielmehr wirklich auf den Superlativ *ama* in der Gestalt *ana* recurriren und demgemäss auch dem skr. enklit. *nas* mit seiner Verwandtschaft die Urform *anas* vindiciren.

Wir haben noch jenes isolirte *i* übrig das uns die Personalsuffixe neben *a* darboten. Gerechtfertigt wird es durch die Art und Weise wie auch in der dritten Person der Pronominalst. *i* dem St. *a* zur Seite steht: skr. *ay-ám* (*i* vor dem antretenden Vocale gedehnt resp. gunirt), *iy-áṁ* (für *î-ám*, *yâ-ám*), *id-ám*. Das nackte Neutr. *id* als Partikel. Im Gâthâdialekt weitere selbständige Formen vom blossen *i*: Justi S. 7; Spiegel S. 375. Im Ital. und Germ. mit *aja* zu gegenseitiger Ergänzung verbunden.

Die obliquen Casus ausser dem Accusativ bildet wie gesagt im Veda *a*, im class. Skr. *a* und *ana*. Es kommen ferner die Stämme *imá* und *êna* (enklitisch, ausnahmsweise zu Anfang des Satzes *êná*) zur Verwendung. *Imá* im Acc. Sing. Masc. *imám*, Fem. *imâm* und im Nom. Acc. Du. Plur. aller Geschlechter. Im Veda überdies der Gen. *imasya*, im Zd. Nom. Acc. Sing. Neutr. *imat*, altpers. *ima*: und so im Prâkrit vielleicht durchflectirt (Lassen Instit. S. 326). St. *êna* im Accusativ aller Numeri und Genera, im Instr. Sing. und Gen. Loc. Dualis. Vergl. Lassen Zeitschrift für Kunde des Morgenl. 6, 518 ff.; Böhtlingk Chrestom. S. 278 f.; Petersb. Wb. 1, 794. 1096.

Jenes *imá* könnte man für einen Superlativ von *i* halten. Doch fehlt es dem Gâthâdialekt und den westarischen Sprachen, während die Superlative der einfachsten Pronomina sonst durchweg aus der ältesten Zeit zu stammen scheinen. Als ostar. Neubildung gefasst, bietet sich daher eine andere Vermuthung die schon S. 109 angedeutet, natürlicher dar: vergl. Petersb. Wb. 1, 794; Benfey Wurzellexikon 1, 3: anders schon 2, 29. Wenn *ám* vorzugsweise als Nominativpartikel dient, so wird man es doch nicht ausschliesslich so finden: schon im Acc. Neutr. *idám* zeigt es sich anders. Ebenso berechtigt scheint ein Acc. Masc. *im-ám*: den Acc. *îm* kennen die Gâthâs. Dazu altlat. *im*, *em*, griech. *ἵν*, sogar altlat. *emem* (eundem), welchem gr. *μιν, νιν* für **ἵμιμ* sich vergleicht, das schwerlich mit dem prâkr. Stamm *imi* neben *ima* zu combiniren. Vergl. Ahrens Dial. dor. p. 255.

Dagegen halte ich *êna* für einen wirklichen Superlativ des St. *ê*, altarisch *ai*. Mit *sa*, *ta* componirt in zd. *aêtat*, altp. *aita*, skr. *êtád*, osk. *eíso*, umbr. *ero*. Den einfachen Stamm *ê* vermuthet das Petersb. Wb. in skr. *âishamas* (*samâ* Jahr) „heuer". Ich möchte ihn auch in dem ved. Instrum. Sing. Fem. *ayâ'* (zd. *âya*) erkennen, der meiner Ansicht nach von hier aus in die übrige Pronominaldeclination und von da in die ostar. Instr. Sing. aller Feminina auf *â* übertragen wurde. Neben *ayâ'* steht im Veda der Instr. Masc. Neutr. *êna*, *ênâ'*. Vergl. zd. *ana*, altpers. *anâ*. So wie die ganze altpers. Pronominaldeclination den Instr. Sing. Masc. Neutr. auf *-anâ* darbietet, so die ganze skr. Pronominal- und Nominaldeclination den auf *ênâ*, *êna*: der letztere hat im class. Sanskrit den alten Instr. auf *â* ganz verdrängt.

Die analoge Stellung der Stämme *ana* und *êna* legt es uns nahe, sie auf dieselbe Weise zu erklären. So würden wir die Urform *ai-má* voraussetzen müssen. Ihr steht mit dem Superlativsuffix *va*, das wir später noch neben *ma*

treffen werden, skr. *éva*, *évám*, zd. *aêva* „so“ und vor Allem zd. *aêva*, altp. *aiva*, griech. *οἶο* „einer“ zur Seite. Dieselbe Bedeutung hat bekanntlich skr. *é-ka* und westarisch *ai-na*: s. die einzelnen Formen bei Schleicher Comp. S. 496 (ksl. *jed-inŭ*, litt. *v-ëna* componirt). Darnach dürfen wir wohl den St. *ai* und seinen Superlativ schon der arischen Ursprache als Ausdruck der Einzahl zuschreiben. Vergl. Benfey Wurzell. 1, 3.

Seinem Ursprunge nach könnte *ai* ein gedehntes und gunirtes *i* sein: vergl. skr. *iva* neben *éva*. Aber auch auf das unten näher besprochene *âi*, *ai* des Dativsuffixes, ein durch *i* verstärktes *â*, muss hingewiesen werden. Jedenfalls gewahren wir sprachliche Berührung der Begriffe Dieser, Ich und Eins.

Der Stamm der zweiten Person *tva* war als Conjugationssuffix verschiedenen Metamorphosen unterworfen. Die Formen *tha* (Sing. Perf. Act.), *ta* (Plur. Act. secund. und Imper.), *dhva* (den medialen Plur. zu Grunde liegend), *dhi* (Sing. Imper. Act.), *sva* (Sing. Imper. Med. wenn hierhergehörig), *sa* (Sing. Präs. und secund.) sind Entfaltungen jener einen und gewähren uns eine Reihe werthvoller Aufschlüsse zur Lautlehre der arischen Ursprache, insbesondere über die Wirkungen und Schicksale des *v* nach einem tonlosen Verschlusslaut einer andern Articulationsstelle. Wir sehen es spurlos weggefallen in *ta*, nach vollbrachter Wandlung des *t* weggefallen in *dhi* und *sa*. Die Wirkungen die es ausübt, bestehen erstens in Affrication, zweitens in Affrication und Erweichung der vorhergehenden Tenuis: beides einem weichen Reibungsgeräusch sehr gemäss. Vergl. Pott Et. Forsch. 2, 707; Curtius Temp. und Modi S. 19; Benfey Gramm. f. Anf. S. 71. Ueber die Wirkung des *v* allgemein Grassmann KZ. 9, 1 ff.

Aus *dhi* entnehmen wir, dass es neben dem *a*-Stamm einen *i*-Stamm der zweiten Person gegeben haben muss. Denn an das präsentische *i* kann im Imper. nicht gedacht werden. *Tvi* steht neben *tva* wie das in Composition gebräuchliche *dvi* neben dem selbständigen Stamm *dva* der Zweizahl, wie die Pronominalstämme *ki*, *di* (vergl. weiter unten) neben *ka*, *da*, wie die skr. Partikel *hi* neben *ha*, usw., wie wir auch in der I. Person *i* und *a* neben einander trafen.

Hieran knüpfen sich noch weitere Beobachtungen.

Wir finden *dha* resp. *tva* wieder in der I. Plur. Med. skr. Präs. Perf. *mahê* (zd. *maidhê*), Imper. *mahâi*, was auf secundäres *maha* schliessen lässt, welches das griech. *μεθα* in der That darbietet. Als Urform müssen wir *matva* aufstellen. Daneben lässt das skr. secundäre *mahi* auf altes *matvi* schliessen mit dem *i*-Stamm der II. Person. Das Wir ist als Ich und Du gefasst und durch ein Dvandva-Compositum gegeben, wie sie in den Zahlwörtern, z. B. *quattuor-decim*, *fidvôr-taíhun* aus uralter Zeit vorliegen.

In der II. Plur. Med. verräth uns griech. *σθε*, das sich durch Uebertragung im Griech. so weit ausgebreitet hat, und zd. (Gâthâdial.) *zdûm* — vergl. auch gr. *σθαι* des Infinitivs mit *buzhdyâi* des Gâthâdialekts (Spiegel Altb. Gramm. S. 393) — eine Form, worin der sonstigen im Ostar. gewöhnlichen Endung *dhva*, *dhvam*, *dhvê* ein Dental vorherging, der vor *dh* lautgesetzlich zur Spirans werden musste. Unsere Vermuthung richtet sich leicht auf eine Reduplication *tatva* des Stammes *tva*. Vergl. KZ. 15, 291.

An die Form *matvi* möchte ich eine gleichbedeutende Form anknüpfen. Ging das Verständniss für den eigentlichen Sinn von *matvi* verloren, so konnte sie leicht als *mat-vi* aufgefasst und *mat* für einen ganz überflüssigen Ablativ Sing. gehalten werden, so dass *vi* sich als Stamm

des Plurals ergab, den wir in skr. *vay-ám*, germ. **vaj-as* (goth. *veis*) in der That vorfinden.

Eine solche Verstümmelung des Anlauts, selbst wenn sie sich weniger begreiflich zurecht legen liesse, hat nichts Unglaubliches. Im zd. *yûzhem* (ihr) ist *em* Endung, der Stamm *yuzh* (für *yugh* oder *yug*) componirt mit *sma* ergab *yukhshma*: erhalten ist jedoch blos *khshma* im Gâthâdialekt*).

Der St. *yugh* oder *yug* selbst kann nur auf einer, ich weiss nicht, ob im Zd. sonst nachweisbaren Verhärtung des *y* von skr. *yuyám* beruhen. Wurde in *yuyám* das zweite *y* als flexivisch gefasst, so ergab sich der St. *yu* der in altar. *ju-sma* und *jû-s* (nicht wesentlich von **javas* verschieden) zum Vorschein kommt. So müssen wir von *juj* als Grundelement ausgehen.

Nehmen wir neben *tatva* Reduplication des *i*-Stammes der II. Person an, also *titvi*, so kann — wir werden es noch öfter beobachten — *tv* zwischen Vocalen sich zu *dv* erweicht haben und für inneres *dv* wird sich uns bald in Dualendungen blosses *v* zeigen. Das ergiebt *tivi* und dafür darf wie W. *dju* neben *div* steht, *tjui*, *tjuvi* vermuthet werden. Fiel davor *t* ab, so kommen wir auf die gesuchte Form. Und ich halte diese Ansicht über den Gang der

*) Spiegel Altbaktr. Gramm. S. 371 (vergl. 409) hält dies *khshma* für identisch mit dem gewöhnlichen Thema *yûshma*, das erstere sei aus dem letzteren durch Ausstossung des *u*-Vocals entstanden, worauf dann *y* in *kh* verhärtet wurde. Bopp Vergl. Gramm. 1, 377 glaubt, dass aus *yu* zunächst *cu* und hieraus nach Unterdrückung des Vocals *kh* geworden sei. A. Ludwig Wiener Sitzungsber. 55, 193 N. 13 setzt die Grundf. *tyushma* an und lässt daraus *syushma*, *hyushma* werden, daraus wäre mit Ausfall des *yu hshma* geworden und für dieses stünde *khshma* wie *khstâmi* für *histâmi*. Als Bestätigung der oben versuchten Erklärung möchte ich geltend machen, dass auch die neupers. und ossetische Form auf den Stamm *yûshma* mit Wegfall des *yû* zurückgehen: Fr. Müller Sitzungsber. 44, 570.

Entstellung einstweilen fest, auch ohne dass ich sonst ähnliches *j* für *tj* nachzuweisen wüsste.

Der Reduplication *tatva, titvi* der zweiten Person vergleicht sich skr. *mama*, zd. *mana* der ersten. Es sind Genitivformen, deren Zusammenhang mit dem Plural sich später aufklären wird. Denken wir uns von *mama, mana* einen Plural auf *s* gebildet, wie wir oben *jûs* vom St. *ju* hatten, so erhalten wir *mamas* oder *manas*, mit Verlust des *a mans*. Man erkennt das S. 192 erschlossene *mansi*, worin *i* dem Präsens angehört wie in *mi* usw. Ja wir dürfen nun bestimmter gr. *μεν*, *μες* als Secundärsuffixe ansehen welche das *i* am Schluss nie besassen. Auch im altir. *ammin* (das *n* erscheint am folgenden Wort) „wir sind" zunächst für *as-mîn* (Schleicher Comp. S. 668) scheint sich eine Spur der Endung *mans* oder *mansi* erhalten zu haben.

Sollte in gleicher Weise die skr. zd. Genitivform *tava* (durch Guna aus *tua*, *tva* entstanden wie der Gen. *sava* aus dem Reflexivstamm *sva*) auf einen Plural *tavas* schliessen lassen? Dann würde man am einfachsten die Enclitica *vas* daraus ableiten. Unmittelbare Verstümmelung von *tvas* die sich lautgesetzlich vollzogen haben müsste, wäre indessen ebenso denkbar: doch möchte ich anlautend *v* für *tv* nicht mit Sicherheit behaupten. Der Versuchung etwa *nas* auf *manas* zurückzuführen, wird durch lat. *enos* gewehrt, wie wir sahen *).

Die pluralischen Doppelformen *matva* und *mama* erinnern lebhaft an die Methode gewisser unvollkommener

*) Doch vielleicht nicht unbedingt. Es steht so vereinzelt da, dass auf die obige Erklärung nicht allzu fest zu bauen ist. Mommsen Unterital. Dial. S. 258 vergleicht vielleicht mit Recht osk. umbr. *etanto*, wenn er auch beide nicht richtig erklärt. Eine ähnl. Unsicherheit waltet bei der unten und im folgenden Aufsatze vermutheten Ursprünglichkeit von *e*, *i* in *ekso* und *isto* ob.

Sprachen im Plural und Dual der ersten Person je zwei verschiedene Bildungen zu verwenden, je nachdem man die Person zu welcher gesprochen wird mit einbezieht oder nicht. Die inclusive Form wäre *matva*, die exclusive *mama* *).

Auf die Grundform *matva* hat Pott auch die active Personalendung *mas*, *masi* zurückgeführt. Formell würde nichts entgegenstehn. Aber kaum darf man dem Suffixe nach *mas* von **manas*, *mans* und skr. *thas*, *thus*, goth. *ts*, lat. *tis* trennen, wenn die letztgenannten auch zum Theil dualische Bedeutung angenommen haben. Und ganz abgesehen von *mans* müsste wieder ein eigenes *tvatva* erfunden werden um *thas* und *thus* zu erklären. Also bleibt es wohl am besten bei der Vergleichung mit den nominalen Pluralen auf *as*. Es stellt sich dann zugleich heraus dass eine Differenzirung stattgefunden hat in welcher die Formen *matva*, *tatva* ausschliesslich dem Medium überwiesen wurden.

2.

Ich schreite nunmehr zur Aufstellung der arischen Grundformen des selbständigen Pronomens und versehe sie mit Accenten, so weit das Skr. solche ausdrücklich gewährt oder doch mit einiger Bestimmtheit vermuthen lässt.

*) Die malayisch-polynesischen Formen stellt Fr. Müller im Novara-Werk S. 307 f. 339 f. übersichtlich zusammen. Das Pronomen der zweiten Person lässt sich nicht mit Sicherheit im inclusiven Dual und Plural der ersten wiedererkennen. Dies ist dagegen in den nordamerikanischen Algonkin - Sprachen (Fr. Müller S. 13 f.) evident der Fall. Und zwar scheint die exclusive Form durch Wiederholung des Ich, die inclusive durch die Composition Du - Ich gebildet und beide Formationen überdies mit dem Pluralsuffix versehen zu werden.

Singular.

	I. Person.	II. Person.
Nom.	*aghā́m aghám*	*tvá tuám*
Gen.	*máma mána masja*	*táva tvasja*
Dat.	*mábhjam mabhaja*	*tvábhjam tvabhaja*
Acc.	*má mám*	*tvá tvám*
Instr.	*mábhja mā́*	*tvábhja tvā́*
Abl.	*mát*	*tvát*
Loc.	*mái*	*tvái*

Plural.

Nom.	*vajám ansmás*	*jujám jū́s jusmás?*
Gen.	*ansmasja*	*jusmasja*
Dat.	*ansmábhjam*	*jusmábhjam*
Acc.	*ansmá nas*	*jusmá vas*
Instr.	*ansmā́*	*jusmā́*
Abl.	*ansmát*	*jusmát*
Loc.	*ansmái*	*jusmái*

Singular. Vom Stamm *a* des Nominativs der ersten Person war die Rede. Die Partikel ostar. *gha*, *ha*, welche zuerst Benfey darin erkannte (Wurzell. 1, XIV f.) lautete westarisch *ga*, griech. *γέ*, daher auch in der westarischen Grundf. des Pronomens *g*, germ. regelmässig lautverschoben *k*. Sie konnte sich ursprünglich wohl an jede Pronominalform einschränkend und damit hervorhebend hängen. Am allgemeinsten ist dem älteren Litt. das Wörtchen in dieser Verwendung geblieben: Schleicher Gramm. S. 201. Goth. *mi-k*, *thu-k*, *si-k*, ahd. *unsi-ch*, *iuwi-ch* enthalten es bekanntlich ebenfalls.

Von der Nominativpartikel *ám* unten mehr. Ueber das verschiedene Verhalten eines vorhergehenden *a* des

Stammes S. 220. In germ. *ek*, *ik*, Grundf. *agan* hat die Partikel *gha*, *ga* ihr *a* verloren; in griech. ἐγώ, lat. *egô*, ahd. *ihhâ*, Grundf. *agâm* hat sie es beibehalten.

Tuám (so meist im Veda für *tvám* zu lesen) daneben vielleicht *tuẫm* (vergl. Gâthâdial. *tvem* und *tvém* nach Spiegel Gramm. S. 371), wird in westarischen Sprachen nur durch böot. τούν, dor. und episch τύν-η bestimmt vorausgesetzt und vermuthlich auch durch ksl. *ty*, wofür man, wenn es aus *tva*, *tu* entstanden wäre, *tŭ* erwarten müsste. Zd. *tû* dagegen, griech. τύ, σύ, lat. *tû*, litt. *tù* beruhen auf einer Grdf. *tva*. Germ. *thu* kann ebensowohl von *tvam* wie von *tva* stammen.

Genitiv. Skr. *mána* (Pârsî *mam* neben *man*, *men*), zd. *mana*, altpers. *manâ*, ksl. *mene*. Skr. zd. *táva*: über litt. ksl. Spuren später. Altpreuss. *maisei*, *twaise*; goth. Dat. *mis*, *thus* (Kuhn KZ. 15, 428 ff.); griech. ἐμεῖο, σεῖο. Ueber das ebenfalls vergleichbare zd. *mahyâ*, *thwahyâ* vergl. Kuhn a. O.

Dem Dativ sind die Formen zugetheilt, die ihm nach Vergleichung des Griech. mit dem Skr., des Lat. Altpreuss. und Ksl. mit dem Zend gebühren. In den Instrumental dagegen wurden nach Massgabe der litt. ksl. Nominalflexion die ostarischen Formen auf *bhya* verwiesen. Näheres unten.

Accusativ. Griech. ἐμέ, σέ; auch durch das Lat. werden die Formen *ma*, *tva* vorausgesetzt: liegen sie ebenso dem goth. *mi-k*, *thu-k* zu Grunde? Auf die Formen *mam*, *tvam* (und *svam*) scheinen ksl. *meň*, *teň*, *seň*, altpreuss. *mien*, *tien*, *sien* (wie von Stämmen *mja*, *tja*, *sja*: vergl. umbr. *tiom*, osk. *siom*); *tin*, *sin* (vergl. dor. τίν, litt. *si*) zurückzuweisen.

Instrumental. Ved. *tvâ*, zd. *thwâ* Haug Outlines und Justi S. 135, von Spiegel a. O. bezweifelt. Darnach und nach den ostar. Acc. Sing. ist auch *mâ* angesetzt. Ueber *-bhja* s. zum Dativ.

Der Ablativ nach dem Ostarischen: doch halte ich auch ved. *mámat* für keine Neubildung. Der Locativ nach dem zd. Loc. *thwôi*, den griech. Dat. *ἐμοί*, *σοί*; ksl. enkl. *mi*, *ti*, verglichen mit den skr. zd. Formen *mê*, *môi*; *tvê*, *tê*, *tôi*, worüber unten. Auch Festus' Notiz *me pro mihi dicebant antiqui* gehört vielleicht hieher.

Plural. Die Formen *vajám*, *jujám* nach dem Ostarischen (vergl. Sonne KZ. 13, 401 ff.). Zu ersterem vergl. goth. Nom. Plur. *veis*, ksl. Nom. Dualis *vě*, litt. *ve-du*. Zd. *yûs*, altpr. *ioûs*, litt. *jús*; vergl. goth. *jus*. Griech. *ἄμμες*, *ὔμμες* mit zurückgezogenem Accent, wie die durchgängige Betonung des Elementes *smá* im Skr. und hier überdies der Abfall des Anlautes in lettoslav. Formen der ersten Person bezeugt: altpreuss. *mes*, litt. *més* (aus *mès* gedehnt); vergl. ksl. *my*. Aus den ostarischen Sprachen lässt sich für diese Formation nichts anführen. Die Form *jusmás* stützt sich blos auf das Griech. wo sie vielleicht durch Uebertragung von *asmás* entstand.

Dat. Abl. und Loc. sind nach dem Ostar. angesetzt, im Dat. konnte noch *asmabhaja*, *jusmabhaja*, sogar *asmâí* nach dem *ahmâi* des Gâthâdialektes (Spiegel Gramm. S. 370), im Instr. *asmabhja*, *jusmabhja* hinzugefügt werden. Der Instr. *asmâ*, *jusmâ* gründet sich nicht so sehr auf zd. *éhmâ* und *khshmâ*, welche nach Spiegel S. 370. 371 nur in Composition stehen können, als auf skr. *asmâ-bhis*, *jushmâ-bhis*, worin offenbar das *bhis* pleonastisch antrat wie *mi* im litt. Instr. Sing. *tů-mì*, denn auf andere Weise wäre das *â* hier nicht zu rechtfertigen. Der Genitiv *ansmasja*, *jusmasja* nach den goth. Dat. *unsis*, *izvis*. Der Accusativ *asma*, *jusma* nach zd. *ahma*; griech. *ἄμμε*, *ὔμμε*; ahd. *unsi-ch*, *iuwi-ch*. Die Formen *nas*, *vas* (skr. enkl. Gen. Dat. Acc.) sind ausschliesslich dem Accusativ aus Gründen der Form zugewiesen.

Erwägt man die blos in Personalsuffixen erhaltenen, aus der lebendigen Sprache verschwundenen Formen und die aus dem Nominativ verwiesenen Enkl. *nas*, *vas*, so zeigt sich, dass bereits die arische Ursprache bei der Völkerscheidung den Standpunct der Differenzirung einnahm, während daneben allerdings auch noch Doppelformen nicht zu leugnen sind. Auf demselben Wege geht zunächst das Westarische weiter, indem es die Nom. Plur. auf *ám* fallen lässt. Und jede einzelne Sprache für sich legt sich fernere Beschränkungen auf. Zugleich aber macht die Tendenz der Uniformirung sich geltend, und das Spiel der Formübertragungen beginnt.

Die enklit. Acc. Plur. *nas*, *vas* versehen im Skr. den Dienst des Gen. und Dat., im Zd. ausserdem des Instr. und Ablativ.

Skr. *asmâ'* gilt im Veda für den Locativ und Dativ (nicht für den Nominativ, s. Petersb. Wb. 1, 564; gegen Yâska, bei Böhtlingk Chrestom. S. 408), und ebenso vermuthlich *yushmê'*. Ja die singularen Locative *mê* und *tvê*, *tê* müssen einst für Locativ, Dativ, Instrumental und Genitiv gegolten haben, denn Gen. Dat. *mê*, *tê* sind erhalten, und Loc. *máyi*, *tváyi*, Instr. *máyâ*, *tváyâ* setzen an die Formen *mê* und *tvê* (Grundf. *mai*, *tvai*) die gewöhnlichen Casussuffixe. Im Zd. finden wir die Gen. Dat. *mê*, *môi*, *tê*, *tôi*, aber noch den Loc. *thwôi*.

Neben dem Instr. *mâ*, *tvâ* bestanden gewiss einst die Formen *ma*, *tva*, da auch im Instr. der Nominalstämme auf *a* die Endungen *â* und *a* (noch im Veda) tauschen. Nun lauten diese Instr. *ma*, *tva* den alten Accusativen gleich: so konnte es geschehen, dass ihre Formen überhaupt in einander flossen, die Instr. *mâ*, *tvâ* für jene Accusative eintraten und schliesslich auf diese Function beschränkt wurden, nachdem die Instr. *máyâ*, *tváyâ* entstanden waren.

Die scheinbare Dehnung der einen Accusativform theilte

sich um so leichter der anderen mit, so dass sie das Aussehen eines Acc. Sing. von einem fem. *â*-Stamme erhielt, (*mâm*, *tvâm*), als der Instr. *máyâ*, *tváyâ* mit dem Instr. *çívayâ* vom St. *çívâ* zusammenfiel. Im Plural drang falsche Pluralflexion in den Instrum. wie wir schon sahen, analog diesem *-âbhis* entstand ein Locativ *asmấsu*, *yushmấsu*, und von den Stämmen *asma*, *yushma* wie von masc. Nominalstämmen Accusative auf *ấn*: vedisch sogar für Feminina *yushmấs*. Der Genit. des Plurals aus dem Possessivum.

Das Griechische hat im Plural die zu *i*-Themen abgeänderten Stämme *asma*, *jusma*, also *asmi*, *jusmi* durchgeführt und die Nomin. *vajám*, *jûs*, sowie die Enkl. *nas*, *vas* und im Sing. die Genitive *mana*, *tava* aufgegeben.

Das Lateinische entnimmt seine Genitive dem Possessivum, wandelt die Ablative Sing. wie in den Adverbien (*mêd*, *têd* wie *facilumêd*) und lässt mit dem beginnenden Abfall des *d* Vermischung zwischen Ablativ- und Accusativformen eintreten, so dass sich *mê*, *tê* für beide festsetzt: vergl. Corssen Krit. Beitr. S. 528 f. Den Plural beherrschen die Enkl. *nas*, *vas* unumschränkt, und zwar scheinen sie einst wie *a*-Stämme flectirt worden zu sein: denn Festus bezeugt *nis pro nobis*. Der Accusativ lautete dann *nans*, *vans*, vergl. das altpreuss. *wans*, wovon sogleich mehr. Diese *nans*, *vans* oder *nôs*, *vôs* wie Acc. Pl. *equôs* (Grundf. *akvans*) wurden nun die eigentliche Grundlage der lat. Flexion wie sie thatsächlich besteht. Sie galten für den Nominativ und Accusativ und an die Stämme *nô*, *vô* trat das Dativ- und Ablativsuffix.

Wie wir im Ostarischen den Locativ, im Ostar. und Lat. den Acc. als Quelle der Formübertragung kennen lernten, so finden wir im Lettoslavischen und Germanischen den Genitiv und wiederum den Accusativ. Ueber ähnliche

Fruchtbarkeit des Genitivs im Osset. und Armen. Fr. Müller Das Personalpronomen in den modernen eranischen Sprachen S. 10. 12 f. (Sitzungsber. 44, 575. 577 f.)

Das ksl. Pronomen *čĭ-to*, Neutrum zu *kŭ-to* (quis) bildet den Genitiv *čĭso* (Grdf. *kja-sja*) und regelmässig vom Stamme *kja* den Loc. *čemĭ*, Dat. *čemu*, Instr. *čimĭ*. Ausserdem aber wird der Genitiv als Declinationsthema genommen (wie im Skr. die Locative *mê*, *tvê*) und davon Loc. *česomĭ*, Dat. *česomu*, Gen. *česogo* gebildet, die neben den regelmässigen in Gebrauch sind. Miklosich Formenl. S. 67; Schleicher Ksl. Formenl. S. 268. Ja der böhm. poln. Nominativ *co* ist, wie mich Miklosich belehrt, nichts Anderes, als der alte Genitiv *čĭso*.

Im Personalpronomen lautet der Genitiv Sing. *mana*, *tava*, (und um das Reflexivum hier auch einzubeziehen) *sava* und *masja*, *tvasja*, *svasja*. Letztere drei wurden im Germ. über den Locativ-Dativ, erstere drei im Lettosl. über den ganzen Singular mit Ausnahme des Nominativs, des ksl. Accusativs und der ksl. enkl. Dative mächtig.

Für die erste Person wurde so *mana* der Ausgangspunct. Für die zweite und das Reflexivum scheiden sich Litt. und Ksl. Die Formen *tava*, *sava* vermischten sich mit den Dativen Grdf. *tvabhaja*, *svabhaja* und infolgedessen wurde die Uniformirung so bewerkstelligt, dass litt. *tava*, *sava*, ksl. *taba*, *saba* der Declination zu Grunde lagen.

Also Gen. ksl. *mene*, *tebe*, *sebe*; Dat. *manĕ* (auch altpreuss. *mennei* neben *maim*), *tabĕ*, *sabĕ*, wenn ich den alten Stammvocal beibehalte: in der actuellen Sprache *mŭnĕ*, *tebĕ*, *sebĕ*. Dies zugleich der Locativ. Nun besitzt aber das Ksl. den Locativ und Dativ auf *ĕ* lediglich von *â*-Stämmen (Fem. *rańcĕ*, *rankâi*) und die *â*-Stämme bilden einen Instrumental auf *ojań*: daher ksl. *mŭnojań*, *tobojań*, *sobojań*.

Noch weiter ging das Litt. vom alten Gefüge des Sing. ab.

Für die urspr. Dative *mabhaja, tvabhaja, svabhaja* musste lautgesetzlich *mabaji*, *mabai*, *mabei* usw. eintreten: vergl. Dat. (formell Loc.) *akei* vom St. *aki*, Grundf. *akaji*. Auf Grundlage der Genitivstämme mithin *manei*, *tavei*, *savei*. Das konnten formell auch Dative (Locative) von *i*-Stämmen *mani*, *tavi*, *savi* sein *), ebensogut jedoch von consonantischen Stämmen *man*, *tav*, *sav*. Denn im Litt. bilden die conson. St. einen Theil ihrer Casus von *i*-St., und die auf *n* zum Theil sogar von *ja*-St. Letzteres ist offenbar der jüngste Schritt der Entartung. Die Feststellung der Pronominalformen wird zu einer Zeit geschehen sein, als neben Dat. *dùkterei*, Loc. *dukteryjè*, Instr. *dukterimì* noch ein Acc. *dukteriñ* (vergl. den Acc. Plur. *dùkterės*) bestand. Daher Loc. *manyjè*, *tavyjè*, *savyjè;* Instr. *manimì*, *tavimì*, *savimì*; Acc. (mit schwerlich urspr. Accent) *manèñ*, *tavèñ*, *savèñ*; niederlitt. Acc. *tèviñ* wie *dùkteriñ*. Die Dative lauten altlitt. *manei*, *tavi*, *savi;* auf beide letztere kann die Analogie des vorauszusetzenden Dativs *-avi* (s. unten) von *u*-Stämmen gewirkt haben. Die neueren Kürzungen *mán*, *táv*, *sáv* vergleichen sich dem Dat. *szùn* für **szunei* (nach *dùkterei*) vom St. *szùn*.

*) Allerdings fasst Schleicher den Dat. *ákei* als formübertragen aus *jâ*-Stämmen. Aber es kommt darauf für unsern Zweck nichts an, sondern nur darauf dass die Grundf. des Loc. der *i*-Stämme *aji* mit dem einstigen Ausgang der Dative *-baji* für *-bhaja* zusammenfallen musste. Wie vielartig übrigens die Behandlung eines ausl. *ai* im Littauischen! Das *ai* des Nom. Plur. lautet *ai* im Subst., *ë* im Pronomen, *i* im Adjectiv: *pónai*, *të*, *gerì*. Ebenso *ë* für *ai* im Vocat. und nach Ausfall des zweiten *a* von Grdf. *-ajas* auch im Gen. Sing. der *i*-Stämme, *i* im Nom. Acc. Dualis der *â*-Stämme. Ferner kurzes *e* im Loc. Sing. der *a*-Stämme und *y* im Nom. Plur. der *i*-Stämme. So gut wie *ë* und eher als *y* ist auch *ei* regelrichtiger Vertreter von *ai*.

Aus dem Accusativ als consonantischem Stamm sind die Genitive gebildet: altlitt. *tavens* wie *akmèns* (St. *akmen*). Jetzt *manéns*, *tavéns*, *savéns;* niederlitt. *mùnins*, *tèvins*, *sèvins*. Denselben Vorgang wird uns sogleich der litt. Plur. darbieten.

Im Plural lauten die Formen des Altpreussischen: I. N. *mes*, G. *nouson*, D. *noumans* (daneben *noumas*), Acc. *mans;* II. N. *ioûs*, G. *iouson*, D. *ioumans (ioumas*), Acc. *wans*.

Der Acc. *mans* für *asmáns* ist offenbar auf demselben Wege entstanden wie skr. *asmân*. Und so finden wir überhaupt mit einer einzigen litt. Ausnahme, die wir bald kennen lernen werden, Pluralflexion durchgeführt. Das Litt. theilte den Acc. *mans* mit dem Altpreuss., das Slavische dagegen hatte wie das Latein. *nans* auf dieselbe Weise unorganisch aus der Enkl. *nas* gebildet, wie *wans* aus *vas* entstand. Der altpreuss. Gen. Dat. der I. Person steht offenbar nach Analogie von II für *nason*, *namans*. Und wie hier *nas*, vor Consonanten *na*, so erscheint in II *ious* behandelt, das an die Stelle des Themas *jusma* trat. Wiederum stimmt in Bewahrung des *jûs* das Littauische zum Preussischen, im Gegensatz zum Slavischen, welches *vas* an die Stelle setzt.

Die ksl. Formen sind also: Acc. *ny*, *vy*, Grdf. *nans*, *vans*. Nom. II. *vy*, Form des Accusativs; und nach Analogie von *vy* auch in der I. Person Nom. *my* für **me*, Grdf. *mas* für *asmás*. Ferner Gen. *nas-ŭ*, *vas-ŭ*; Dat. *na-mŭ*, *va-mŭ;* Instr. *na-mi*, *va-mi*; Loc. *na-sŭ*, *va-sŭ*.

Im litt. Plural wirken abgesehen vom Nom. *mês*, *jûs* sehr verschiedene Momente auf und durch einander. Acc. I. *mùs*, gleich preuss. *mans*, II. *jùs*, Acc. Plur. von einem aus Nom. *jûs* gefolgerten St. *ju* (vergl. Nom. Plur. *súnûs*, Acc. *sûnùs)*. Vom Accusativ als Stamm Gen. *músu*, *júsu* (niederlitt. *munsu*, *junsu*) und Loc. *mûsyjè*, *jûsyjè*, ein nach

Nominalflexion regelmässiger Locativ Sing. von den consonantischen Stämmen *mûs*, *jûs*. Nothwendig muss hier die ursprüngliche Singularflexion des Elementes *sma* im Plur. nachwirken. Und demnach trat wohl *yjè* hier wie im Singular *manyjè*, *tavyjè* an die Stelle von *ei*: **mûsei*, **jûsei*, und diese an die Stelle noch älterer **mei*, **jusmei* für altarisch *asmai*, *jusmai*.

Den Dativen *mùms*, *jùms*, älter *mu-mus*, *ju-mus* und Instr. *mu-mìs*, *ju-mìs* liegen vermuthlich alte Pluralbildungen Dat. *asma-mans*, *jusma-mans*, Instr. *asma-mis*, *jusma-mis* zu Grunde, auf die wir aus dem Acc. **asmans* schliessen dürfen. Das *as* ist abgefallen wie in eben diesem Accusativ: preuss. *mans*, litt. *mùs*. An die Stelle von *jusma* ist der Stamm *ju* getreten und durch den Acc. Gen. Loc. und die Analogie von *ju-* hat sich in **ma-mus*, **ma-mis* (für **asma-mans*, **asma-mis*) *u* an die Stelle von *a* gesetzt.

Die Flexion des germanischen Personalpronomen wird ausser dem Einfluss des Gen. und Acc. hauptsächlich durch die im Goth. noch nicht ganz, im Ahd. aber beinahe völlig durchgeführte Analogie zwischen den beiden Personen einerseits, zwischen den drei Zahlen andererseits charakterisirt.

Die Declination der Stämme *unsa* für (*unsva?*) *unsma*, *ansma* und *izva* für *jisva*, *jusma* muss im Germ. einst gelautet haben:

Gen.	*unsisi*	*izvisi*
Loc. (Dat.)	*unsisi unsi*	*izvisi izvi*
Acc.	*unsi unsisi*	*izvi izvisi*.

Die genuine Form des Gen. ist *unsisi*, *izvisi* für *ansmasja*, *jusmasja*, die des Accusativs *unsi*, *izvi* für *ansma jusma*. Das Gothische hat die Accusativform der II. Person, das Ahd. alle plur. Genitivformen aufgegeben. Die Unterscheidung des Accusativs nahm der letztgenannte Dialekt

nach dem Muster des Singulars durch Suffigirung der Partikel germ. **ke*, westar. *ge*, skr. *gha*, *ha* vor. Das vocalische Auslautsgesetz stellte die überlieferten Formen her. Das Amt des Genitivs wurde der ursprünglichen Form desselben ganz entzogen, wie im Singular.

Was die übrige Gestaltung des Plurals anlangt, so dankt *jus* seinen kurzen Vocal dem Beispiel des Nom. Plur. der *u*-Stämme: *sunjus*, St. *sunu*. Und nach diesem Muster ist *veis* substantivisch vom St. *vi* gebildet. Die Analogie von *jus*, welches *jis*, *ijis*? (vergl. niederd. *gî*, *igî*: zu Denkm. Nr. 18, 14), *jer* (altalem. Psalmenübersetzung, Müllenhoff's Sprachproben S. 25, Ps. 113, 15, wo ich nicht *ier*, sondern *jer* hätte schreiben sollen), *ir* (wie *izvis* für *jizvis*) werden musste, hat dann noch weiter auf den Nom. Plur. der I. Person eingewirkt und die Kürzung *uuir* veranlasst. Recht mit Händen zu greifen ist die Formübertragung in der angeführten Psalmversion S. 26, Ps. 123, 6 *uuer*.

Die Schwierigkeiten welche der Personalausdruck der übrigen germ. Sprachen etwa machen könnte, sind wie mir scheint durch Sophus Bugge KZ. 4, 241 ff. meist glücklich gehoben. Merkwürdige, durch den Vergleich mit ahd. *ihha*, germ. *ika* und Annahme der Palatalisirung des *k* übrigens wohl genügend aufgehellte englische Dialektformen führt er an nach Guest in Transactions of the Philological Society 1, 277 f. für den Nom. Sing. I: *utchy*, *iche*, *'che*, *ise*, *es*.

Bei den Nom. Plur. I mundartlich *mir*, II altn. *ther* (neben *er*) möchte ich zunächst an das dem Verbum in fragender Wortstellung nachfolgende Pronomen denken: *kallidh ther* für *kallidh er*, *bringem mer* für *bringen wir*. Vergl. indess den Anlaut von Pâli *mayam* (neben *amhê*) „wir“ und *tumhê* „ihr“, welche Uebertragung vermuthen lassen.

Den altn. Gen. Pl. *vár* (*ór*) erklärt Bugge sehr über-

zeugend aus *ûsar*, *ûrar*, *ûar* wie *járn* durch *îrarn*, *îarn* aus *îsarn*, ebenso *ydhar* aus *izvara*, *irvar*, *ydhvar*, *ydhar* durch Dissimilation wie *fredhinn* für *frerinn*, *hrödhaz* für *hröraz*.

Was den Dat. Acc. anlangt, so steht das Altn. mit seinem *oss oss*, *ydhr ydhr* auf Seite des gothischen *uns*, *izvis*. Dagegen ist für die altniederdeutschen Sprachen ohne Zweifel wie für den Sing. *me mec*, *the thec*, so für den Plural *uns unsic*, *eóv eóvic* die älteste Declination: so dass sich uns auch hier der Gegensatz zwischen ost- und westgermanischen Sprachen bestätigt. Er muss was den Acc. Plur. anlangt höher als das vocalische Auslautsgesetz hinaufreichen.

Ich habe mich bisher wenig um den Dual bekümmert. Er ist formell sehr unselbständig und vom Plural überall nicht scharf zu trennen.

Was die Casusbildung anlangt, so kann nur der Gen. Loc. skr. *ôs*, ksl. *u* auf Eigenthümlichkeit Anspruch machen. Und diese führt wie der Gen. Sing. skr. *sûnôs*, ksl. *synu* auf Grdf. *-avas*.

Das Zd. scheint dieselbe zu bestätigen. Seine Gen. Loc. Dualis auf *âo* (*âoç-ca*) in Uebereinstimmung mit altpers. *daçtayâ*, wenn es Spiegel (Keilinschr. S. 157 Anm. 1) richtig als Loc. Dual. fasst, setzen die Endung *âs* voraus. Nur einmal begegnet *aos*: *anhu-y-aos* Spiegel Altbaktr. Gramm. S. 118 § 114, das *y* wie im zd. Instr. (nach Justi Locativ) *uyâ*, Dat. *uyê*, im ved. Instr. desgleichen *uyâ*. Der Loc. Dual. *zaçtayô* vergleicht sich mit dem Gen. Sing. auf *yô*, *yaç-* von Fem. auf *â*, *î* für *yâo*, *yâoç-*. Die mithin sicher gestellte Endung *âs* ist aus *avas* durch Ausfall des *v* hervorgegangen. Vergl. zd. Acc. Sing. *gãm* für *gavam* und ebenso skr. *gâm*, *dyâm* (griech *Ζῆν*) für *dyavam*, *adyá* für

adiva, *sadyás* für *sadivas* (Bopp Vergl. Gramm. 3, 481; Corssen Krit. Nachtr. S. 161 f.). Auch goth. I. Dual. Präs. *-ôs* für *-avasi* (oben S. 189).

Die übrigen Dualcasus werden sich uns sämmtlich als pluralisch oder auf leichte Art aus dem Plural oder selbst dem Singular differenzirt ergeben.

In der Verbalflexion bietet die I. Dualis das eigenthümliche Element *va*. Dessen Bekleidung jedoch, wenn ich so sagen darf, ist durchweg dem Suffix der I. Plur. entlehnt: *va* neben *ma*, *vas* neben *mas*, *vahê*, *vahâi*, *vahi* neben *mahê*, *mahâi*, *mahi*. Die Suffixe der III. Du. sind ohne Ausnahme aus denen der II. differenzirt, indem *t* als Grundelement angenommen wurde nach dem Beispiel der III. Singularis. Die Formen der II. Du. ihrerseits sind sämmtlich alte Pluralformen: *thas*, *thus*, Grundf. *tvas*, was ist daran dualisch? Das Pluralsuffix *as* liegt zu Tage, in dem *u* von *thus* des Perfects hat sich das *u* des Stammes *tua*, *tva* erhalten, wie schon Pott Et. Forsch. 2, 657 bemerkte. In die III. Du. wurde es, um dies zu wiederholen, ganz einfach übertragen, die Uebereinstimmung mit dem *us* der III. Plur. ist zufällig. Auf einer ähnlichen zufälligen Uebereinstimmung beruht es, wenn im Zd. die Endung *are* der III. Plur. in die III. Dualis *(-tarê)* sich eindrängte.

Wenn ferner II. Du. *tam* neben II. Plur. *ta* erscheint, so erkennen wir eine Differenzirung mittels der Part. *am* wie im Dat. Abl. Instr. Dual. *bhyâm* neben *bhya*: s. unten.

Im skr. Personalpronomen können wir aus den Stämmen *âva* der I. und *yuva* der II. Person als gemeinsam dasselbe Element *va* ausscheiden, das an *a*, *am* der I. und *yu* der II. getreten ist. Daneben werden die Stämme *na* und *va* verwendet die auch in den Enkl. *nas* und *vas* vorliegen.

Im Griech. die letztgenannten Stämme, nur dass *va* mit *sva* zusammengeflossen ist. Ebenso im Kslav., nur

dass im Nom. I *vě* den Platz des vorauszusetzenden *va* einnimmt: es könnte aus Grdf. *vajas* goth. *veis* hervorgegangen sein, das durch die Uniformirung des Plurals dienstlos geworden war. Ob in litt. *ve-du*, *ve-dvi* dasselbe Element verkürzt enthalten oder vielmehr ein Rest des skr. *âva*, bleibt hier noch zweifelhaft. Sonst finden wir im Litt. die Stämme *mu*, *ju* entweder dualisch flectirt oder geradezu mit der Zweizahl verbunden.

Das Germ. bietet goth. Dat. Acc. *ugkis*, *igqis*, also *unkis*, *inkvis*; westgerm. Dat. *unk*, *ink;* Acc. **unkit*, *inkit*, durch Dissimilation für *unkik*, *inkik*. Die Flexion ist die pluralische. Aber die Stämme *unka*, *inkva* lassen, da der innere Resonant offenbar nur der I. Person gebührt, auf *unkva*, (*ikva*) *jukva* schliessen.

Daneben nun die Nominative *vit* und **jut* (**jit*, **it* baiwar. *ësz*). Ein Vocal dahinter muss abgefallen sein: setzen wir *vita*, *juta* an. Wie dies *ta* mit jenem obliquen *ka*, *kva* vereinigen? Wenn etwa *kv* wie in ahd. *quei*, *quîfalôn* für *tv* stünde? So kämen wir auf die Grundformen *vitva*, *untva*, *jutva*. In ihnen verkennt Niemand die Zweizahl *tva*, und so bestätigt sich uns für den ganzen Dualstamm Jacob Grimm's Vermuthung, das *t* in *vit*, *jut* sei aus dem Anlaut der Zweizahl entsprungen: Gesch. S. 978. Der Stamm *vi* kann hier nun nicht anders, als im Hinblick auf Plur. *veis* verstanden werden und bestärkt dadurch die gleiche Auffassung für ksl. *vě*, litt. *ve-*. Denn litt. *ve-du*, *jù-du* stellen sich ganz nahe zu goth. *vi-t*, **ju-t*.

Wären also die skr. Dualstämme nirgends erhalten in den westlichen Sprachen? Ich denke, wir dürfen vielmehr, auf die St. *untva*, *jutva* gestützt, auch für das Ostarische *an-dva*, *ju-dva* als Urformen ansetzen: vergl. Benfey Wurzell. 2, 241. Der St. *va* erscheint ganz gewöhnlich neben *dva* im Zend, das Präf. *vi-* neben *dvi-* ist bekannt, durch das

Numerale für Zwanzig wird das Alter des Abfalles über jeden Zweifel erhoben.

Darnach befinden wir uns auch wohl über die Deutung des *va* der Conjugation nicht mehr in Zweifel. Und im *avas* der Declination, sollten wir nicht *s* als Casuscharakter betrachten und das *va* davor mit jenen anderen beiden *va* identificiren dürfen?

Aber das *a* vor *vas*? Auch hiefür wird sich die Aufklärung späterhin ergeben. Vorläufig will ich nur darauf hinweisen, dass in dem ostar. *â* der verbalen *a*-Stämme vor dem *va* der I. Dual. ein *a-ava* stecken könnte. Wie ähnlich in *âma* der I. Plur. ein *a-ama* vermuthet werden dürfte: vergl. Ewald Zeitschr. f. Kunde des Morgenl. 1, 114. Die *a*-Stämme würden dadurch von Neuem ihre Alterthümlichkeit bewähren. Aber allerdings zeigt sich die Erscheinung blos im Ostarischen, und so kann auf eine solche Möglichkeit um so weniger etwas gebaut werden, als man den Lauten *m* und *v* dehnenden Einfluss auf ihren vorhergehenden Vocal sehr wohl zutrauen darf. Anders Pott Doppelung S. 111 unten.

Im Allgemeinen constatire ich dass der Dual nur insofern wahrhaft eigenthümliche Form besitzt als das Numerale der Zweizahl einen Bestandtheil der Flexionsendung ausmacht.

Wie es geschehen konnte, dass Pluralendungen dem Dual zugeeignet wurden, lässt sich vielleicht noch errathen.

Auch im Semitischen ist nach Friedrich Müller's feinsinniger Abhandlung über den Dual (Wiener Sitzungsber. 35, 60) die Form dieses Numerus aus dem Plural differenzirt. Und was ihre Anwendung betrifft, so gehen im Hebräischen nur wenige Fälle über das natürliche Paar namentlich der Körpertheile hinaus, während das Arabische dem Dual ein viel weiteres Feld eröffnet. Ebenso ist nach

Spiegel Altb. Gramm. S. 265 f. im Zend der Gebrauch des Dualis beschränkt: er findet sich ohne weiteren Beisatz fast nur bei solchen Substantiven welche Glieder des menschlichen Körpers bezeichnen, die doppelt vorkommen. Dem Dual von Substantiven welche nicht unter diese Kategorie fallen, wird das Zahlwort *dva* beigefügt.

Das bezieht sich natürlich nur auf den Dual im Nomen, und merkwürdig stimmt dazu dass, wie wir sehen werden, die Zendsprache jene Pluralbildung welche in ihm wie in den übrigen arischen Sprachen Dualform wurde, beispiellos rein in pluralischer Function erhalten hat. Ich glaube daher dass jener zendischen Beschränkung des Gebrauchs hohe Ursprünglichkeit beiwohnt.

Der Dual des Personalpronomens besteht bei der ersten Person darin, dass *dva* sich dem blossen Stamme für Ich anlehnt; bei der zweiten Person darin, dass *dva* sich mit dem Pluralstamme der zweiten Person, dem Stamm für Ihr, verbindet. Niemand wird den wesentlichen Unterschied dieser beiden Bildungsarten verkennen. Nehmen wir an, er wiederhole sich am Nomen. So entspricht der ersten Art jenes *va* oder *ava* für *dva* des Gen. und Loc. Dagegen vergleicht es sich mit der zweiten Art, wenn neben einem Plural auf *â* das selbständige *dva* auftritt. Dies ungefähr geschieht im Zend: wo die Zweiheit durch die Sache gegeben ist, wird auch die Pluralform nur Dualität empfinden lassen. Denken wir uns nun ausser dem Plural auf *â* einen andern auf *as* in Gebrauch; denken wir, es fände eine Differenzirung statt, jener stehe ausschliesslich neben *dva*, dieser werde zum reinen Plural; denken wir endlich es bliebe nach vollständiger Differenzirung das nun überflüssige *dva* von jenem weg: so gewinnen wir den Dual wie ihn z. B. das Skr. und Griech. kennt und wie er mundartlich ohne Zweifel schon in der arischen Ursprache bestand.

Aehnlich, stelle ich mir vor, vollzog sich die Differenzirung in der Conjugation. Die Flexionsendung *thas* war durch *judva* so lange begleitet, bis sie ausserhalb dieser Verbindung nicht mehr vorkam. Das *va* der I. Dualis dagegen halte ich für einen Dual des prädicativen Verbaltheils nach erster Art: daran konnten ursprünglich Pronomina aller Personen treten, durch die aus dem Plural geschöpften Formationen der II. (und III.) Person wurde er auf die erste Person eingeschränkt, aber noch folgten ihm die plural. Pronominalformen *mas*, *ma*, *madha* usw. Hauptsächlich *ma* mag an der Seite unseres *va* beigetragen haben dessen anfängliche Bedeutung zu verwischen, ihm den misverständlichen Sinn von „wir beide" unterzuschieben. Wie *ma* und *va* in der Form zusammenzufallen schienen, so war der Umbildung nach dem Muster der übrigen Suffixe I. Pluralis die Bahn geebnet und eben damit deren fernere Begleitung überflüssig gemacht*).

Schon die vorstehenden Betrachtungen erfordern zur Ergänzung eine allgemeinere Erwägung des arischen Plurals.

*) Unter den drei Classen in welche Humboldt die dualbesitzenden Sprachen theilt (Ges. W. 6, 580), dürfen aus der ersten, wo der Dualis seinen Sitz im Pronomen hat, die malayisch-polynesischen hier verglichen werden: ihren Dual charakterisirt die suffigirte Zweizahl wie den Plural ihres Personalpronomens die suffigirte Dreizahl: Fr. Müller Novara-Werk S. 306. Im Grönländischen, das zu Humboldt's dritter Classe gehört, wo sich der Dual über die ganze Sprache ausbreitet, wird dieser Numerus nach Steinthal Typen S. 231 nicht durch Agglutination gebildet. Genaueren Aufschluss hierüber wie über anderweitige Dualformationen vermag ich nicht zu geben. Es wäre aber sehr wichtig, ganz allgemein zu übersehen welcher Mittel sich die Sprachen bedienen, um besondere Dualformen herzustellen, mit Einem Wort: der zweite Theil von Humboldt's Abhandlung sollte von einem Kundigen geschrieben werden.

Doch müssen wir dem Genitiv des Personalpronomens noch eher unsere Aufmerksamkeit schenken, sofern er wie im Litt. Lett. Germ. Lat. Griech. (nur *τεοῖο* Il. 8, 37 = 468) und im ostarischen Plural aus dem Possessivum gebildet wurde.

Dass das german. Casussuffix dem ostar. gleicht und urspr. in einem *m* besteht das dem Stamme angefügt wird, habe ich schon S. 110 bemerkt. Durch die Uebereinstimmung erweist sich diese Art des Genitivs als eine altarische. Und vielleicht lässt sich auch aus dem Litt. Bestätigung dafür holen. Es verwendet nämlich neben den S. 248 angeführten Formen die Genitive *máno*, *távo*, *sávo* seiner Possessivpronomina. Und dafür hört man *mana*, *tava*, *sava* in manchen Gegenden sprechen und findet *manań*, *tavań*, *savań* geschrieben. Ich glaube nicht, dass man diese Accusativformen mit Schleicher Gramm. S. 217 anfechten darf: denn jene alten Genitive auf *m* fielen dem Suffix nach mit dem Accusativ zusammen. Und so begreift sich auch das Eindringen des Accusativs als Stamm in *manéńs*, *tavéńs*, *savéńs* noch leichter.

Was die Bildung des Possessivs selbst anlangt, so erkennen wir bald *unsara*, *izvara*, *ugkara*, *igqara* aus Grdf. *ansma*, *jusma*, *andva*, *judva* mittelst Suffix *ra*. Das Suffix der St. *meina*, *theina*, *seina* von St. *ma*, *tha* (*tva*), *sa* (*sva*) vergleicht Bugge sehr richtig dem in St. *silubreina* von St. *silubra*. Darüber s. Grimm Gramm. 2, 175 — 180; Bopp Vergl. Gramm. 3, 231.

Die Singularstämme auf *eina* sind eine germ. Neubildung zu welcher ein etwa vorhandener Gen. *mina* für *mana* den Anstoss gegeben haben kann. Die Pluralstämme auf *ra* dagegen vergleichen sich den griech. St. *ἡμέτερο*, *ὑμέτερο*, *σφέτερο*, den lat. *nostro*, *vestro*, da die Suff. *ra* und *tara*, *tra* einander auch sonst vertreten.

Weitere und in die arische Urzeit führende Parallelen ergeben sich zwischen litt. *musìszkis*, *jusìszkis* und skr. *asmâka*, *jushmâka* (Bopp Vergl. Gr. 2, 226); zwischen altpreuss. *mais*, *twais*, *swais*, ksl. *moj*, *tvoj*, *svoj* usw., auch wohl lat. **meio* *meo* und skr. *madîya*, *tvadîya*: vergl. Bopp 2, 225. Die Suffixe sind *ka* und *ja*.

Weit mehr aber interessirt uns das skr. Possessiv *svá* und der vedische Possessivstamm *tvá*. Desgleichen im Gâthâdialekt *ma* und *thwa*, im Griech. ἐμό, σό, ὅ. Die für beide letztere erscheinenden τεό, ἑό (für τεϝο, σεϝο) gehen wie zd. *hava*, litt. *mána*, *táva*, *sáva* und wahrscheinlich lat. *tuo*, *suo* (umbr. *tovo*, altlat. *sovo*, osk. *suvo*: Aufrecht-Kirchhoff 2, 221, vergl. 1, 56) von den Genitiven der Personalpronomina aus: auch skr. *mâmáka*, *tâváka*. Auf diese Einzelheiten kommt es hier nicht an, fest steht, dass einst der Arier den Stamm des persönlichen Pronomens auch als Possessivstamm verwendete.

Demnach waren *mam*, *tvam*, *svam* die ältesten auf obige Art gebildeten Genitive.

Nun wird sich aber unten zeigen dass das *m* hier wie im Accusativ nichts anderes ist als das verhältnissmässig junge Neutralzeichen. Ja zum Ueberfluss erscheinen noch im Veda *asmâka*, *yushmâka* als Gen. Plur. der persönlichen Pronomina statt *asmâkam*, *yushmâkam*: doch vergl. Petersb. Wb. unter *asma*.

Daraufhin ist es mir im geringsten nicht zweifelhaft, dass ursprünglich die blossen Stämme der Personalpronomina als deren Genitive d. h. im possessiven Sinne gebraucht werden konnten.

Standen diese Genitive aber nach dem Worte zu welchem sie gehörten — und wir haben einigen Grund uns in ältester Zeit unselbständige Pronomina dem Worte das sie bestimmen stets nachgesetzt zu denken —: was bleibt für

ein wesentlicher Unterschied zwischen einem Nomen mit nachgesetztem Possessivum und einer Verbalwurzel mit dem Personalpronomen dahinter? Die Verbalwurzel findet sich noch im Skr. ebensowohl als Nomen Actionis wie als Nomen Agentis verwendet: es lässt sich mithin die Verbalwurzel mit ihrem Pronomen ebensowohl als das eine wie als das andere auffassen. Im ersteren Falle steht das Pronomen possessivisch oder genitivisch, im zweiten als Subject. *Dâ ma* kann heissen „mein Geben" oder „Geber (bin) ich". Die Erklärung aus dem Possessivum bevorzugt R. Garnett: On the nature and analysis of the Verb (Transactions of the Philol. Soc. 3, 159. 183. 213. 4, 15. 95. 155. 173. 233). Ebenso Bock Analysis Verbi, Berol. 1845, nach Transact. 5, 69. Will man sich dieser Auffassung anschliessen, so gewinnt man einen neuen Gesichtspunct für das Verständniss des Passivums (vergl. S. 218): der Genitiv des Personalpronomens ergiebt, subjectiv genommen, das Activum; objectiv genommen, das Passivum.

Man sieht, die arischen Sprachen gehen hier von Verhältnissen aus, welche der Anlage nach mit denen der tatarischen Sprachen gänzlich zusammenfallen. Zwischen ungarisch *apá-m* „mein Vater" und mhd. *vater mîn* — wenn ich es auf die reine arische Wurzelform reducire *pa ma* — kann ich einen sonderlichen Unterschied nicht finden. Dort hat sich eine Verschmelzung im Nomen und Verbum vollzogen, die im Arischen dem Verbum vorbehalten blieb: das ist Alles. Für den Gesammtcharakter der Sprache freilich etwas ausserordentlich Entscheidendes.

Und wir dürfen hinzufügen: die massgebende Entscheidung vollzog sich sehr früh *). Nur die selbständigen Pro-

*) Merkwürdig dass durch die ostarischen enklitischen Pronominalformen ein Mittel gegeben war, durch welches das Neupersische die suffigirten Possessivpronomina neu einführen konnte. Sehr möglich

nominalstämme *ansma*, *jusma* kennen wir als Possessiva, ohne weiteres Suffix erhalten in griech. ἀμό, ὑμό, altpreuss. (*nous*), *ious*, wahrscheinlich auch in den ahd. und alts. Stämmen *unsa*, *iuwa* (Gramm. 1, 783). Zu der Zeit als man überhaupt begann, Plurale mittelst *sma* zu bilden, müssen diese Stämme geschaffen, muss ihnen ihre Function zugetheilt worden, muss die Absonderung im Sprachgefühle eingetreten sein.

Wann aber war die Zeit von der wir reden? Es wird uns möglich sein, wenn wir einen ziemlich langen und mühseligen Weg nicht scheuen, eine Art von Antwort auf diese und einige andere Fragen zu finden.

3.

Ich kenne acht verschiedene Arten des Pluralausdrucks, welche der arischen Ursprache zugeschrieben werden müssen.

Der Plural wird erstens durch Reduplication bezeichnet in **mama* (aus *mansi* gefolgert oben S. 239) und *tatva* (S. 237). Ueber Reduplication als Ausdruck der Mehrzahl Pott Etym. Forsch. 2, 67; Doppelung S. 176—205. 275. 299 f. 302. Dass der Plural *matva* „wir" nicht unter den Pluralbildungen aufgeführt werden kann, versteht sich nach dem darüber Bemerkten von selbst.

Ebenso symbolisch wie die Reduplication ist zweitens die Vocalverstärkung des Ableitungssuffixes. Sie findet sich in den zend. Neutren auf *aṅh* (das ist *as*), *an*, *man*, deren

dass es unter aramäischem Einflusse geschah, wie Fr. Müller Sitzungsber. 44, 573 vermuthet. Aber dass diese Pronominalsuffixe dem indogermanischen Sprachgenius ursprünglich fremd seien, kann nicht mit solcher Entschiedenheit behauptet werden, wie Müller a. O. thut.

Nom. Acc. Plur. auf *âs (âs)*, *ān (ân)*, *mān (mân)* auslautet: *man-âo*, *dâm-ān*, *dun-mān*. Auch der Plural auf *â* der Wörter auf *a* könnte hieher gerechnet werden, wenn er nicht von allgemeinerer Verbreitung wäre. Denkt man sich diese Bildungsweise auf nicht abgeleitete Stämme angewendet, so müsste der Wurzelvocal verstärkt werden.

Die dritte Formation geschieht mittels eines beigefügten *sma*. Wir haben sie beim Personalpronomen, in *a-sma*, *yu-sma* kennen gelernt, und das Paradigma lehrt auf den ersten Blick dass an *sma* die Declinationsendungen des Singulars getreten sind: vergl. Pott Zigeuner 1, 152. Ueber den Nom. *smas* unten.

Viertens ist *a* Pluralzeichen. Im Neutrum allgemein, wie bekannt. Aber nicht minder im Nom. Acc. und Vocat. Plur. Masc. wie das Zend evident lehrt: *vac-a*, *çtâr-a*, *vastâr-a*, *brâthr-a*, *arshân-a*, *hâvant-a* sind Beispiele consonantischer Stämme. Dazu das Fem. *kainin-a*. Von *u*-Stämmen werden *gâtav-a*, *bâzav-a* und *bâzv-a* angeführt. Bei masc. *a*-Stämmen trifft man die Endung *â* und daneben *a* nicht selten. Dass nicht etwa *s* abgefallen, zeigen *çtaorâ-ca*, *mashyâ-ca*. Die übrigen arischen Sprachen bewahren diese Endung nur im Dual, hier aber ziemlich allgemein und für alle drei Geschlechter. Vedische Formen und das Griechische beurkunden alte Kürze der Schlusssilbe, sogar in *a*-Stämmen (griech. nur *δύο*), wofür das Zend allein kein verlässlicher Zeuge wäre. Auch goth. *vi-t*, **ju-t* setzt *vi-tva*, *ju-tva* voraus. Daneben aber im Skr. durchweg *â*, worauf das jüngere specifisch indische *âu* beruht: skr. *î*, *û* (zd. *i*, *u*, *û*) von *i*- und *u*-Stämmen stehen für *yâ*, *vâ*. Dasselbe *â* darf man wohl im Genitiv Plur. *âam* (oben S. 120) und im Instr. Dat. Abl. Dualis der *a*-Stämme skr. *âbhyâm* erkennen, nur dass die Casussuffixe *am* und *bhyâm* daran getreten sind.

Ferner zweifle ich nicht dass das *â* der II. III. Dualis

Medii und das *a* der II. III. Dualis Perfecti Activi vor der Personalendung im Skr., wovon auch das Zend unzweifelhafte Spuren bewahrt, nichts anderes ist als eine Dualendung des Verbalstammes, wofür es meines Wissens Friedrich Müller (Wiener Sitzungsber. 25, 391) zuerst erklärte*). Wir lernen daraus zugleich dass jenes *á* oder *a* des Plurals und Duals ursprünglich den Hauptaccent des Wortes trug.

Die skr. Personalendung *á* der II. Plur. Perf. kann ich ebenfalls nicht anders verstehen; es ist Stammauslaut, und das Personalpronomen hat sich damit nicht zur Worteinheit verbunden, sondern ging verloren.

Endlich gehören hieher die Personalendungen *ma*, *tha*, *ta* des Plurals: wenn wir die Urformen ansetzen *ma* und *tva*. Sie unterscheiden sich in nichts von der reinen Stammform resp. von den Suffixen des Singulars. In der actuellen Sprache, des Skr. z. B., findet thatsächlich keine Lautgleichheit statt: neben dem plur. *tha* des Präsens steht singul. *si*, neben dem plur. *ta* des Imperfects singul. *s*. Aber wenn die vorliegende Pluralbildung eingeführt wurde als noch unverletzt und unverändert im Singular *ma* und *tva* bestanden, was für ein Mittel stand der Sprache zu Gebote, um Plural von Singular zu unterscheiden? Kein anderes als der Accent. Und dass er thatsächlich so, also wieder differenzirend (vergl. S. 218) verwendet wurde, dürfen wir dem skr. Ton

*) Unter den westlichen Sprachen könnte noch am ehesten im Germanischen ein Rest dieses *a* vermuthet werden. Das Goth. *t* für *tha* der II. Sing. Perf. tritt nämlich ohne Bindevocal an die Wurzel. Es liegt daher nahe anzunehmen: der Bindevocal des Duals und Plurals habe von dem Declinations-*a* der II. Dual. Plural. seinen Ausgang genommen. — Friedrich Müller's Schlussfolgerung, um dieser nominalen Duale willen müsse der prädicative Verbaltheil für ein Nomen Agentis erklärt werden, scheint mir nicht gerechtfertigt. Wird doch eine Handlung thatsächlich vervielfältigt, wenn Mehrere sie ausüben.

der zweiten Hauptconjugation und des Perfects wohl glauben, der uns im ersten Aufsatze dieses Buches so wichtige Dienste zur Aufklärung des germanischen Ablautes leistete.

Fünftens: *î* oder *i*. Die Länge ergiebt sich, wie Friedrich Müller Sitzungsber. 35, 60 hervorhebt, aus den skr. Pronominalformen *amî*, *amîshâm*, *amîbhyas*, *amîbhis*, *amîshu* (immer der Ton auf dem *î*). Es erscheint 1) im Locativ Plur. sämmtlicher *a*-Stämme, nominaler wie pronominaler: Grundf. *-aisva* (skr. *êshu*, zd. *aêshva*, altpers. *aisuv*, griech. *οισι*, ksl. *ěchŭ*). — 2) im Nom. (und Acc. nach dem Zend) Plur. Masc., im Dat. Abl. Instrum. Plur. Masc. und Neutri, und im Gen. Loc. Dualis der Pronomina: vom St. *ta* z. B. Grundf. *tai*, *taibhjams*, *taibhjas (taibhis)*, *tajaus*. Dieses *i* hat sich durch Formübertragung in den meisten arischen Sprachen weit ausgebreitet: s. den folgenden Aufsatz. Sein Umfang in der Ursprache ergiebt sich für die Pluralformen aus der Uebereinstimmung zwischen dem Skr. und Germanischen, für die Dualform im Gegensatz zum Ostarischen aus dem Slavischen (ksl. pronom. *toju* neben substant. Masc. *vlŭku*, Fem. *rańku*). — 3) im Nom. Acc. Dualis der fem. und neutr. *a*-Stämme des Skr. und Zend, daneben aber zd. *â*, *a*. Für die arische Ursprache haben wir also einen freieren Gebrauch des *i* in diesem Falle anzunehmen: es kann nach Belieben stehen oder fehlen und scheint nur als Verstärkung des *â* oder *a* zu fungiren. Ein solcher Gebrauch wird auch für die gesammte arische Ursprache durch die schon von M. Schmidt (De pronom. graeco et lat. p. 94) und L. Meyer (Griech. und lat. Decl. S. 62, vergl. Pott Doppelung S. 189) verglichenen griech. Pronominalduale *νῶι*, *σφῶι* wahrscheinlich. Constant ist das *i* am dual. (plur.) *â* oder vielmehr *a* in der II. III. Dual. Medii der skr. ersten Hauptconjugation, mit welchem es zu *ê* wird: es war hier auch dem Zend nicht fremd.

Ebenso trugen vielleicht schon ostarisch die Nom. Acc. Dualis consonantischer Neutralstämme die Endung *î* wie im Skr., doch ist das einzige hergehörige Beispiel zweifelhaft: s. Spiegel Altbaktr. Gramm. S. 159.

Das allgemeine skr. *i* des Nom. Acc. Voc. Plur. Neutri pflegt man als Schwächung von *a* aufzufassen. Schwerlich richtig. Denn wenn skr. *dhâmâni, vartmâni* neben zd. *dâmān, dunmān* stehen, so muss dochwohl *i* einer Pluralbildung nach der zweiten Art blos hinzugesetzt sein. Zu ausdrücklicher Bestätigung bietet der Gâthâdialekt Nom. Acc. *nâméni, nâménî* (*é* ist gleich *â*) neben dem sonstigen *ṅâmān*. Und eine weitere Nebenform desselben Dialekts *nâménîs* belehrt uns über die Natur dieses *i*: wir finden *îs* selbständig als Acc. Pl. Masc. vom Pronominalstamm *i*, hier neutral wie auch sonst neutrale Nom. Acc. Plur. auf *as* im Zend begegnen. Scheinbar war nun *ni* neutr. Pluralsuffix, das schon im Prâkrit auf Masculina und Feminina übertragen wurde und in neuindischen Sprachen unter verschiedenen Gestalten herrscht (Fr. Müller im Novara-Werk S. 139 f.).

Analog den Ausgängen *âni, mâni* setzen vedisch *sânti* (vom Partic. Präs. der W. *as*) und *-mânti, -vânti* (von den Suffixen *mant* und *vant*), sowie skr. *mahânti* und *-vâṅsi, -yâṅsi* ältere Formationen zweiter Art auf *-ânt, -âṅs* voraus. Nach dem Muster der letzteren wurde *manâṅsi* aus *manâs*, Stamm *manas*, und ähnl.

Trat endlich unser *i* an die ursprüngliche Endung *â* von neutr. *a*-Stämmen — in der That finden sich im Zend die pronom. Nom. Plur. Neutr. *aêtê, avê* —, so konnte leichter *âni* aus *â-i* werden, nach dem Vorbild jenes *âni* für *ân* von Stämmen auf *an*, und unter Mitwirkung des Gen. Plur. auf *ânâm* der auch im Zend von *a*-Stämmen

gebildet wird, mithin aus früherer Zeit stammt als das nur indische *â-n-i* *).

Sechstens: Nom. Voc. Plur. skr. *âsas*, zd. *âoṅhô*, altp. *âha* von *a*-Stämmen, im Skr. auf Masculina und Feminina, im Zend nur auf Masculina beschränkt. Ueber eine westarische Spur, gleichfalls mit der engeren Begrenzung, s. den Aufsatz über die Nominalflexion.

Ich halte die Endung für eine Combination der dritten und vierten Bildungsweise, und zwar so dass sie uns lehrt wie der Uebergang von jener zu dieser sich vollzog. Ich nehme *sas* für *svas* mit Ausfall des *v* wie in der Personalendung *sa* für *sva* „du", und *svas* stelle ich dem *smas* des Nom. Plur. der Personalpronomina (*aṅsmas*, *jusmas*) gleich: die Identität von *sma* und *sva* wird uns künftig noch wahrscheinlich werden. Dies *smas* folgte meiner Ansicht nach selbständig dem Worte dessen Mehrheit es bezeichnete, als die neue Formation mit *â* aufkam: *â* setzt sich dazwischen, wirkt als Bindemittel, Verschmelzung findet statt im Nominativ, während *sma* in anderen Casus verloren geht.

Siebentens: *as*. Die Pronominalformen *mas*, *thas*, *thus* (für *thvas*) des Verbums haben wir bereits erwogen. Auch gehört *mans* für *manas* hieher, sowie *nas* und *vas*. Neben *nô* d. i. *nas* bietet der Gâthâdialekt *nâo* d. i. *nâs* (nach Spiegel S. 370 auf den Accus. beschränkt): der Themavocal *a* ist mit dem *a* des Suffixes zu *â* verschmolzen, während man bei den ersteren Formen u. a. Verdrängung des Themavocals durch den Suffixvocal annehmen kann: wie

*) Die Neutra auf *u* haben offenbar *un*, die Neutra auf *i* theils *in*, theils *an* als Nebenstammformen. Doch kann immerhin auch dieses *â-n-i* auf sie Einfluss genommen haben, wenn in der jüngeren Sprache die Ausgänge *îni*, *ûni* an der Stelle von älterem *î* oder *i* (für *yâ* oder *ya*) *û* oder *u* (für *vâ* oder *va*) sich festsetzten.

z. B. vor dem *as* des Genitivs manchmal das *â* der zd. Feminina zu schwinden scheint, oben S. 251.

Das Nomen bietet *as* — und zwar bei *a*-Stämmen nach der zweiten Art behandelt — im Nom. Voc. Plur. der Masc. und Fem. durchweg. Dagegen muss sich die Endung in den Accusativ Plur. mit *ms* theilen, das beiderseitige Gebiet ist in verschiedenen Sprachen verschieden abgesteckt. Am weitesten geht das Zend in der Verwendung des *as*. Wir finden nicht nur von masc. *a*-Stämmen den Acc. Plur. *âo*, *âoç-ca*, sogar die Neutra auf *a* zeigen denselben Ausgang im Nom. Acc. Plur., Nomina (Justi S. 388, §§ 530. 533; Spiegel S. 124) wie Pronomina: *yâo*, *imâo*, *avâo*, *aêtâo*, werden belegt. Dazu stimmt, wenn nach Spiegel S. 178 *tisharô* (drei) nicht blos im Masc. und Fem., sondern auch als Acc. Neutr. vorkommt*). Wiefern in den Pluralendungen *ams*, *bhjams*, *bhjas*, *bhis* das *s* als Zeichen der Mehrheit angesehen werden könne, darüber später.

Achtens: der Plural bleibt unbezeichnet in vedischen Formen wie *duvas*, *ûdhas*; der Dualis in vedischen Formen wie *anarvan*, *ran* (Benfey Gramm. f. Anf. S. 306). Man sieht, es sind dieselben Stammausgänge, von denen wir oben Bildungen der zweiten Art kennen lernten.

*) Kann *âs* für *â* in den Dualis eingedrungen sein? *haurvâoçcâ ameretatâoçcâ* (Spiegel S. 151, Justi S. 27[a]) sind Nom. Acc. Dualis. Die Sache wäre doch zu seltsam. Locative Sing. von *u*-Stämmen zeigen im Gâthâdialekt *âo* neben *âu* (Spiegel S. 362), welches letztere dem Skr. entspricht. Nehmen wir demnach in *ameretâtâo* das *âo* als die aus dem Skr. bekannte Wandlung des dualischen *â* zu *âu*: so würde sich die fernere Annahme einer Vermischung dieser Form mit der gleichlautenden des Gen. Loc. (*âo*, *âoç-ca*) leicht empfehlen. Ganz auf dieselbe Weise fiel der Loc. Sing. der Feminina auf *â* und *i* (skr. *î*) mit dem Genitiv zusammen (Spiegel S. 128. 136: aber Justi §§ 529. 532): der ursprüngliche Ausgang war *â*, woran im Skr. noch *am* trat, aus *â* wurde *âo* usw.

Ueberblicken wir nun sämmtliche Arten des Pluralausdrucks und vergleichen sie mit den übrigen Formen der Declination, so gewahren wir bald dass sich fast alle acht irgendwo mit anderer Bedeutung wiederfinden. Wie ich jetzt im Einzelnen zeigen will.

Was die Reduplication anlangt, so ist *mama* Genitiv, *mamat* (für ursprünglich *mama*?) Ablativ des Pronomens erster Person. Vergl. die Reduplication des Pronominalpräfixes im Herero, durch welche der Instrumental ausgedrückt wird (Fr. Müller im Novara-Werk S. 31).

Die oben nur als möglich hingestellte Verstärkung des Wurzelvocals gewähren die Genitive *tava* und *sava* *). Verstärkung des Ableitungsvocals dagegen bieten uns die ostarischen Locative *âu* von *u*-Stämmen dar: altpersisch z. B. *Bâbirauv*, zd. *vaṅhâu-ca*.

Das Element *sma* macht in höchst belehrender Weise einen Theil der Pronominaldeclination aus. Ueber die pronominalen Genitive Sing. und Plur. wird das Wenige was ich darüber zu sagen weiss, der folgende Aufsatz bringen. Wir haben also Masc. Neutr. *sma*, Fem. *sjâ* (für *smjâ*, vergl. die zd. Locative *yahi*, *mahî*, Justi S. 238[a], Spiegel S. 372 § 42 für *yahmi*, *mahmî*) im Dativ, Ablativ und Locativ Singularis. Von den weiteren Endungen welche daran, insbesondere im Skr., gefügt werden, soll sich bald zeigen, dass sie verhältnissmässig jung sind. Der Dativ z. B. lautet hier auf *smâi*, *sjâi* aus, im Plural des Personalpronomens

*) Die hier angedeutete Erklärung dieser Formen, vergl. S. 261, scheint mir nicht ganz ohne Bedenken. Ich verweise daher auf Aufrecht-Kirchhoff 1, 56 Anm. 3: „Wir erklären das skr. *tava* (tui) als eine von *tu* mittelst Ansetzung des Guna fordernden Affixes *a* entstandene Adjectivbildung, geradeso wie *kaya* (qualis), gleich *κοῖος* aus dem Fragepronomen *ki* gebildet ist“.

steht dagegen noch *smábhjam*. Wie wenn das Element *sma* hier überhaupt erst spät zu Motion und Casussuffix gekommen wäre?

Pott will das „Infix *sma*“ wie er es nennt, als steigerndes Moment auffassen, etwa als „selbst“. Aber warum ist es dann beschränkt auf jene drei Casus, warum steht es nicht im Instrumental, nicht im Genitiv, Accusativ, Nominativ? Das lat. *met* das Pott vergleicht, tritt an alle Casus.

Ich weiss dies *sma* nicht anders zu begreifen als wenn es selbst ursprünglich zum Ausdruck des Dativs, Ablativs und Locativs diente. Die drei Casus haben die Vorstellung des Beisammen, der Vereinigung, der Nachbarschaft mit einander gemein: diese liegt zu Grunde, ob ich mich aus einer Gemeinschaft loslöse (Ablativ), mich zu ihr hinwende (Dativ) oder in ihr verweile (Locativ). Wie kommt es dass der eigentliche Casus der Gesellschaft, des Beisammens, der Instrumental oder Social, in dieser Gruppe fehlt?

Er fehlt wohl nur scheinbar. Man denke an die skr. Präposition *smát* (zd. *mat̤*, griech. *μετά*, goth. *mith)* und das im Stamm unverkürzte skr. *sám* (zd. *ham*, preuss. *sen*, litt. *sù*), griech. *ἅμα* ahd. *samant*. Ich zweifle nicht: alle vier genannten Casus wurden einst durch die Postposition *sma* (sammt) ausgedrückt: in jenen dreien schwächte sich die Bedeutung, das Wort verlor seine Selbständigkeit und schmolz an das Pronomen, welchem es folgte; im sociativen Sinne aber hielt es sich lebendig, blieb freie Präposition und nahm verschiedene Ableitungssuffixe an. Ja das kslav. *sŭ* bedeutet ausser „mit“ auch noch „von“.

Ueberblicken wir bei Pott (Präpos. S. 753 ff.) die ganze Verwandtschaft dieser Präposition — ich vermeide nähere Untersuchung —: so stellt sich wohl klar heraus dass die einfache Partikel *sa* schon, womit der Pronominalst. *sa* identisch ist (vergl. S. 285), die Bedeutung des Beisammens

gehabt haben müsse, welche auf den Superlativ *sama*, synkopirt *sma*, sodann überging. Skr. *sima* lässt auf einen Nebenstamm *si* schliessen, den die eranischen Encliticae altp. *si-m*, *si-s*, zd. *hîm*, *hîs* wirklich darbieten.

In dem Beisammen liegt erstens Vereinigung, Einheit, daher griech. ἕν, lat. *sem-ol* usw.*) Es liegt zweitens darin Gesammtheit, Allheit. Und aus der Einheit folgt drittens die Identität. Skr. *sama*, *sima* ist „all, jeder", goth. *sa sama* (Stamm *saman*) ist „derselbe". Gab es nicht auch eine synkopirte Form mit dem zuletzt erwähnten Sinn?

Ich halte *sva* dafür, das Pronomen der Identität und Rückbeziehung (vergl. *der selbe* und *selbst*), als ersteres in unserem *so*, lat. *sic*, griech. φή (Curtius KZ. 3, 76), als zweites in dem allgemeinen arischen Reflexivum bewährt: vergl. Pott Jahrb. 1833, S. 331. Aber die Form?

Der Uebergang von *sma* in *sva* wäre physiologisch leicht genug erklärlich: *s* und *a* werden das erste durch unvollkommenen Verschluss, das zweite durch weite Oeffnung des Mundcanals, beide mit Schluss des Nasenweges hervorgebracht; dazwischen liegt mit *m* vollkommener Verschluss des Mundcanals und Oeffnung des Nasenweges. Mit *v* dagegen unvollkommener Verschluss des Mundcanals und Schliessung des Nasenweges. Dort eine heterogene, hier eine homogene Lautfolge: eine Art Assimilation hätte mithin stattgefunden. Dieselbe oder eine ganz ähnliche Betrachtung liesse sich auf sl. *smokva*, goth. *smakka*, griech. σῦκον (St. *svakva*), lat. *ficus* (für *sficus*, *svicus* wie der

*) Umgekehrt geht Benfey Griech. Wurzell. 1, 379 ff. von dem Begriff „dieser" aus. „Dieser" werde auf einen einzigen bestimmten Gegenstand beschränkt, und daraus ergebe sich die Modification „einer", woraus Vereinigung und Zusammen folgt.

griech. Pronominalstamm *σφε*, *φε* für *sva*, der Dat. Plur. *σφι* oben S. 232 Anm. für *svi*?) oder auf skr. *dhmâ*, litt. **dvâs* (*dvásè* „Hauch, Athem, Seele“), anwenden: über beide Fälle anders Grassmann KZ. 9, 8. Es liesse sich ferner die Identität der Suffixe *mant* und *vant*, es liesse sich lat. *septuaginta* für *septumaginta* (Benfey Pluralbildungen S. 6 Anm.), es liesse sich der goth. Pluralstamm *izva* für *juzva*, *jusma* (vergl. A. Ludwig Wiener Sitzungsber. 55, 180 *) der indessen auch wie Grassmann *v* für das ursprüngliche hält), es liesse sich vielleicht noch manches andere geltend machen: ich begnüge mich mit der Folgerung, es müsse ein dem Sinne nach von *ma* nicht unterschiedenes Suffix *va*, es müsse namentlich ein Superlativsuffix *va* in der arischen Ursprache gegeben haben.

Hierdurch wird *sva* neben *sma* hinlänglich gerechtfertigt. Und wir dürfen ohne weiteres das altar. Suffix *sva* des Loc. Plur. für einen Abkömmling der vermutheten Casusendung *sma* halten.

Ausfall des *v* wie im plur. *sas* für *svas*, *smas* möchte ich in dem skr. Secundärsuffix *sât* annehmen. Es kann an jedes Thema vor den Wurzeln *as*, *kar*, *bhû*, die uns noch mit anderen Constructionen begegnen werden, in dem Sinne treten: ganz zu dem oder voll von dem, was das Nomen besagt, machen, oder ganz dieses, voll von diesem sein, werden: *bhasmasât kṛta* „zu Asche gemacht, in Asche verwandelt“; *agnisâd bhavati* „es wird zu Feuer“.

Mir fällt dabei der lettoslav. Instrumental des Gegenstandes ein, zu welchem etwas wird oder gemacht wird (Dobrowsky Instit. p. 643; Schleicher Litt. Gramm. S. 270)

*) Ueber *svid* in *kim svid*, *âhô svid*, das Ludwig auch hieher rechnet, vergl. Benfey Gramm. f. Anf. S. 348, wo Zusammensetzung aus *su* und *id* vermuthet wird.

anstatt des lat. griech. zweiten Nominativ resp. Accusativ, wo wir meist *zu* gebrauchen: vergl. altfr. *eslire à roi*, mlat. *ad episcopo electus* usw. Diez Rom. Gramm. 3, 153. Dies *zu* oder *ad*, *à* bezeichnet das Ziel, worauf die Handlung gerichtet ist. Dem Instrumental liegt die Anschauung der Vereinigung des Gegenstandes mit dem neuen Zustand in welchen er versetzt wird, zu Grunde. Er vergleicht sich dem skr. Instrumental bei *sac* „zusammensein mit, zusammenkommen mit, erlangen“: *iḷayâ sacêmahi* „mögen wir Erfrischung erlangen“ führt Delbrück S. 55 aus dem Rigveda an. „Erfrischung“ ist hier nach deutscher Auffassung Ziel, wir könnten auch sagen „mögen wir zu Erfrischung gelangen“. Jenes **smât* das ich als Grundf. des Suff. *sât* vermuthe, ist lediglich eine Nebenform der Präposition *smat*, eine andere Ablativform von *sma* nach substantivischer Weise wie *çivât* von *çiva*. Die instrumentale, sociative Bedeutung wird besonders deutlich, wenn man die zweite skr. Verwendung des Suffixes „von dem was das Nomen besagt, abhängig machen, werden, sein“ erwägt: *râjasât kar* „vom König abhängig machen“; *brâhmaṇasât kar* „den Brahmanen geben“ (Benfey Vollst. Gr. § 576, S. 217). Darin liegt in der That nur der Begriff der Verbindung vor: „mit dem König, mit Brahmanen (als ihr Eigenthum) vereinigen“. Und sehr charakteristisch, dass für *sât* in diesem Falle auch das Locativsuffix *trâ* eintreten kann, wie wir *sma* im Pronomen locativisch fanden.

Ich möchte mich auf syntaktische Erörterungen über die gemeinsame Grundbedeutung der vier Casus, welchen *sma* dient, möglichst wenig einlassen, wie sehr auch Dr. Delbrück's höchst willkommene Schrift über Ablativ, Localis, Instrumentalis (Berlin 1867) und Spiegel's Syntax des Zend (Altbaktr. Gramm. S. 262—338) dazu auffordern. Es käme

mir vor allem darauf an, das Fliessende der Casusunterschiede nachzuweisen und den Process der Casusvermehrung für die alte Sprache sowie den Process der Casusverminderung für die neueren Sprachen in seinen innersten Motiven, so weit diese irgend erreichbar, aufzudecken.

Im allgemeinen wird sich behaupten lassen, dass der zweite Process sich in den Grenzen des ersten bewegt. D. h. eben jene Casus welche einst differenzirt wurden, vermischen sich in späteren Epochen. Und die Verwandtschaft zeigt sich im Zustande der Unterscheidung durch Berührung des Gebrauchs.

Der Instrumental wie der Ablativ bezeichnen die Ursache, den Urheber (in Passivconstructionen was im Activum Subject wäre): Delbrück S. 13. 17 f. 66, vergl. Spiegel S. 284 *).

Im Ablativ wie im Locativ kann die Person stehen, von welcher man etwas empfängt (Delbrück S. 39 f.), und das Gefäss, aus welchem getrunken wird (a. O. S. 33). Auf den Ablativ als Casus des Ruhepuncts im Skr. hat schon Schweizer in Höfer's Zeitschrift 2, 456 aufmerksam

*) Die sehr aufschlussreiche Lehre von den Präpositionen will ich nicht umfassend herbeiziehen, aber hier doch erwähnen, dass *sácâ* (mit W. *sac* zusammenhängend wie lat. *secundum* mit *sequi*, lett. *sezz'* „längs" mit *sekt* „folgen") im Skr. „mit" und „bei" bedeutet und den Instrumental, Local, auch Genitiv bei sich hat, während das identische zd. *haca* ausserdem auch mit dem Acc. und Abl. durchweg jedoch in ablativischem Sinne verbunden wird und das altpers. *hacâ* ausschliesslich den Ablativ, und zwar wie es scheint regelmässig, begleitet (Spiegel Keilinschr. S. 172, § 75). Wie hierdurch der Ablativ auf die Vorstellung der Nähe zurückgeführt wird, so zeigt die lat. Präposition der Nähe *ad* in den romanischen Sprachen dativischen, locativischen und instrumentalen Gebrauch: Diez 3, 150 ff.

gemacht. Und für das Zend weist ihn Spiegel Altb. Gramm. S. 285 im Sinne des Locativs nach.

Im Instrumental wie im Locativ kann der Gegenstand an dem man sich freut stehen (Delbrück S. 38 f.), ferner die Flüssigkeit in welcher gebadet oder gewaschen, der Kampf in welchem gesiegt oder unterlegen wird (a. O. S. 32 f.). Beide Casus berühren sich ausserdem in Zeitbestimmungen (S. 40 f. 54 f.), und der Locativ bezeichnet denjenigen, bei dem, in dessen Gesellschaft ich mich befinde (S. 36).

Der Locativ dient wie ein Dativ zur Bezeichnung des Besitzers neben dem Verbum substantivum (*tásmin . . . astu* „diesem gehöre" S. 37). Man sagt *dyávi-dyavi* im Locativ und *divḗ-divê* „Tag für Tag" im Dativ wie *viçḗ-viçê* „von Haus zu Haus" (vergl. Delbrück S. 40).

Hiernach begreifen wir, wie der Locativ, Ablativ, Instrumental (und zwar der Locativ und Ablativ durch den Instrumental hindurch) im germanischen Dativ, der Locativ und Instrumental im lat. Ablativ aufgehen konnten.

So viel über die vier Casus die uns hier zunächst beschäftigen. Aber die Berührung hält sich nicht innerhalb ihres Kreises.

Woran man sich freut, drückt auch der Genitiv aus (Delbrück S. 38 f.), die Zeitbestimmung desgleichen (S. 41 f.). Worin man erfahren ist (S. 33), worunter oder worüber jemand hervorragt (S. 37), worüber man herrscht (S. 38), steht im Locativ oder Genitiv. Den absoluten Genitiven des Skr. Zend und Griechischen (Spiegel S. 287 § 277, Delbrück S. 42 f.) stehen absolute Locative des Skr. und deren regelmässige Vertreter, lat. Ablative, gothische Dative zur Seite. Auch im Lettoslavischen merkwürdiger Weise nicht Locative, sondern Dative: Schleicher Litt. Gramm. S. 321, Dobrowsky Institutiones S. 636.

Abgesehen von diesem letzten Fall, den uns wohl Miklo-

sich aufklären wird, belegen alle angeführten Thatsachen Verwandtschaft des Locativs und Genitivs. Und so wird im Zend der Genitiv in rein locativischer Bedeutung gefunden (Spiegel Gramm. S. 288 § 279).

Bekannt sind dann die Beziehungen zwischen dem Ablativ und Genitiv. Schon den skr. Genitiv *mama*, Ablativ *mamat* möchte ich hieherziehen, vergl. S. 243. Ich erinnere ferner an lat. *de* mit dem Ablativ, woraus der romanische Genitiv wird. Das ablativ. *φι* des griech. Epos vertritt auch das Genitivsuffix (Curtius Erläuterungen zur griech. Schulgramm. S. 68; Delbrück S. 70). Im Kslv. regieren die Präpositionen welche ab, ex, de, sine bedeuten den Genitiv (Dobrowsky S. 649 ff.). Im Littauischen vereinigt der Genitiv die Bedeutungen des Angehörens und Hervorgehens aus etwas (Schleicher Gramm. S. 271). Auch im Griechischen und Deutschen übernimmt einen grossen Theil ursprünglich ablativischer Functionen der Genitiv, der im Zd. gleichfalls zuweilen den Ablativ vertritt (Justi S. 387 § 521; Spiegel Gramm. S. 288 § 279).

Damit darf man keineswegs zusammenwerfen, dass im Skr. alle Wortclassen mit Ausnahme der masc. und neutr. *a*-Stämme im Singular das dem Genitiv gleiche Ablativzeichen *as* aufweisen. Die ursprüngliche Verwandtschaft der grammatischen Kategorien des Ablativs und Genitivs spielt dabei allerdings mit (vergl. S. 311): aber deren sichere Scheidung im actuellen Sprachgefühl wird dadurch nicht beeinträchtigt. In den europäischen Sprachen ist meist das Locativsuffix an die Stelle der Dativendung getreten: die formelle Verwandtschaft von *i* und *ai* hat das bewirkt: aber die Verwendung des Dativs im locativischen Sinne geht damit durchaus nicht Hand in Hand. Wir bemerken dass im Deutschen der Weg vom Locativ zum Dativ durch den Instrumental geht, das ablativ-dativ-instrumentale *φι* wird bei

Homer in locativischer Function getroffen, wie *bi* in lat. *ibi*, *ubi*.

Eigenthümliche Berührung zwischen dem Dativ und Genitiv thut sich im eranischen Sprachkreise hervor. Spiegel (Altb. Gramm. S. 282 f. § 272) beobachtet im Zend einige „Anzeichen, dass der Dativ Lust habe mit dem Genitiv zu verschmelzen". Und das Altpersische hat in der That den Dativ gänzlich eingebüsst und durch den Genitiv ersetzt. Umgekehrt lässt sich in romanischen Sprachen der Besitz auch durch den Dativ ausdrücken (*filha a l'emperador*, *la mère au berger*), womit schon Diez 3, 136 den slavischen Gebrauch vergleicht, nach welchem der von einem Substantiv abhängige Genitiv häufig in den Dativ verwandelt wird (Dobrowsky S. 629).

Wenn es sich um den Ausdruck der Richtung nach einem Orte hin, des Zieles handelt, so bietet sich ausser dem Accusativ der Local und Dativ dar (Aufrecht-Kirchhoff 1, 112 Anm. 2; Dietrich Zs. 13, 128 ff.; Delbrück S. 45). Wie denn z. B. in neuindischen Sprachen vielfach Dativ und Accusativ zusammenfallen: Fr. Müller Novara-Werk S. 144, vergl. Pott Zigeuner 1, 175 f. Das Streben nach einem (entfernten) Ziele wird überdies im Skr. Griech. und Deutschen durch den Genitiv ausgedrückt (Delbrück S. 46), und ksl. *do* (zu) begleitet den Genitiv.

Andere Verwandtschaften des Accusativs übergehe ich, denn es kommt mir weder auf vollständige Aufzählung der hergehörigen Fälle, noch auf Darlegung aller der verschiedenen Reflexionen an, zu welchen dieselben Gelegenheit gäben *). Die Casuslehre ist die Geschichte und Bedeutungslehre der Casussuffixe: sie kann nur im Zusammenhange

*) Die generellen Formen des Personalpronomens von denen oben die Rede war, sind mir syntaktisch noch nicht hinlänglich klar. Man muss wohl die Adverbia und Indeclinabilia im Allgemeinen herbeiziehen, um sich ihr Verständniss zu vermitteln.

der allgemeinen Geschichte der Bedeutungen erfolgreich und abschliessend behandelt werden.

Die kürzeste und einfachste Rechtfertigung der Annahme gemeinschaftlicher Suffixe, also einer einzigen Grundanschauung für späterhin geschiedene Casus liegt in der Thatsache, dass auch die lebendige, nicht erschlossene Sprache solche gemeinschaftliche Suffixe bewahrt. Genitiv und Locativ, deren Verwandtschaft sich uns oben ergab, haben im Dual eine und dieselbe Endung *as (av-as)*: und dasselbe *as* im skr. Gen. und Ablativ Singularis. Dativ, Ablativ und Instrumental werden nicht blos im skr. Dual sämmtlich durch *bhyâm* bezeichnet, sondern es sind auch wohl *bhis* und *bhyas* im Plural nicht wesentlich von einander verschieden.

Und die genauere Prüfung der Suffixe welche das Element *bhi* enthalten, führt uns noch näher an die Grundanschauung des oben erschlossenen singul. Casussuffixes *sma* heran.

Der Dat. Sing. der Personalpronomina (womit die Flexion des *sma* im Plural übereinstimmt) lautet skr. *máhyam*, *túbhyam*, aber vedisch *túbhya*. Dem entspricht zd. *maibyâ*, *taibyâ*: neben ersterem aber findet sich *mâvaya*, *mâvôya* und ebenso *hvâvôya* vom St. *hva*. Hierin steht *v* für *bh* wie öfters im Zend (Justi S. 364 § 100, 7) und wie vereinzelt im Griechischen (Curtius Griech. Etym. S. 475). Drei Formen des Suffixes liegen uns mithin vor: *bhya*, *bhyam*, *bhaya*. Dazu kommt *bhyas* in *mâvayaç-cit*, *yushmaoyô*, *maibyô*, *taibyô:* offenbar eine Weiterbildung von *bhya*. Denken wir uns in ähnlicher Weise die beiden übrigen Formen weitergebildet, so erhalten wir *bhyams* (für *bhyamas* wie Acc. Plur. *-ams* für *-amas*: Benfey Skrgramm. f. Anf. § 459 S. 271) und *bhayas*. Diese Suffixe auf *as* begegnen anderwärts nur in pluralischer Function.

Das erwähnte *bhayas* dürfte dem lat. Dat. Abl. *nôbeis*, *vôbeis* zu Grunde liegen; *bhyams* dem Dativ altpreuss. *mans*, litt. *mus*, ksl. *mŭ*, lat. *bûs* (Corssen Vocalismus 1, 359): Schmidt Beitr. 4, 268 f.

Die Form *bhyas* bildet im Skr. und Zend den Dativ und Ablativ, ebenso im Germanischen den Dativ und im Lettoslav. wie es scheint den Instr. Pluralis. Germ. *m* für *ms* (altnord. ein paar *mr* erhalten) steht offenbar für älteres *mis* und dieses für *bjis:* aus *bhjams* wäre goth. *mans* oder *mins* geworden, vollends *mus* wie Schleicher ansetzt, hätte dem vocalischen Auslautsgesetze Widerstand geleistet und wäre unverkürzt geblieben. Ebenso deutet litt. *mis*, ksl. *mi* auf *bjis* für *bhjas*: denn Grundf. *bhis* würde wohl litt. *bis* und slav. *bĭ* ergeben haben. Daneben *ma* in ksl. Adv. *tolĭma*, *jelĭma* usw. und sonst (Schleicher Ksl. Formenlehre S. 273), wie auch altpreuss. *noumas*, *ioumas* vorkommt. Die skr. Instrumentalendung *bhis*, zd. *bis*, *bîs*, ist meiner Ansicht nach auf bekannte Art aus *bhyas* differenzirt. Merkwürdig, aber nicht ganz klar lautet der zd. Instr. von *ahu* einmal *ahûm bîs* (Justi S. 387 § 525).

Das Suffix des Dat. Abl. Instr. Dualis ist im Zd. regelmässig *bya*, *wê*, *vê*, also das singular. *bhya*. Ganz vereinzelt steht *brvaṭ byăm* (Bopp Vergl. Gramm. 1, 421; Spiegel S. 117), also das skr. *bhyâm* als selbständige Postposition oder zweites Compositionsglied *): offenbar das obige *bhya* vermehrt um die Partikel *am* die wir schon vom Verbum her kennen (S. 219 f.).

*) Diesem *byăm*, jenem *bîs* und dem unten zu erwähnenden *âis* (Instr. Plur.) vergleicht sich dass im Pada-Pâṭha des Ṛigveda die Nominalsuffixe *bhis*, *bhyas*, *bhyâm* häufig von dem Thema des Nomens zu welchem sie gehören wie Compositionsglieder abgetrennt werden: Zeitschr. f. Kunde des Morgenl. 4, 84.

Die westarischen Singularformen führen uns über den Kreis der angegebenen ostarischen nur insofern hinaus als sie ein grösseres Verbreitungsgebiet besitzen: und auch in dieser Beziehung concurrirt wenigstens das Armenische, worin alle Instrumentalsuffixe das Grundelement *b* enthalten (Fr. Müller Beiträge zur Declination des armenischen Nomens S. 7 f. Sitzungsber. Bd. 44). Die allgemeine lettoslav. Instrumentalendung ksl. *mĭ*, litt. *mi* entspringt aus *bjĭ* für *bhja*. Dasselbe *bhja* vermuthlich im altpreuss. Dativ I. Person *maim*, zunächst wohl für **maimi*, **mami*. Die Epenthese des *i* wie in *maisei*, *twaise* (für *masja*, *tvasja*), *steisei*, *steises*, *steisiei* (neben *stessei*, *stesses*, *stessiei*; Grdf. *-asja*, *-asjâs*, *-asjâi*), nur durch Formübertragung auch in *steismu* neben *stesmu*.

Dagegen in den correspondirenden altpreuss. Formen der II. und III. Person *tebbei (tebbe)*, *sebbei*, sowie im ksl. *tebě*, *sebě*, altlat. *mihei*, *tibei*, *sibei* (umbr. *-hé*, *-fé*, osk. *-fei*) deutlich das Suffix *bhaja*. Und der weitesten Verbreitung geniesst diese Endung im nur adverbialisch gebrauchten Instrumental der gothischen Adjective und einiger Pronominalstämme. Sie lautet *ba* (*raíhtaba*, *arniba*, *harduba*) oder *bai*, letzteres nur in *ibai*, *jabai* (vergl. lat. *ubei*, *ibî*, *utrobi-que*, *aliubi*; umbr. *pu-fé*, *i-fé*, nicht aus Grundf. *cudhi*, *idhi* usw.), aber neben *ibai* findet sich *iba* (das auch durch ahd. *ibu* vorausgesetzt wird) und neben *thaúhjabai* auch *thaúhjaba* gleichberechtigt. Das *j* der germ. Grundf. *baja* ist entweder ausgefallen wie in **ijâ* für **ijaja* und das *â* nachher verkürzt wie in *iddja* (oben S. 204 f.), oder das *j* ist geblieben und das schliessende *a* nach dem vocalischen Auslautsgesetz abgefallen wie in den Imperativen *nasei*, *sandei*, *habai* für *nasija*, *sandija*, *habaja* (vergl. S. 180).

Im Griech. nimmt man in ἐμίν, τεΐν, ἑΐν am einfachsten das Suffix ϝιν für *vjam* für *bhjam* an, welches dann ebenso

im Plural des Pronomens und im Dual durchweg erkannt werden muss: L. Meyer Griech. und lat. Declination S. 63. Beim Substantivum gebührte *φι* Grundform *bhja* anfangs gewiss blos dem Singular, *φιν* kann sofern es singularisch aus *bhjam*, sofern pluralisch aus *bhjams* hervorgegangen sein. Suff. *bhjas* nur in *λικρι-φίς* (Pott Etym. Forsch. 2, 274).

Die Endung *bhjam* ist auch in ksl. Adverbialbildungen wie *tamo*, *jamo*, *kamo* zu vermuthen, weil ebenso im Nom. Acc. Sing. der neutralen *a*-Stämme *o* für *-am* steht.

Sehr eigenthümlich gestaltete sich das Schicksal unseres Suffixes, soweit es nicht schon besprochen, in den italischen Dialekten.

Das plural. Suff. *bhjas*, ital. Grdf. etwa *fos*, ist mit dem häufigen Ausfall des *o* für *a* **fs*, *ss* im Oskischen und Umbrischen (Kirchhoff Allgem. Monatschr. 1852 S. 816 Anm.) geworden. Nur in den femin. *â*-Stämmen vollzog sich diese Wandlung unter gleichzeitiger Einwirkung des Dat. Abl. der *o*-Stämme (Grundf. *-ois*), so dass anstatt *âss* sich *ais* festsetzte.

Daher kommt es dass im Osk. bei consonantischen und *i*-Stämmen Acc. (*ss* für *ns*) und Dat. Abl. Plur. zusammenfallen. Und so wird es auch im Umbr. einst gewesen sein. Aber die Schwäche der umbr. auslautenden Consonanten bedingte die Nothwendigkeit von Differenzirungen. Der umbr. Dat. Abl. Plur. stimmt allerdings mit dem osk. überein, nur dass im Altumbr. *s* (für *ss*) zuweilen abfällt und mithin die reine Themaform erscheint. Aber der umbrische Acc. Plur zeigt neben reiner Themaform die Endung *f*.

Das Suff. *-f* erscheint noch in osk. *puf*, *statíf* (Aufrecht-Kirchhoff 2, 169. 236; Aufrecht KZ. 1, 88), in umbr. *if-ont* (?), *restef*, *kutef*, *traf*, in sabell. *eaf-ce*, in volsk. *asif*: Corssen Nachtr. S. 219. Wir dürfen wohl die Grundform

*bhja**) dafür ansetzen und von dem Instrumental als Vertreter des Locativs dabei ausgehen. Locativ und Accusativ haben syntaktisch gemein, dass sie beide die Richtung wohin bezeichnen können. Vergleichbar wären etwa die lat. Ablativformen *mêd*, *têd*, *sêd* für den Acc. Sing. (S. 245) und das *mehe pro me*, das Quintilian bezeugt. Zur Rechtfertigung des pluralischen Gebrauchs darf man sich auf das *bya* des zd. Duals berufen.

Was das Verhältniss zu Suff. **fos (bhjas)* betrifft, so halte ich *f* für eine eigentlich pronominale Endung, welche das umbr. Nomen behufs der Differenzirung seiner Casus im Plural gerade so entlehnte wie im Singular das loc. *me* (skr. *-smin*), wovon unten. Auch der lat. Plural zeigt eine andere Dativ-Ablativ-Endung im Pronomen, eine andere im Nomen: dort *bis*, hier *bus*.

Wie es mit dem Gebrauch aller dieser Endungen von den ältesten Zeiten bis auf den Zustand der Sprachen, den wir kennen, gestanden haben mag; wie die Vertheilung der verschiedenen Formen innerhalb ihres ursprünglichen Gebietes, d. h. auf Instrumental, Dativ, Ablativ sich bewerkstelligte: das genauer festzustellen, wird vielleicht niemals ganz gelingen. Schon die arische Ursprache braucht es zu einer durchgehenden Uebereinstimmung in diesem Puncte nicht gebracht zu haben. Vergl. S. 293.

Alle Formen unseres Suffixes setzen den Stamm *bhi* voraus. Daran trat die Endung *a* oder *as* oder *am*, erstere

*) Doch will ich die Bedenken nicht verhehlen welche das „sonderbare und unerklärliche" *p* neben *f* (Aufrecht-Kirchhoff 1, 88. 2, 233) rege macht. Schleicher wirft Comp. S. 548 die Bemerkung hin, möglicher Weise sei das *f* des Acc. Plur. Rest einer Postposition. Dachte er etwa an litt. *-pi*, *-p*? oder an osk. *i-p*, lat. *nem-pe* (Corssen KZ. 13, 192 f., wofern nicht vielmehr *nem-pe* für *nem-pte* nach Pott)?

beide mit oder ohne Guna des Stammvocals *i*. Diese Endungen können nur die Aufgabe haben, dem *bhi* eine grammatische Form zu verleihen die es auf eine Linie mit Adverbien ähnlichen Ausganges stellt. Das Charakteristische aber für die Bedeutung des Casussuffixes steckt ohne Zweifel blos in *bhi*.

Und was wird nun diese Bedeutung sein in einem Suffix welches dem Dativ, Ablativ und Instrumentalis dient? Offenbar wieder keine andere als die wir oben in *sma* fanden, die Bedeutung des Beisammen. Daraus folgt aber zugleich dass wir das Element *bhi*, wenn es selbständig noch erhalten wäre, nur unter den Präpositionen zu suchen hätten. In der That bietet sich litt. *be* („vergl. *bezuma* frustra" Miklosich s. v.), ksl. *be-zŭ*, lett. *be-s*, preuss. *ir-bhe* „ohne" mit dem Genitiv (d. i. Ablativ) für den ablativischen Sinn von *bhi* zur Vergleichung. Zwar würde man *bha* als Grdf. ansetzen, indess braucht uns eine Doppelform mit *a* und *i* nach dem S. 237 Bemerkten nicht zu überraschen. Ebenso stehen die Präposition *ambhí* (skr. *abhí*, griech. ἀμφί, ahd. *umbi*, usw.) und das Numerale *ambhā̆* (skr. *ubhāu*, griech. ἄμφω, litt. *abù* usw.) als *a*- und *i*-Stämme neben einander.

Beide sind ohne Zweifel identisch (vergl. Pott Präpos. S. 581, Curtius Griech. Etym. S. 265). Aus dem Begriff der Zweiheit ergiebt sich der der Nähe und Umgebung (d. i. der allseitigen Nähe). Es liegt beides in der Zweiheit: Vereinigung und Trennung. Unter den Verbalwurzeln gehören nicht blos skr. *ubh* „zusammenhalten" (vergl. skr. *nâbhis*, ahd. *naba*, *nabulo* mit griech. ὀμφαλός usw. Curtius S. 265 f.), sondern auch *nabh* „bersten, zerreissen" hieher. Setzen diese nicht die Grundf. *ana-bh* voraus, also Composition mit dem Stamm der Präposition ἀνά, ἐνί, der ebenfalls Nähe bedeutet? Dann aber werden wir auch in den Stämmen *ambhi* und *ambha* Zusammensetzung annehmen,

gelangen so auf unser *bhi* oder *bha* und sind berechtigt das Suffix *bhi* als den eigentlichen Keim der Präposition *ambhí* anzusehen *).

Auch in anderen Wurzeln bewährt *bha* oder *bhi* die Vorstellung der Zweiheit, die ich darin vermuthe: *bha* in unserem *binden* z. B., *bhi* in *bhid* „spalten" und *bhî* „fürchten", eigentlich „zittern", im Zittern liegt die Anschauung des raschen Hin- und Herbewegens, der Doppelrichtung der Bewegung.

Die Frage wenigstens wird noch erlaubt, ja geboten sein, ob nicht das lat. und zd. Präfix *bi-* neben skr. *dvi-*,

*) So weite Umwege schienen mir nothwendig, um die Ansicht Pott's (Etym. Forsch. 1, 111. 2, 635; Präpos. S. 573 ff. 589) und Benfey's über den Zusammenhang der Casusendungen welche *bhi* enthalten, mit der Präpos. skr. *abhi* zu rechtfertigen. Dafür dass *i* in *abhi* zum Stamme gehört und nicht etwa wie in *ap-i* ein Locativ in dem Worte vorliegt, spricht vielleicht der Umstand dass die einzigen bekannten Ableitungen skr. *abhi-tas* und altpers. *abis*, griech. *ἀμφίς* sind: damit vergleiche man die reiche Entfaltung jener W. *ap*, Pott Präpos. S. 435—570 (*apa* und *api*). Gehört aber *i* zum Stamm, so ergiebt sich die Annahme der Composition mit Nothwendigkeit. Natürlich darf man nicht goth. *bai* als Beweis eines ehemals selbständigen *bhâ* für *am-bhă* betrachten. Und noch weniger goth. *bi* als unser Casussuffix *bhi*. So wie griech. *ἀμφί* und *ἐπί* für ahd. *umbi* und *bî* zum Vergleich stehen, ist die weit überwiegende Wahrscheinlichkeit für Bopp's Deutung des letzteren aus *ἐπί*, skr. *api*. Die Lautverschiebung zwischen Tönenden verläuft auf die bekannte oben S. 82 gerechtfertigte Art. Ebenso steht goth. *ga-* zu lat. *com* und beweist zugleich dass ein tönender Laut vor der Gutturalis abgefallen: was denn die Erklärung aus skr. *sâkam* bestätigt. — Benfey sieht (Gramm. f. Anf. § 457) in *abhi* einen Locativ von *abh*, aus Pronomen *a* und *bha* vom Verbum *bhâ* „scheinen", etwa zunächst in der Bedeutung „da scheinend" dann „entgegen scheinend", endlich „entgegen" überhaupt. Bopp (Vergl. Gramm. 1, 440) denkt an Identität des *bhi* mit dem Pronominalstamm *sva*, *svi*.

ferner lat. zd. *bis* neben skr. *dvis* einen Lautwandel wiederholen, den schon die arische Ursprache kannte und der sich physiologisch leicht genug erklärt: *b'w'* für *d'w'*, die Media auf der Articulationsstelle der nachfolgenden Spirans. Es wäre also *bha*, *bhi* mit *dva*, *dvi* vollkommen identisch.

Wir fanden *sma* als Zeichen des Dativ, Ablativ, Instrumentalis und Locativ, *bhi* als Zeichen des Dativ, Ablativ und Instrumentalis. Den Locativ kann *bhi*, so viel wir wissen, nur dadurch ausdrücken, dass in Sprachen die den Locativ eingebüsst haben, der Instrumental seine Function übernimmt. Das geschah im Griechischen, Latein. und Germ. Aber der germ. Singular scheint das Suffix *bhi* sehr früh aus dem Gebrauch verloren zu haben. Dagegen dürfte im Griech. das instrumentale *bhi* ebenso allgemein als im Lettoslav. und im Ital. mindestens beim Pronomen verwendet worden sein: daher das *φι* in locat. Verwendung bei Homer und das lat. *bi*, umbr. *fe* in *ubi*, *ibi*; *pufe*, *ife*, das umbr. osk. *f* in Adverbien, usw.

Das ausschliessliche Instrumentalsuffix des germ. Singulars ist *â*, wovon andere westarische Sprachen nur einige Spuren bewahren. Ebenso ausschliesslich, wenn wir von pronominaler Differenzirung der Stämme (S. 235) absehen, dasselbe Suffix im Ostarischen. Aber auch dieses nicht ausschliesslich instrumental.

Der Locativ Sing. der Stämme auf *a*, *â* lautet im Veda bisweilen *-â*, die Stämme auf *î*, *û* scheinen gar keine sing. Locativendung anzunehmen, d. h. ihre einstigen Locative *yâ*, *vâ* wurden contrahirt. Man findet ferner den Locativ *nâbhâ* vom Stamme *nâbhi*, und aus einem solchen *â* das sich an die Stelle des Stammvocals setzte, ist meiner Ueberzeugung nach auch das skr. *âu* im Loc. der *i*-Stämme

hervorgegangen. In den St. auf *â* und *î*, *û* trat die Partikel *am* an die alte Endung: *çivâyâm*, *nadyâm*, *vadhvâm* für *çîvâyâ-am*, *nadyâ-am*, *vadhvâ-am*. Ueber die correspondirenden Stämme im Zend oben S. 266 Anm. Ueber eine westarische Spur des Ausgangs *âm* s. den folgenden Aufsatz. Die zd. Locative der *i*-St. lauten *â*, *a* und *ô*, welches hier wohl nur als Verdunkelung von *â* angesehen werden kann, wie in mehreren der von Justi Zusammensetzung der Nomina (Marburg 1861) S. 67 angeführten Fälle. Von den Localendungen der *u*-Stämme gehören hieher *a*, *ô* und *vô*.

Auf zd. *a* wäre kein grosses Gewicht zu legen, wenn nicht auch im Veda *a* neben *â* ausser Zweifel stünde, Benfey Gramm. f. Anf. S. 305; Kuhn Beitr. 3, 463. 4, 204. In skr. *á-dya* (für *a diva* „an diesem Tage“ S. 251 f.) gegenüber griech. *ἤ-δη* findet sich dies *a* doppelt.

Ein *a* zwischen Tempusstamm und Personalendung charakterisirt den Conjunctiv. Würde es nicht zu dessen imperativisch-futurischer Bedeutung trefflich stimmen, wenn man die Verbindung eines Locativs des Ziels mit dem Pronomen darin sehen dürfte? Ich denke dabei an locativische Infinitive, wie das Petersb. Wb. 5, 102 aus Rigv. 1, 137, 2 den Infinitiv *budhí* nachweist. Von dem Locativ der reinen Wurzel geht die Bildung natürlich aus. Z. B. *ása-si* „du seist“ von W. *as* s. v. a. „zu sein (hast) du, zu sein (ist) dir (bestimmt)“. Man erwäge den Zusammenhang der zwischen dem Partic. Fut. Pass. und dem Infinitiv obwaltet (Lassen Instit. linguae Pracr. S. 364 Anm. Böhtlingk Chrestom. S. 406 f.), und der besonders klar in den ved. Infinitiven auf *dhyâi* (griech. *σθαι*) zu Tage tritt, welche im Zend meist als Partic. Fut. Pass. verwendet werden, Spiegel Gramm. S. 261. 392: vergl. Bopp Vergl. Gramm. 3, 273. Anders Curtius Zur Chronologie S. 229 ff.

Dies Locativ- und Instrumentalsuffix *â* oder *a* identificirte schon Bopp mit dem Adverbium und der skr. zd. Präposition *â*, welche ebensowohl „zu etwas hin“ wie „von etwas her“ und „in, bei“ bedeutet und in den westlichen Sprachen in lat. *â* (Delbrück S. 22), ahd. *uo-*, ags. *ô-* und ksl. *o* (mit Acc. und Loc. „ad, in, de“ Dobrowsky Instit. S. 658; „περί circum, ὑπέρ de“ Miklosich s. v.) erhalten ist. Da skr. *â* auch anreihend steht („dazu, ferner, auch, und“ Petersb. Wb.), so vergleicht sich ferner ksl. *a* (et, ut, sed, vel: Miklosich s. v.) und vielleicht lat. *a-c* (gleichsam skr. *â ca*) und goth. *a-k*, ahd. *oh* (gleichsam skr. *â gha*, vergl. *au-k*, gleichsam griech. αὖ γε), worin Kürze des Vocals hervortritt. Wie griech ἠέ, ἤ etwa hieher gehören könnte, untersuche ich nicht.

Die Grundbedeutung des Wortes kann wieder nur, wie bei *sma*, „in der Nähe, beisammen“ sein. Und dass das pluralische *â*, *a* damit identisch, dürfen wir gleichfalls nach Massgabe von *sma* nun schon vermuthen. Das Augment wurde bereits S. 231 mit unserer Partikel identificirt und die Verwandtschaft des Demonstrativstammes *a* constatirt.

Man hat wohl *â*, *a* für einen Instrumental dieses Stammes erklärt (Benfey Gramm. f. Anf. § 155, Bem. 1, S. 85). Wir würden uns im Kreise drehen, wollten wir der Erklärung beipflichten. Ich sehe in *â* zunächst nichts als ein verstärktes, gedoppeltes *a*. Und in *a* scheint mir ganz einfach die Raumanschauung der Nähe, des Hier, zu liegen: eine Ortspartikel mithin, die als Pronominalstamm gebraucht wird. Die gleiche Vermuthung einer zu Grunde liegenden Ortspartikel dürfte auf alle Pronomina Anwendung leiden.

Das skr. Adv. *â* wird auch blos „steigernd und hervorhebend (zumal, ganz, gar)“ gefunden. „Nicht selten dient es nur um auf das Wort nach welchem es steht den Nach-

druck zu werfen" oder um andere Präpositionen zu verstärken (Petersb. Wb.). Dem vergleicht sich griech. η in τύν-η, ἐμίν-η und ähnl. (Pott Et. Forsch. 2, 323). Mhd. *â* (*neinâ nein* und ähnl. Zingerle in Pfeiffer's Germania 7, 257 ff.) hat zu sehr das Ansehen einer Interjection, als dass es mit einiger Sicherheit unmittelbar herbeigezogen werden könnte.

Ganz ähnlich nun erscheint im Skr. und Zend eine enklitische Verstärkungspartikel *ī*, *īm* (letzterem vergleicht der Form nach Benfey Gramm. f. Anf. S. 336 Anm. die vedischen Partikeln *sīm*, *kīm*), auch im Griech. und sonst, von welcher im folgenden Aufsatz noch näher zu handeln sein wird. Sollte nicht darin ein Localadverbium von ähnlicher Bedeutung wie *â* stecken? So wären wir über den Ursprung der noch übrigen Locativsuffixe im Reinen.

Zunächst *i*, vedisch auch *ī*, zd. *i*, *ī*.

Dann eine zweite Form, für deren älteste Gestalt ich *im* halten möchte: in der Pronominalflexion, skr. *tásmin* und ähnl.; litt. *jemim-pi* (vom St. *ja*), *szventamim-p* (vom Adj. *szventa*: Schleicher Comp. S. 629 f.); sabell. *e-smen*, lat. *ta-men* (dagegen jedoch Corssen Krit. Beitr. S. 277): hieher auch wohl die umbr. Locativendung Sing. *me* (Ebel KZ. 4, 200) für *men* (gleich *smin* Aufrecht-Kirchhoff 2, 148 Anm. nach Lassen; würde jedoch mit lat. *tamen* fallen), vor welcher der Themavocal der *o*- und *a*-Stämme die Gestalt *e* annimmt, ich denke *ê*: d. h. das pronominale *me* tritt an den alten Locativ Grdf. *ai* dieser Stämme. Ferner, ohne das Element *sma* davor, aber mit gleicher Verdrängung des vorhergehenden Themavocals lat. *istim*, *illim*, *hin-c* usw. osk. *oinim*, aber auch nominal *fiísním*, *hortín*. Aufrecht KZ. 1, 85 und nach ihm Corssen KZ. 5, 119, Krit. Beitr. S. 280, Krit. Nachtr. S. 217 ff. wollen *im* aus skr. *bhyam* ableiten: dagegen, wie mir scheint mit Recht, Grassmann KZ. 12, 255 f.; über den angeblichen umbr. Locativ *-fem* (Corssen

KZ. 5, 134) vergl. Ebel KZ. 4, 198 ff. Man kann dies *im* etwa wie die bekannte Partikel skr. *id*, zd. *iṭ*, *îṭ* für eine Neutral- oder Accusativbildung (vergl. skr. *kim*) vom Pronominalstamm *i* halten, welcher mit dem locativ. *î* oder *i* ganz ebenso zusammenhängt wie mit *â* oder *a* der Pronominalstamm *a*. Und wie *im* zu *i*, *î*, so — möchte ich abweichend von Holtzmann (oben S. 109) annehmen — verhält sich die mehrerwähnte Partikel *am* (S. 219f. 277. 284) zu *a*, *â*: d. h. sie ist ein Neutrum des Stammes *a*.

Ein drittes Localsuffix ist endlich *ja*. Am häufigsten im Zend, wo die Locative der masc. und neutr. *a*-Stämme ausser *ê*, *ôi* auch auf *aya*, *ya* ausgehen. Ferner *u*-Stämme ausser *âu* (oben S. 267), *âo* (S. 266 Anm.), *a*, *ô*, *vô* (S. 284), *vi* auch auf *uyâ* (Justi §§ 540. 545), wenn dies nicht anders aufzufassen und vielmehr der Endung *â* beizuzählen *). Consonantische Stämme: *kehrp-ya*, *ap-ya*, *-tâit-ya*, *-añt-ya* (Spiegel Gramm. S. 145. 147. 151. 158). Dieselbe Bildungsweise in den litt. Loc. *sûnu-jè*, *aky-jè*, *rànkô-je*. Zu dem letzteren stimmt genau der goth. Dativ *gibai* für *gibâ-ja*. Vielleicht auch griech. *θύρα-ζε*, *χαμᾶ-ζε*, *ἔρα-ζε* als Loc. des Ziels, wenn inlautend *ζ* für *j* durch Curtius Griech. Etym. S. 553 ff. hinlänglich gesichert.

Man kann vermuthen, das vorliegende *ja* sei nur Weiterbildung von *i*, daher mit dem Relativstamme *ja* identisch. Oder es sei Locativ des Stammes *i*. Oder es verhalte sich damit wie mit *âsas*, das jüngere Suffix stehe zwischen dem Thema und dem älteren, *ja* gleich *i-a* bilde mithin

*) Vergl. die vedischen Instrumentale auf *yâ*, insbesondere von *u*-Stämmen, aber auch von Themen auf *a*. „Beachtenswerth ist, dass fast in allen Fällen diese Formen keine eine speciell instrumentale Bedeutung haben, sondern eine adverbiale“. Benfey Vollst. Gramm. S. 298, Anm. 3. Das skr. Femininum *amúyâ* (ved. *amuyâ*) ist wohl schwerlich zu vergleichen, da es für *amvayâ*, *am-avayâ* (St. *ava*) stehen dürfte: vgl. S. 232.

den Uebergang vom Locativsuffix *â*, *a* zu *î*, *i*. Für die zweite Erklärung scheint zu entscheiden, dass sonst noch *ja* in völlig gleichem Werthe neben *i* erscheint: so im Dat. Sing. der skr. masc. und neutr. *a*-Stämme, *âya* für *âi*, und im zd. Nom. Plur. Masc. *kaya* neben *kôi* vom Interrogativstamme *ka*, wofern darin nicht vielmehr der Stamm *ki* steckt. Justi S. 76a bemerkt dazu: „aus *kê* aufgelöst“. Schwerlich kann an den St. *kaja* (in ved. *kaya-sya*, ksl. *koj*, gr. *κοῖος*, *ποῖος*) gedacht werden.

Wir unterscheiden zunächst von dem *i* des Locativs das *i* welches im ostarischen Vocativ der Feminina auf *â* erscheint und worin man am natürlichsten die skr. Interjection *i*, *î* (gleich niederd. *î*, hochd. *ei*?) vermuthet, wie in den zend. Vocativen auf *va*, *vô*, *avô* die zwar nicht zd. aber sonst weitverbreitete Interj. *a*, *â*: skr *a*, *â*, griech. *ὦ*, lat. *ô*, ksl. *a* und *o*, goth *ô*, mhd. -*â*?: ahd. bekanntlich ohne Beleg (Lachmann zu Iw. 349: zu ahd. *au* Graff 1, 1150 vergl. skr. *âu*, lat. ksl. *au*). Die Nachsetzung, wie sie Grimm Gramm. 3, 289 von ags. *lâ* (vergl. ksl. *o-le*) u. a. nachweist.

Ich zweifle, ob man recht thut, die Interjectionen theilweise als blosse Naturlaute zu behandeln. Schon dass sie den Gesetzen des Lautwandels unterliegen wie andere Wörter, scheint mir dagegen zu sprechen, so wenn ksl. *ag* sich in dän. *ak*, schwed. *ack*, ahd. *ah* regelmässig verschoben wiederfindet. Noch mehr aber dass Interjectionen vor unseren Augen aus lebendigen Wörtern entstehen. Warum nicht auch aus dem Pronomen? Ich will keine bestimmte Behauptung aufstellen, aber die Möglichkeit — dünkt mich — muss noch offen bleiben, dass die Interjectionen *â*, *î* mit den gleichlautenden Partikeln zusammenhängen, ihr Sinn wäre: „herbei!“ So kann z. B. auch goth. *sái*, ahd. *sê* den Lautgesetzen nach mit dem Imperativ goth. *saíhv*, ahd.

sih nicht vereinbart werden, und am nächsten bietet sich gleichfalls ein Pronominalstamm *sa*, etwa im Locativ auf *î*, im Sinne von „da!“ Vergl. Pott Präpos. S. 414. Corssen's Erklärung des lat. *en* als Locativ des Demonstrativs *i* (KZ. 5, 124) würde im Princip damit übereinkommen.

Das Zend besitzt nun eine Interjection *âi*, wohl mit griech. *οἶ*, ahd. *oi*, litt. *aí*, *eí*, ksl. *oj* identisch. Das Zend bietet ferner nach Justi S. 47b eine Präposition *âi* „zu“. Und aus dem Veda weist Bopp Vergl. Gramm. 3, 266 Anm. Dative wie *kártavâí*, *yámitavâí* (vergl. Petersb. Wb. 1, 861, 6) nach: das *âí* hat noch seinen selbständigen Accent: kann man zweifeln, welches der Ursprung des Dativsuffixes sei? Dass dann in der Regel *ai* den Dativ bezeichnet, thut nichts zur Sache, trifft man doch z. B. im Veda die Themen auf *î* *(yâ)* mit der Dativendung *yê* für *yâi* d. i. *yâ-ai*. Guna und Vriddhi können für die älteste Zeit nicht streng getrennt werden, gleich das *ê* der Feminina auf *â* im Vocativ (für *â-i* oder *â-î*) kann es lehren, nicht minder die Medialendungen, oben S. 219.

Die Elemente aus denen unser *ai*, *âi* besteht, sind leicht zu unterscheiden, wir haben die Adverbien und Suffixe *a*, *â* und *i*, *î* der Reihe nach kennen gelernt. Es ist nichts als ein durch *i* verstärktes *â* mit dem speciellen Sinn der Wendung zu etwas hin. Da wir gleichberechtigt *a* neben *â* fanden, so rechtfertigt sich auch von Seiten der Etymologie die Doppelform *ai*, *âi*. Wir gewahren aber dass *â* einst dem Locativ, Instrumental und Dativ diente, oder vielmehr dass die sprachliche Kategorie des Dativs im Arischen nicht älter ist, als die Hinzufügung eines verstärkenden *i* zu der Postposition *â*. An sich kann durch Verstärkung die Bedeutung nicht verändert oder eingeschränkt werden. Wenn wir dennoch die eingeschränkte Bedeutung von *âi* anerkennen müssen, so hat sich offenbar vollzogen was wir

Differenzirung nennen, ein Process der in aller Sprachgeschichte eine der wichtigsten Rollen spielt und dessen Betrachtung im allgemeinsten Zusammenhange die tiefsten Aufschlüsse gewähren müsste.

Dass *ai* seinen speciellen Sinn nur durch Differenzirung erhielt und ursprünglich ein Adverbium der Nähe war gerade wie *â*, folgt mit Nothwendigkeit aus der Weiterbildung durch *s*, zd. selbständig *âis* „herzu“, auch zur Verstärkung des Dativ Plur. verwendet wie es scheint (Justi S. 47 f.), als Instrumentalsuffix ein Wort für sich in dem freilich schwierigen *gêus âis* (von *gaosha*: Justi S. 100a f.). Eben die Instrumentalbedeutung ist es die uns ganz auf die Fährte von *â* bringt.

Zu dem skr. *âis* der masc. und neutr. *a*-Stämme kommt vedisch *nadyâis* für *nadîbhis*, allerdings auch oft *êbhis* im Masc. und Neutr. wie altpers. nur *aibis*. Im Zend gleichfalls *aêibis* neben *âis*, im Littauischen nur *ais* (für *âis* wie Dat. Sing. Fem. *rànkai* für *rànkâi*; altpreuss. die einzige Form *swai-eis*), italisch — und dies besonders werthvoll weil in der Function des Dat. Abl. — *ais*, *ois*, *ês*, *eis*, *îs*. Ueberall nur in den masc. und neutr. *a*-Stämmen: denn die ursprüngliche italische Endung der Feminina auf *â* ist *âbus*: Corssen Krit. Nachtr. S. 214. Was dagegen Corssen S. 215 anführt um einstiges *ibus* der *o*-Stämme zu beweisen, scheint mir durchaus nicht zwingend. Für kslav. *y*, z. B. *vlŭky*, erwartet man allerdings *ě* wie im Loc. Dat. Sing. *rancě*, Grundf. *rankâi*. Die Abweichung erklärt sich aus folgender Betrachtung.

Im litt. Loc. Plur. masc. *a*-Stämme finden wir *unsù*, *ůsù* (z. B. *vilkůsù*) welches den Platz eines früheren *aisù* eingenommen haben muss, das im skr. *êshu*, zd. *aêshva*, griech. *οισι*, ksl. *ěchŭ*, mithin in allen vergleichbaren Formen

vorliegt. Hält man dazu den Nom. Pl. *vilkaí* und Acc. Pl. *vilkùs* für *vilkuns*, so scheint klar, dass hier die scheinbare Nominativform durch die Accusativform verdrängt wurde. Bedeutende Macht der Accusativform lässt sich nun auch im Ksl. nachweisen. Der Acc. Plur. *ranky*, Grdf. *rankâns*, hat nicht nur den Nom. Plur. sondern sogar den gleichlautenden Gen. Sing. Grdf. *rankâs* vom Stamme *rankâ* verdrängt. Im Masc. konnte nicht mit dem ganz abweichenden Nominativ (*vlŭci* Grdf. *varkai*), wohl aber mit dem einzigen Casus des Plurals der ebenfalls auf *s* ursprünglich ausging, dem Instrumental, Vermischung eintreten. Am leichtesten zu einer Zeit, wo die Form des Acc. noch *ans*, die des Instr. aber vielleicht *âs* lautete; wodurch der Fall ganz jenem des Fem. gleich wurde. Für *â* statt *âi*, also Absorption eines schliessenden *i* durch voraufgehenden langen Vocal, wie im griech. *ῳ*, lat. *ô* (älter *oi*) des Dativs Sing. der *a*-Stämme, scheinen sich eben auch in ksl. Dativen zwei fernere Belege darzubieten.

Wir haben von *u*-Stämmen Loc. Dat. *synu*, Dat. *synovi*, Loc. *syně*; von *a*-Stämmen Dat. *vlŭku*, *vlŭkovi*, Loc. *vlŭcě*. Dazu pronominal Dat. *tomu* Grdf. *tasmâi*. Niemand zweifelt, dass der Loc. *ě* nur den *a*-Stämmen, der Dativ *ovi* (aus Grdf. *avai* skr. *avê* wie z. B. Nom. Plur. *vlŭci* aus Grdf. *varkai*) nur den *u*-Stämmen ursprünglich gebühre. Für Loc. Dat. *u* bleibt nur die Zurückführung auf einen Locativ der *u*-Stämme offen, Grdf. *sunavi*: wie im Genit. *synu* für Grdf. *sunaus*, mithin *u* für *au* steht, so gleichfalls hier *u* für *av*, *au*, im *u* ursprünglich *û* aber ist *i* spurlos untergegangen. Diese Form fand im Dativ der *a*-Stämme (Grdf. *varkâi*) gewiss nicht *vlŭcě* und noch weniger *tomě* vor — denn weder begegnet der Locativ *vlŭcě* in dativischer noch der Dativ *vlŭku* in locativischer Function, — sondern ohne Zweifel **vlŭka*, **toma* (aus *vlŭkâ*, *tomâ* für *varkâi*,

tasmâi), ersteres gleichlautend mit dem Genitiv und gerade deshalb zur Differenzirung geneigt, letzteres dann unter dem Einfluss der Nominalflexion ebenfalls gewandelt. Wenn Grdf. *rankâi* (Loc. Dat. vom Fem. *rankâ)* nicht ebenfalls die Gestalt *rañka*, sondern *rañcě* annimmt, so beruht dies wohl auf altem Uebergang des *âi* in *ai*, welches seinerseits zu *ě* oder *i* werden konnte, vergl. goth. *anstais* neben ahd. *ensti*, litt. Nom. Plur. *vilkaí* neben ksl. *vlŭci*, Loc. Sing. *vilkè* neben ksl. *vlŭcě*, Nom. Acc. Dualis *rankì* neben ksl. *rañcě*. Vergl. S. 247 Anm.

Hält man die litt. Dative *vilkuì* und *tamuì* neben ksl. *vlŭku* und *tomu*, so scheinen sie, an sich vollkommen identisch, nur das im Ksl. absorbirte *i* noch unverletzt zu bewahren. Die Sache hat aber, wenn ich nicht irre, einen anderen Zusammenhang.

Littauischer Uebergang von *â* zu *ů (au)*, der sich den skr. Dualen und Locativen auf *âu* für *â* und dem skr. Perf. *dadâu*, *dadhâu* vergleicht, kann, dünkt mich, nicht geleugnet werden. Den Wurzeln *dů* und *stů* für *dâ* und *stâ* gesellt sich der Instr. Sing. *tů* für *tâ*, goth. *thê* (vergl. Pott Präpos. S. 308, d), und der Nom. Dual. *tů́-du*. Im Substantiv mit bekannter Verkürzung Instr. Sing. *vilkù* (vergl. den altpreuss. „Dativ" auf *u*), Nom. Dual. *vilkù*, Grdf. beider Casus *varkâ*.

Von *dů* wird das Praet. *daviaú* gebildet. Musste nicht ebenso im Dativ aus *tasmâi* zunächst *tamavi*, aus *varkâi* zunächst *vilkavi* entstehen? Eine solche Form fiel aber mit dem vorauszusetzenden Dativ der *u*-Stämme, z. B. * *sûnavi* zusammen, neben welchem (wie zd. Dativ *paçvê* neben *paçavê)* *sûnui* bestand: dieses *ui* wurde ausschliesslich herrschend im Dativ der *u*- und *a*-Stämme.

Analoge Wandlung des ausl. ksl. *a (â)* zu *u (au)* lässt sich nicht nachweisen.

Wir haben nunmehr das plur. Suffix *âis* von masc. und neutr. *a*-Stämmen im Ostarischen, Italischen, Lettoslavischen aufgezeigt. Wie leicht es im Griech. mit dem Locativ-Dativ zusammenfallen konnte, begreift sich. Ob es im Germ. einem Casus angehörte, der überhaupt verloren ging oder ob es durch eine Neubildung wie ksl. *vlŭkŭmi* verdrängt wurde, muss dahingestellt bleiben. Als urarische Form können wir nur *âis* voraussetzen. Und dafür giebt es keine andere Erklärung als die Berufung auf das Dativsuffix *ai* des Singulars. Denn die jetzt beliebte Annahme einer Contraction muss nicht nur die skr. und lat. Verdünnung des labialen Reibungsgeräusches zum blossen Hauch für die Urzeit behaupten, sondern auch über die Schwierigkeit hinwegsehen, dass aus *a-bhis* nach Schwund des *bh* nur *ais*, nimmermehr *âis* werden konnte.

Die merkwürdige Uebereinstimmung zwischen Lettoslav. und Skr., welche beide *âis* dem Instrumental zutheilen, wollen wir nicht verwischen: die Behauptung, dass *âi*, *ai* nur eine Differenzirung von *â* sei, wird dadurch bestätigt. Was die plur. Casus mit *bhi* anlangt, so dürfen wir nach dem Singular des Personalpronomens mit einiger Wahrscheinlichkeit *bhjams* als Dativ- und *bhjas* als Instrumentalsuffix der arischen Ursprache vermuthen: zur Bestimmung der ursprünglichen Ablativendung fehlt uns jeder Anhalt: dass im Ital. Dativ und Ablativ wie im Skr. zusammenfallen, dürfen wir nicht allzuhoch anschlagen, da einerseits das Ital. den Instrumental, andererseits das Skr. die — wenn ich nicht irre — ursprüngliche Dativform eingebüsst hat. Wie das Instrumentalsuffix *bhjas*, *mis* im Germ. den Dativ übernahm, so kann das *ais* im Ital. für Dativ und Ablativ eingetreten sein: an griech. *οισι* dabei zu denken, sollte, wenn schon nicht die umbrischen Spuren des echten Locativs (der lateinischen, Corssen Krit. Nachtr. S. 214, vollends

zu geschweigen), doch wenigstens der mangelnde Vocal des Auslauts abhalten.

Ueberblicken wir nun die ganze Stellung, welche das *i* zur Bezeichnung obliquer Casus einnimmt, so kann uns die Verwandtschaft mit dem *i* des Plurals nicht entgehen, welches ebenfalls theils mit selbständigem Werth, theils nur begleitend und differenzirend auftritt.

4.

Wir nähern uns der Pluralformation mit *as*, indem wir den Rest der obliquen Casus betrachten.

Vorerst eine chronologische Bemerkung.

Man wird leicht zugeben, dass unter den Bezeichnungsmitteln, welche bis jetzt vorgeführt wurden, die Reduplication und *sma* die ältesten sein müssen, darum weil sie die sinnlichsten sind. Daraus folgt, dass im Allgemeinen die Pronominalflexion älter ist als die der Nomina. Die Reduplication ist den letzteren ganz verloren, das Element *sma* auf den Locativ Pluralis und das *(â)sas* des Nom. Plur. beschränkt. Es folgt weiter, dass die Declination des Personalpronomens älter ist als die der übrigen Pronomina. Und innerhalb der Nominalflexion der Plural und Dual, in welchen manche Casus noch nicht geschieden sind, älter als der Singular, ferner die Declination der *a*-Stämme älter als die der übrigen. Die *a*-Stämme haben im Singular den Genitiv auf *sja*, im Plur. den Nominativ *âsas*, das pluralbezeichnende *i* im Locativ *aisva* und die Endung *âis* voraus. Und wiederum machen *sja* und *i* und *âis* einen Vorzug der Masculina und Neutra vor den Femininis aus. Ebenso fanden wir im Verbum bei den *a*-Stämmen die ältesten Flexionsverhältnisse, S. 222. 229.

Wie kommt das? Sollte man nicht meinen, die ursprünglichsten Themen würden auch die ursprünglichsten Endungen aufweisen? Sollte man die letzteren demzufolge nicht an den Stämmen reiner Wurzelform suchen? Und doch unterscheidet sich die Declination einer Wurzelform als Substantivum gebraucht nicht wesentlich von der Flexion jeder beliebigen Ableitung mit gleichem Schlusslaut. Zugleich gilt es hier die höhere Ursprünglichkeit der Pronomina zu erklären. Die des Plurals wird man sich schon eher zurecht legen, wenn wir seine Entstehung erst einmal im Ganzen überblicken.

Ich möchte von dem heutigen Sprachgefühl ausgehen. Je mehr ein Wort lediglich formelle Function erhält, desto mehr wird es im Redeton vernachlässigt. Und wenn eine Verbindung von Worten lediglich formelle Function erhält, so schliessen sich dieselben so nahe aneinander, dass es uns natürlich scheint, sie als ein Wort zu schreiben: *infolgedessen*, *inderthat*, *verabredetermassen* und ähnl. Die Sache lässt sich in die ersten Denkmäler der hochdeutschen Sprache zurückverfolgen. Zweisilbige Wörter können nur dann in der Senkung des ahd. Verses stehen, wenn sie wie *themo*, *thero*, *thera*, *theru*, *thara* sich mit einer dienenden Rolle im Satze begnügen (vergl. Lachmann zu Iwein S. 391 f.). In den Handschriften werden wie in den Zendhandschriften Composita in der Regel getrennt, aber die Präposition mit dem darauffolgenden Artikel zusammengeschrieben. Dem entspricht sehr wohl, dass wirkliche Verschmelzungen mit lautlicher Einbusse wie *zemo*, *zero*, *zên* für *ze demo*, *ze dero*, *ze dên* sich bald bemerkbar machen.

Die Wörtchen *sma*, *bhi* usw. aber haben keine andere Aufgabe bei Demonstrativis wie *ta*, als das hochd. *ze* beim Artikel, der auf denselben Pronominalstamm zurückgeht. Hier besitzen wir mithin eine sichere Analogie, nach der

wir schliessen dürfen, dass Formwörter auch in der Ursprache mit ihren Afformativen leichter und deshalb früher verschmolzen als andere.

Was das heisse „verschmolzen“, lässt sich so genau nicht sagen.

Wie man Bauten über Eisengerippen ausführt, so bildet das musikalische Element der Rede, die Accentuation, gleichsam das Tongerippe, um welches sich der Satz aufbaut. Ein System von Abstufungen der Schallkraft, der Tonhöhe, der Zeitdauer sämmtlicher Silben macht die Einheit des Satzes aus (vergl. z. B. Hupfeld Zeitschr. d. DMG. 6, 154 f.). Eine herrschende Silbe an der Spitze, eine Reihe von Relationen der übrigen zu ihr, vermittelt durch eine Hierarchie der mehrbetonten, welche alle einzelnen umfasst. Zu dem Ganzen einer vielgegliederten Periode verhält sich das Wort wie Dorf oder Stadt zum Staate. Aber wie es sehr verschiedene Gemeindeverfassungen giebt, wie das Gemeindeleben thatsächliche Einheiten kennt, die es juristisch nicht sind: so müssen wir auch eine gewisse Mannigfaltigkeit wo nicht der Art und Weise, so doch des Grades zugeben, in welchem sich zwei oder mehrere Wurzeln zur Einheit zusammenschliessen.

Rein grammatisch gesprochen können wir nur etwa die formelhafte Verbindung, das Compositum, das einfache Wort mit unverletztem Lautbestand, das einfache lautlich verkümmerte Wort unterscheiden. Nehmen wir den Aorist *ádâm* „ich gab“, so würden wir ansetzen: *a dâ ma*, *a-dâ-ma*, *adâma*, *adâm*. In diesen vier Kategorien findet stufenweise Zunahme der Macht des Hauptaccentes, Abnahme der Kraft minderbetonter Silben statt.

Welchen Grad die Verschmelzung zwischen *ama*, *am* oder *ju* z. B. und dem pluralischen *sma* erlangt hatte, als man begann die Plurale auf *â* zu bilden, können wir nicht

mehr ausmachen: wir sahen, dass im Zend *dis*, *bis*, *byām* **fast** noch als Compositionsglieder gefühlt wurden. Gleichviel also! Dass die Verbindung eine unauflösliche geworden war, dürfen wir behaupten.

Was aber das Motiv der Unauflöslichkeit? Die Frage lässt sich schwerlich erschöpfen. Die vollständige Untersuchung müsste mit den Formeln des Epos oder der rechtlichen und gottesdienstlichen Sprache beginnen. Ich begnüge mich hier mit einer bildlichen Wendung. Die Formwörter sind im Accent zurückgesetzt: die Sprache sieht sie mit geringem Antheil, sie sieht sie nur aus der Ferne an: blasse Farben aber verfliessen in der Ferne.

Doch kann noch eine Rangordnung stattfinden unter den Silben formeller Bestimmung, eine Rangordnung, die sich nach ihrem Lautbestande richtet. Je kleiner ein Gegenstand, desto leichter steckt man ihn in die Tasche. Die Silbe *na* oder *nu* als Afformativ, ja selbst *ā* wird schwerer zu einem niedrigen Tongrad herabsinken als *a*. Ueber den allgemeinen Charakter des *a* in der arischen Ursprache ist schon S. 26 Einiges bemerkt: wenn es jemals arische Wurzeln gab, die nur aus einem Consonanten bestanden, so wurden sie jedenfalls früh entfernt, indem man ihnen durch beigefügtes *a* grösseren Tongehalt verlieh: ich habe daher a. O. *a* den Indifferenzvocal genannt. Nimmt nun ein Laut bereits eine derartige Stellung ein und tritt dann als Ableitungssuffix auf, vielleicht noch in häufiger Verwendung, die ihm den Charakter des Gewöhnlichen aufdrückt: so begreift es sich wohl, dass Flexionselemente mit ihm rascher feste Verbindungen eingehen, welche den Wechsel der Mode, das Auftauchen neuer Declinations- und Conjugationsendungen überdauern.

Die aufgestellte chronologische Reihe thut uns sogleich ihre Dienste, wenn wir die Casussuffixe untersuchen, welche *m* und eine Lingualis enthalten.

Wir finden *m* und *d* bei *a*-Stämmen als Kennzeichen des Nom. Acc. Sing. der Neutra. Und zwar *m* beim Nomen, *d* beim Pronomen. Daraus ergiebt sich, dass *d* als das ältere Neutralzeichen gelten muss. Jedem scheinen aber noch weitere Leistungen in der Flexion übertragen zu sein.

M oder eigentlich *am* (vergl. ausser den consonantischen Stämmen Acc. Sing. *tanvém*, Plur. *qaēteñg* für *qaētveñg* von *u*-Stämmen im Gâthâdialekt, Spiegel Altb. Gramm. S. 361. 362) bezeichnet den Accusativ Sing. und Pluralis, den letzteren nur, wenn es mit dem plural. *as* verbunden ist (*ms*, *ns* für *mas*, *amas)*. Es bezeichnet ferner, indem es als *am* an den Plural auf *â* tritt*), den Genitiv Pluralis *(âam* S. 120); und am Possessivstamm des Pronomens den Genitiv überhaupt (S. 257).

Ohne Zweifel hängt *m* mit dem Demonstrativum *am* „jener“ zusammen, wovon S. 232 die Rede war. Und was den Accusativ anlangt, so wäre man geneigt, einen Ausdruck des Ziels als des Fernen darin zu suchen. Aber ist der Accusativ blos Casus des Objects? Sprechen nicht schon die zahlreichen Adverbia dagegen, welche accusativische Form tragen? Und was hat z. B. der Accusativ welchen man den Accusativ der Beziehung zu nennen pflegt,

*) Ueber die Genitive Plur. auf *nâm* s. den Aufsatz über die Nominalflexion. Was E. Meyer Die Bildung und Bedeutung des Plural (Mannheim 1846) S. 28 ff. zum Beweis anführt, dass „die alte Neutralendung *am* = *an*“ zur Bezeichnung des arischen Plurals verwendet worden, ist Alles nichtig. — Schleicher's Vermuthung dass das skr. pronominale *sâm* der ursprünglichen Form des Gen. Plur. zunächst liege, ist schon von Kuhn Zeitschr. f. Kunde des Morgenl. 3, 80 angedeutet: dagegen Lassen ebenda S. 478. Brockhaus ebenda 4, 84 trennt *âm* als Genitivsuffix ab.

mit dem Object zu thun? und was der Accusativ des Stoffs oder der Accusativ der Zeitbestimmung? Wie merkwürdig besonders der Accusativ des Zustands (vergl. Steinthal Typen S. 255. 271 über den Accusativ als Zustandscasus im Semitischen, und Dietrich in Haupt's Zeitschrift 11, 408) und der Accusativ des Prädicats, ja vielleicht sogar des Subjects bei *jaç* (kommen), *bu*, *ah* (sein) im Zend: Spiegel Altbaktr. Gramm. S. 273 ff. Er ist auch dem Skr. nicht ganz fremd: man denke an das periphrastische Perfectum: *âsa* oder *babhûva* mit dem Accusativ eines Abstractums auf *â* (vergl. oben S. 202).

Der Genitiv Pluralis seinerseits „zeigt schon im Altbaktrischen die Neigung als allgemeiner Casus an die Stelle der übrigen zu treten, wie dies später im Neupersischen durchgeführt worden ist" (Spiegel a. O. S. 288 f.).

Wie will man den Accusativ mit dem Genitiv vereinbaren und die verschiedenen Bedeutungen des ersteren auf Eine Formel bringen?

Dazu erwäge man, dass die Jugend der Accusativbezeichnung aus dem Personalpronomen (*ma*, *tva*, *sva*, Plural *-sma*, S. 241) und aus dem Plural (Nom. Acc. *â* oder *as*) erhellt, dass in den plur. Genitivsuffixen *sâm* und *nâm* nicht der Ausgang, sondern die Elemente *sa* und *na* das charakteristische sind (vergl. die beiden folgenden Aufsätze), und dass im Singular der Nomina, welche nicht *a*-Stämme sind, der Genitiv, wie sich bald zeigen soll, durch eine Ablativform vertreten wird.

M oder *am* scheint das jüngste aller obliquen Casussuffixe. Man vergegenwärtige sich einen Zustand der Sprache, in welchem die meisten Verhältnisse ohne Hilfe der Flexion ausgedrückt wurden. Immer mehrere dieser Verhältnisse werden nach und nach verschiedenen Partikeln zur Bezeichnung übergeben, welche, Dank der steigenden

Differenzirung, mit wachsender Prägnanz gelingt. Für einen geringen unbezeichneten „neutralen“ Rest — man mag sich des negativen Begriffes hier gerne bedienen — schafft die Sprache endlich in *am* ein Element, das auf sehr verschiedene Beziehungen passt, weil es im Grunde nichts anderes besagt, als den Mangel an selbständigem Eingreifen, die untergeordnete Rolle im Satz oder im ganzen Zusammenhang der Dinge: in der grammatischen wie in der Weltanschauung Dasjenige was keine wirkende Persönlichkeit besitzt, was sich nur leidend oder begleitend verhält. Ungefähr wie wir mit einem verächtlich angehefteten *da* das Unbedeutende bei Seite schieben.

Selbständig existirt die Neutralpartikel vielleicht in der Negation, die Form *am* entspräche dem in Composition vorgesetzten negierenden *an*. Den inneren Zusammenhang könnte etwa der Umstand erläutern, dass die Negation das Interrogativum zum Indefinitum umgestaltet: s. den folgenden Aufsatz.

Was das ältere, dem Pronomen eigenthümliche Neutralzeichen betrifft, so müssen wir es nach lat. *d*, skr. *id-ám* und germ. *t (it-a, that-a)* als *d* ansetzen: vergl. Böhtlingk Chrestom. S. X; Grassmann KZ. 12, 246. Es knüpft sich ohne Zweifel an den Pronominalstamm *ada* der aus dem skr. Neutrum *adá-s* (jenes), dem zd. Ablativ Sing. *adhât* (von dort, nachher), worin übrigens ebenso gut *dhât* Suffix sein kann, und dem zd. Instr. Plur. *adâis* (dann, hierauf) zu erschliessen ist. In *ada* können wir nur eine zwischen Vocalen sehr begreifliche Erweichung von **ata* sehen. Und diese Form neben *ta* muss möglich gewesen sein, etwa *at-a*, wie wir oben S. 231 f. *am*, *am-a* fanden. Mit Abwurf des anlautenden *a* ergab sich der zd. und prâkr. Pronominalstamm *da* (Justi S. 143a; Lassen Instit. p. 324, vergl. indess p. 197). Daneben das altpers. und zd. enklitische

Demonstrativum *di* als *i*-Stamm, das sich im altpreuss. Acc. Sing. *din*, *dien* (ihn), Plur. *dins* (sie) wiederfindet. Hieher gehört ohne Zweifel das Demonstr. griech. δε in ὅδε usw., aber dessen specielle Geschichte lässt sich nicht mit Sicherheit erschliessen. Der Dat. Plur. τοῖς-δεσσι und Gen. Plur. τῶν-δεων (Ahrens Dial. aeol. p. 126) können den St. δι oder δεν voraussetzen. Das letztere vermuthet A. Ludwig Wiener Sitzungsber. 55, 176, indem er an δεῖν, δεῖν-α (quidam) erinnert, das er für δενι nimmt. Die Erklärung scheint mir der von Ahrens KZ. 8, 344 (ὅδε εἶν) und Pott Wurzelwb. 1, 1050 (ὅδε ἵνα) vorzuziehen. Aus *da* entsteht *dan*, δεν wie τιν aus τι, daran fügt sich *i*, *î* wie in skr. *svay-ám*, zd. *qaê-paithya*, altpers. *uvâi-pasiyam*, und daran kann die Partikel *ám* (-*a*) treten, wie in skr. *svay-ám*, mit welchem das Wort auch die ursprüngliche Flexionslosigkeit theilt. Der nächste Verwandte dürfte wohl altpreuss. *dei*, *di* (man), Grundf. *da-i*, sein. Was die Bedeutung anlangt, so vergl. unten S. 308 das skr. *tva*, zd. *tu*. Zu dem gegenwärtigen Stamme dürfte auch noch etwa preuss. *dei*, *dei-gi*, *dy-gi*, *dî-gi* „auch“ gehören.

Jenem *da* würde, in reiner Stammform oder als Locativ auf *a* genommen, die Bedeutung „da, dort“ zukommen, wie dem skr. Neutrum *tad*. Durch Verlust des unbetonten *a* entsteht unser Neutraldeterminativ *d*.

Wie verhält sich zu diesem *d* das Ablativsuffix?

Ich glaube, es ist gänzlich davon zu trennen. Wie nahe das blosse *t* der ältesten Ablative *mat*, *tvat*, *asmat*, *jusmat* dem Neutralzeichen auch zu stehen scheint: am natürlichsten wird man doch die Ablativsuffixe, ältere wie jüngere, unter einander vergleichen und aus allen zusammengenommen die Art jedes einzelnen studiren.

Das Zd. bietet blosses *ṭ* an *a*-Stämme gefügt, also *a-ṭ*,

auch im Nomen. Daneben aber *ât* (skr. *ât*, griech. ως, lat. *ôd)*, *âat* und *âdha*, mithin das Suffix *at* (s. Grassmann KZ. 12, 253) oder *adha*, worauf auch *ôit* (lat. *êd)*, *aêdha* von *i*-Stämmen (für *ayat*, *ayadha)* und *aot* (für *avat)* von *u*-Stämmen führen. Wie denn auch beide in consonantischen Themen begegnen: *âat* oder *âdha* dürfen wir, wo sie gelegentlich ebenso erscheinen, dreist für Uebertragungen von den *a*-Stämmen erklären.

Am interessantesten, aber auch schwierigsten sind die Formen mit *dh*. Sollte *dh* blos wie oft das *d* zwischen Vocalen vertreten? Die Annahme hätte kein Bedenken, existirten nicht mit angelehntem *ca* Ablative von *i*-Stämmen auf *aêdh*. Und dazu gewährt sogar das Skr. eine Bestätigung in dem ved. Adverbium *á-dha* „da, dann; darum, so; und“: *ádha-ádha* „sowohl - als auch“. Dazu halte man zd. *at*, den nächsten Verwandten von lat. *et*: es bedeutet „dann, nämlich“, *at-at* „sowohl-als auch“. Kein Zweifel, dass beide, die skr. und die zd. Form, Ablative des Pronominalstammes *a* sind. Wir scheuen uns nun auch nicht, an das griech. ablative θεν und locative θα (in ἔνθα) zu erinnern, wovon das locative θι nicht zu trennen ist: so dass sich uns abermals Beziehungen zwischen Ablativ und Locativ enthüllen wie bei *sma*.

Griech. ἔνθα zieht lat. *inde* und dieses *unde* (für *cunde)* herbei. Von ihnen wieder kann man *quandô* nicht trennen, dessen *d* aus *dh* hervorgegangen ist, wie ahd. *huanta*, *danta*, goth. *thandê* lehren. Ob noch andere lat. Suffixe oder Partikeln hieher gehören (vergl. Corssen Beitr. 497 ff. Nachtr. 154 ff., Pott Wurzelwb. 1, 1043 ff.), fühle ich mich nicht berufen zu entscheiden*).

*) Ganz nahe zu den angeführten Formen mit innerem *n* stellen sich die ksl. Adverbien auf *ndu*, *ndě*, welche nach Miklosich Bildung

Das Zend kennt ein Suffix *dha*, *daṭ*, *dhaṭ*, *dhâṭ*, worin sich skr. *há* für *dhá* (*ihá* „hier, hieher; jetzt"; zd. *idha*, altpers. *idâ* gleichfalls „hier") und *dã* vermischen. Kslav. *de*, *dě*, litt. *dà*, *daí*, *dós*, *daís* sind der Bedeutung nach identisch: diese kommt überall einem Locativ gleich, ist nur im Litt. und bei skr. *dâ* auf temporale Beziehung eingeschränkt. Was die Form anlangt, so sind *aí* (worüber unten „Numeralia und Adverbia") und *aís* (Instr. Plur.) die gewöhnlichen Adverbialendungen: *dôs* ist Genitiv (Ablativ) wie von einem St. *dâ*. Ob *d* auf *dh* oder *d* zurückgehe, lässt sich nicht ausmachen. Mit skr. *há* hängt wohl weiterhin jenes *dhã**) zusammen, das Zahladverbien bildet, welche

der Nomina (Wiener Denkschriften 9, 230) den Raum bezeichnen, durch den eine Bewegung geschieht. Damit verglich schon Bopp Sprache der alten Preussen (Berliner Abh. von 1853) S. 103 das ablative *ndau* des Preussischen: *is-quendau* „von wo", *stwendau* und *istwendau* (für *is-stwendau*) „von da". Die grammatische Form ist mir nicht ganz klar, es müsste denn erlaubt sein auf die Gleichung preuss. litt. lett. *jau*, goth. *ju*, lat. *jam* sich zu berufen, was auf Grundf. *dam*, gleich *θεν*, führen würde. Auch an Instrumentale nach Massgabe des litt. *ů* (oben S. 292) dürfte gedacht werden. — Ich bemerke ausdrücklich dass die Darstellung des Ablativsuffixes auf vollständige Darlegung alles Verwandten keinen Anspruch macht. Auch will ich hier und im Folgenden mangelhafte Herbeiziehung der einschlägigen Litteratur nur gleich selbst eingestehen.

*) Nicht zu griech. *-χα*, *-χθα*: vergl. zd. *thrizhaṭ* „dreierlei" Spiegel Gramm. S. 181 mit griech. *τριχῶς*. — Das Ksl. verwendet *ždy* und *šti* zur Bildung von Zahladverbien. Zu dem ersteren stimmt vollständig skr. *dhyam* in *âikadhyam* „auf einmal": nach dem Petersb. Wb. Acc. eines neutr. Abstractums von *êkadhâ*. Von einem solchen Abstractum würde *dhyâi* der alte Dativ lauten. Wir erkennen ihn in dem Adverbialsuffix *dyâi* welches die dunklen Zahlformen des Gâthâdialektes (Spiegel S. 369) doch mit ziemlicher Sicherheit zu ergeben scheinen. Damit ist aber der Infin. auf *dhyâi* ohne Zweifel identisch. Dies berechtigt uns das ksl. *šti* mit dem skr. Suff. *tya* (neben *ya*) des

Theilung oder Art und Weise oder Ort, Stelle ausdrücken. Das Petersb. Wb. 3, 930 fasst es freilich als Instrumental eines fem. Nom. Actionis *dhâ* von W. *dhâ*, das jedoch selbständig nicht vorkommt. Möglich ist es jedenfalls die Bedeutungen des Suff. aus ursprüngl. locativem Sinn abzuleiten: *tridhấ* ist als Locativ des Ziels s. v. a. mhd. *en driu (teil)* und zu dem Locativ der Ruhe „in dreien“ kann man ergänzen „Arten“ oder „Orten“.

Die sicheren Formen des Suffixes mit *dh* sind nunmehr, wenn wir nach Massgabe des zd. Ablativs *a* vor *dh* voraussetzen: *adha*, *adhâ*, *adhi* (gr. θι), *adham* (gr. θεν). Also zuerst entweder die reine Stammform oder ein Locativ-Instrum. auf *a*, dann ein Loc.-Instr. auf *â*, ferner ein Locativ auf *i* und die Neutralform. Wir dürfen dieser Reihe noch als Ablativ *ádhas* (wenn nicht für *án-dhas)*, das skr. Adv. und Präpos., beigesellen. Denn das damit verwandte *ádhi* findet sich in derselben.

Die verschiedenen Bedeutungen, die sich in dem Wort vereinigen, zeigen schon jetzt, dass wir es auch hier nur wieder mit einem Ausdrucke der Nachbarschaft zu thun haben, wie bei *sma*, *bhi* und *â*.

Die europäische Verwandtschaft von *ádhi* steht, abgesehen von dem griech. Suffixe, keineswegs sehr fest. Die germ. Präpos. *at* (welche ein *a* am Schlusse verloren haben

Gerundiums zu vergleichen und hier in *t* wie dort in *dh* das Ablativsuffix zu vermuthen. An das skr. Stammbildungssuffix *tya*, durch welches aus Local- und Temporaladverbien Adjectiva werden, darf ich hier zum voraus erinnern. Schon Pott Et. Forsch. 2, 465 fühlte sich zu der Frage veranlasst, ob nicht „das *t* in diesem Suffixe dem ablativischen *t* gleichkomme oder sonst präpositionellen Sinn habe“. Dazu würde noch mit *d* skr. *dya* kommen: Benfey Vollst. Gramm. S. 237 N. CXLVII.

wird) und *ta* (dies etwa als Grundf. für ags. alts. *te*, ahd. *za*, *zi* anzusetzen), *tâ* (ags. alts. *tô*, ahd. *zuo)* weisen bestimmt auf einen altar. Stamm *ada* von gleicher Bedeutung wie der eben besprochene *adha*, zu welchem dagegen goth. *du* sich zu stellen scheint. Jenem *at* vergleicht sich lat. *ad*, jenem *ta*, *tâ* die slav. Präpos. *do*, lett. *da*, die griech. und zd. Postpos. δε, *da* (gr. οἶκόν-δε, zd. *vaêçmen-da)*. Dazu wohl auch das gleichbedeutende δις (ἄλλυδις, ἄμυδις, χαμάδις) und ferner δα, δόν, δην, δί, δεί: Régnier Formation des mots S. 389 ff. Für lat. *dê* dürfen wir nach osk. *dat* (Panzerbieter bei Kirchhoff Stadtr. von Bantia S. 47) *dêd*, aber in der Grundf. ebensowohl *adhat* wie *adat* ansetzen, wozu es sich verhält wie *mêd*, *têd* zu altar. *mat*, *tvat*: vergl. Schweizer KZ. 3, 218.

Unzweifelhaft gehört aber als Locativ dem griech. θι vergleichbar *di*, *dî* in skr. *yadî*, *yadi* „wenn" hieher. Vergl. skr. *yatra*, *yad*, litt. *jeí* (das sich zu skr. *yad* verhält wie *tai* zu *tad)*, goth. *jabai* ebenfalls vom St. *ja*. Dagegen ital. Grundform *svai*, Loc. von *sva*, griech. εἰ für σϝει (Benfey Wurzell. 2, 48), gleich goth. *sva* (während griech. φή „wie" gleich goth. *svê*: Curtius KZ. 3, 76).

Den sicheren Formen mit *d* reiht sich nun das skr. Suff. *dâ* und das zd. *dha*, *dhaṭ* so weit es auf *dâ*, *daṭ* beruht, an. Dürfen wir aber, die Stämme *adha* und *ada* vergleichend, behaupten, jener habe in diesem seine Aspiration eingebüsst? Dergleichen wäre ohne Beispiel, so viel ich weiss, für die arische Ursprache.

Erwägen wir einmal das goth. *du*. Die Färbung des *a* zu *u* fällt auf gegenüber dem *e*, *i* der übrigen germ. Sprachen. Für *trudan* (oben S. 31) liess sich doch ein Grund angeben. Aber hier! Besonders da die helle Färbung auch im Griech. vorhanden. Ich vermuthe daher Grundf. *dva*, und so kämen wir auf einen arischen Stamm

adhva oder *atva* der in allen bisher betrachteten Formen sein *v* eingebüsst hätte. Dies nichts Auffallendes, wir kennen die Personalsuffixe *dhi* für *dhvi*, *ta* für *tva* und wissen zugleich, dass sie unter einander identisch sind.

Diesen Erwägungen kommt das skr. Suff. *tha (á-tha)*, *thâ* (*tá-thâ*, *ka-thâ* u. a. auch zd. *itha* u. a.), *tham (ka-thám*, *ít-tham)* entgegen, das nur auf Grundf. mit *tv* beruhen kann: vergl. wieder die Personalsuffixe *tha*, *thas* der zweiten Person. Von *átha* bemerkt schon das Petersb. Wb., es stehe etymologisch wie begrifflich im nächsten Zusammenhange mit *ádha*. Zu *thá*, *tham* kann man mit Bopp lat. *ta* in *ita*, *aliuta* und lat. *tem* in *item*, *autem* stellen, denn *thâ* und *tham* sind meist modal: nur das Zd. bewahrt auch die rein locale und temporale Bedeutung. Dagegen muss zweifelhaft bleiben, ob lat. *at* zu *átha* gehöre. Denn goth. *ith*, *aíth* (in *aíth-thau)*, *ath* (in *ath-than)* setzt ein altar. *a-ta* oder *a-ti* (nicht mit skr. *át-i*, griech. ἔτι zusammenzuwerfen) von gleicher Bedeutung voraus, das ebenso nahe Ansprüche hätte wie *átha*. Ueber ksl. *a* (δέ) das, wenn es hieher gehörte, formell mit zd. *at*, lat. *et* zusammenfallen müsste, s. oben S. 285.

Hier dürfen sich nun die Suffixe mit blossem *t* anschliessen. Das ablative *tas* des Skr., *tus* des Lat. Das locale *ti* in skr. *i-ti* (lat. *iti-dem*), in *pra-ti*, *an-ti* mit bekannter Verwandtschaft, in zd. *paiti* (gr. ποτί Pott Präp. 272*), *uiti* „so“ (lat. *uti*, *ut*): daneben gleichbedeutend *ta*

*) Gegen die Scheidung von προτί und ποτί allerdings Curtius Etym. 76. 256. Aber seine Argumentation überzeugt nicht, ohne die dringendste Noth wollen wir die Lautgesetze doch nicht ausser Acht lassen. Diese Noth träte ein, wenn sich für eine unregelmässige Nebenform absolut keine selbständige Anknüpfung fände, oder wenn sich allgemein beweisen liesse, dass niemals zwei Partikeln verschiedenen

in skr. *utá*, goth. *anda-vaúrdi*, mit ablativischer Färbung in *untha-thliuhan*. Aber dasselbe *ta* im Sinne eines Locativs des Zieles in der griech. Postposition -σε für -τε, goth. *d* in *jaín-d*, *hva-th* u. ähnl., alts. *huarô-d*, ahd. *huarô-t* usw. Auch skr. *tât*, das Adverbia aus Präpositionen bildet, gehört wohl als Ablativ hieher. Und so noch Anderes.

An dieser Stelle endlich erklärt sich das Ablativsuffix *t*. Und *at*, wenn wir uns der angenommenen vollen Grundform *atva* erinnern. Es scheint fast, als ob in der ksl. Präpos. *otŭ* (de), dies *ata*, *at* in selbständigem Gebrauch erhalten wäre. Aber man darf nicht leicht einem solchen Anschein trauen: die Vergleichung mit skr. *á-tas*, obschon dieses nicht als Präposition vorkommt, ist wohl eben so gut.

Der Zusammenhang der Suffixe und Wortformen mit *th*, *t* und *dhv*, *dh* ist durch die Metamorphosen der Conjugationsendung zweiter Person lautlich gerechtfertigt. So wie wir aber *ada* aus *ata* werden sahen zwischen Tönenden, so dürfen wir für *atva* dasselbe und nach Analogie von *tv* und *dhv* auch Ausfall des *v* annehmen, so dass wir hier zu den obigen Suffixen mit *d* und zu der Ablativendung *ad* gelangen. Dass eine Ablativendung *d* jemals existirt habe, möchte ich nicht behaupten: lat. *et*, wenn es oben richtig erklärt worden, spricht wenigstens dagegen.

Zu der ganzen vorstehenden Erörterung ist Pott Präpos. S. 274—289 und sonst zu vergleichen. Insbesondere aber S. 280: „Das *th* in *atha* erkläre ich aus *tva* (alius), wie auch das *th*, *dh* zweiter Person im Verbum sich nach meiner

Ursprungs in den Sprachen völlig gleiche Function gewinnen können. In unserem Falle ist es gewiss nicht schwer, sich vom Positiv *apa* wie vom Comparativ *apara* Ableitungen derselben Bedeutung mittelst desselben Suffixes vorzustellen.

Ansicht nur aus einer Aspiration erklärt, hervorgerufen durch *v* in *tv-am* (Du), womit auch *tva* (als Nicht-ich) gleichen Stammes sein dürfte“. Das Pron. *tva* erklärt das Petersb. Wb. „der eine, mancher“, *tva* — *tva* „der eine — der andere“ (vergl. *tvad* — *tvad* „theils — theils“) und bemerkt dazu: „wohl mit der Partikel *tu* verwandt“. Dies *tu* seinerseits steht niemals am Anfange eines Verses oder Satzes, hat die Bedeutung „aber, doch“ und dient auch als Aufforderungspartikel. Vergl. das zd. Pronomen und Partikel *tu* und oben S. 223. Es kommt mit griech. *δέ* im Wesentlichen überein. Und wie *tu* mit einem Pronomen „der andere“ zusammenhängt, so hat längst Pott das gr. *δέ* mit dem Stamme *dva* der Zweizahl verglichen: hier wie dort steht die reine Stammform als Conjunction.

Und hiermit wird uns der letzte Einblick aufgethan in die ganze Reihe der behandelten Partikeln, ob sie nun selbständig oder als Suffixe vorkommen: die Zweizahl, die wir soeben im Sinne des Gegensatzes wie in den Präfixen *vi-* und *dvis-* trafen, bewährt in ihnen die Bedeutung des Paares, des Verbundenseins, des Beisammen, die wir schon in den Declinationsendungen mit *bhi* zu beobachten glaubten.

Wir erblicken ferner in den Stämmen *atva*, *adva*, woran sich zunächst das S. 254 nachgewiesene *ava* (zwei) reiht, die gemeinsame Wurzel des Du und der Zwei*).

Indess, wir müssen noch einen Schritt weiter gehen.

Wie tief handelt Wilhelm Humboldt über den Begriff des Du! Die Sprache könne nur gesellschaftlich zur Wirklichkeit gebracht werden. Das Wort müsse also Wesenheit,

*) Zusammenhang des Du mit der Zweizahl hat man sonst schon angenommen (z. B. Pott Jahrb. 1833, S. 327, dagegen Zählmeth. S. 133; Lepsius Zwei sprachvergleichende Abhandlungen S. 102; Aufrecht-Kirchhoff 1, 58 Anm.; Key in Transactions of the Philol. Soc. 4, 33), ohne sie jedoch lautlich genügend zu vermitteln.

die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwidernden gewinnen. „Diesen Urtypus aller Sprachen drückt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person von der dritten aus. Ich und Er sind wirklich verschiedene Gegenstände, und mit ihnen ist eigentlich Alles erschöpft, denn sie heissen mit andern Worten Ich und Nicht-Ich. Du aber ist ein dem Ich gegenübergestelltes Er. Indem Ich und Er auf innerer und äusserer Wahrnehmung beruhen, liegt in dem Du Spontaneität der Wahl. Es ist auch ein Nicht-Ich, aber nicht wie das Er, in der Sphäre aller Wesen, sondern in einer andern, in der eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns". Ueber den Dual Ges. W. 6, 591, vergl. damit und für das Folgende besonders die Abhandlung über Verwandschaft der Ortsadverbia mit dem Pronomen.

Wenn wir nun oben S. 229 das Ich mit einem Pronomen der dritten Person lautlich vollkommen identisch fanden, so werden wir nach dieser Humboldt'schen Auseinandersetzung uns nicht wundern das Du aus einem solchen hervorgehen zu sehen. Schon die Form *tva* selbst zeigte sich als Indefinitum. Und wenn wir das S. 270 vermuthete Superlativsuffix *va* herbeiziehen, dürfen wir *atva*, *tva* als *atma*, *tma* (wie *atama*, *tama*) auffassen, d. h. als Superlativ des Demonstrativums *at*, *at-á*, *ta*.

Für skr. *ta* nimmt man die Bedeutung „dieser" an, aber *adás* steht als Neutrum zu dem St. *am* „jener". Und dieselbe Bedeutung setzt man für *ta* in anderen verwandten Sprachen an: „*tŭ* ἐκεῖνος ille, αὐτός ipse" Miklosich Lexicon. Selbst die Verwendung als Artikel würde, wenn man der Analogie des altnord. suffigirten und des roman. Artikels trauen will*),

*) Auch altpers. *hauv* und *ava*, die sich wie skr. *asâu* und *am*, *amu* ergänzen (jener), stehen ganz nach Art z. B. des goth. Artikels.

aus dem Begriffe „jener“ entspringen. So viel dürfen wir als sicher aufstellen, dass der St. *at* vom Sprechenden hinweg deutet. „Der Zungenlaut deutet auf ein ausserhalb des Subjects Befindliches hin“, bemerkt schon Heyse System S. 117: die Zunge sei gleichsam der Zeigefinger unter den Sprachwerkzeugen. Vergl. auch Pott Jahrbücher f. wissensch. Kritik 1833, S. 336. Und wirklich stimmen die verschiedensten Sprachen der Erde in Verwendung der Linguales zur äusseren Demonstration überein. Suchen wir demnach das einfachste Aequivalent unserer Sprache für den St. *at*, so würde sich etwa „dort“ darbieten, wie wir den Stamm *a* S. 229 ff. 285 auf einem „hier, in der Nähe“ beruhen sahen.

Im lat. *iste* bewahrt *ta* den speciellen Bezug auf die zweite Person. Und ganz ebenso verwenden wir im Deutschen mit einem allerdings nicht sehr verbreiteten Sprachgebrauch — Adelung und die Grimm verzeichnen ihn nicht — das Adjectiv *dortig* für Dinge, die sich an dem Ort des Angeredeten befinden. So lehrt uns der Gegensatz von *iste* und *ille*, von *dort* und *jenseits* ungefähr auch, welcher Unterschied im altarischen Sprachgefühl zwischen *at* und *am* obwaltete.

Rufen wir uns den S. 236 aufgewiesenen Zusammenhang zwischen dem St. *i* und der Einzahl zurück: so ge-

Pseudo-Smerdes wird Beh. 3, 22 mit den Worten eingeführt: 1 *martiya Vahyazdâta nâma* „(es war) ein Mann V. mit Namen“. Dann ist von ihm nie mehr anders die Rede als mit beigesetztem *hauv* oder *ava*: 3, 53 der *(hauv)* Vahyazdâta welcher (*hya*) sich Bardiya nannte, der *(hauv)* entsandte ein Heer nach Arachosien; 3, 69 der *(hauv)* Mann welcher des *(avahyâ)* Heeres Oberster war, welches Vahyazdâta entsandte gegen Vivâna, der *(hauv)* Oberste zog ab. — Vergl. auch Böhtlingk-Roth 3, 408 über *tya*: „jener, insbes. jener bekannte; öfters abgeschwächt zum Artikel“. Doch könnte zu *sya*, *tya* auch das Relativum *ya* als Artikel verglichen werden, weil *sya* ursprünglich Relativum: s. den folgenden Aufsatz.

wahren wir deutlich, wie aus der primitivsten Raumanschauung, aus der Unterscheidung des Hier und des Dort, das Ich und das Du, die Eins und die Zwei erwächst.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Lautwandlungen der Verbalendung zweiter Person, so haben wir fast alle und noch einige mehr in den wechselnden Gestalten des Ablativsuffixes und seiner Sippe wiedergefunden. Nur eine einzige bis jetzt nicht: die Form mit *s*. Kann man aber zweifeln an dem Puncte, auf welchen die Untersuchung nun gebracht ist, und wenn man sich der Locativbedeutung einiger mit dem Ablativzeichen verwandter Bildungselemente, sowie dessen was oben über den Zusammenhang von Genitiv und Ablativ gesagt wurde, noch erinnert: kann man zweifeln, dass das Suffix *as*, welches im Dual dem Genitiv und Locativ, im Singular dem Genitiv und Ablativ dient, mit unserem Suff. *at* der Urform noch identisch ist? Nur dass die mehrfache Möglichkeit der Lautgestalt zur Ausprägung mehrfacher Bedeutung, zur Differenzirung, theilweise benutzt wurde: etwa wie in der zweiten Person des Praesens und der sog. secundären Formen der *s*-Laut dem Singular, der *t*-Laut dem Plural vorbehalten erscheint. Wie dieser Unterschied in dem activen Perfect wegfällt, so weist im Singular der Declination das Sanskrit grossentheils dem Genitiv und Ablativ die gleiche Endung zu. Denn wir haben keine Ursache das ablat. *as* für einen Eindringling aus dem Genitiv zu halten, so wenig als das *â* des Locativs für eine Entlehnung aus dem Instrumental: die strengere Scheidung des Zend und des Lateinischen ist im Sanskrit nicht eingetreten: wir dürfen nicht die Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten einer Sprache darum ableugnen oder verwischen, weil sie in sehr hohe Zeit hinaufzureichen scheinen. Vgl. oben S. 5 und 188 f.

Durch *as* wurde das ältere *sja* ausser im Pronomen und bei den nominalen *a*-Stämmen gänzlich verdrängt. *Sja* ist von Steinthal De pronomine relativo (1847*) p. 66. 80 und Typen des Sprachbaues S. 306 im Hinblick auf chinesische, koptische und andere Analogien so vortrefflich erklärt, dass ich nicht begreife wie man nach einer andern Auffassung suchen und sich bei einer so anfechtbaren wie die Berufung auf das griech. Suff. *σιο* (skr. *tya!*) beruhigen konnte. *Sja* ist Relativum und macht das Wort dem es folgt zum Genitiv oder Adjectiv: über das Adjectiv s. den folgenden Aufsatz, über den Ursprung des *sja* unten.

Aber nicht blos das Declinationssuffix, auch das entsprechende Pronomen hat die Wandlungen des *tv* vollständig durchgemacht. Ich scheue mich nicht das dem *ta* gleichbedeutende **as*, **as-á* (S. 321), *sa* hieher zu stellen und von der Grdf. *atva* abzuleiten (vergl. S. 314 Anm.). Zur ausdrücklichen Bestätigung darf ich mich wohl auf den Nom. Sing. Masc. *hvô* des Gâthâdialektes, der uns so manches hoch Alterthümliche überliefert, für zd. *hô*, skr. *sa*, *sas* berufen. Und die Grundbedeutung „beisammen" die wir schon S. 268 f. dem *sa* zuwiesen, hebt beinahe jeden Zweifel.

*) Noch etwas früher ähnlich Rost Ueber den Genitiv in den dekhanischen Sprachen (Jahresbericht der DMG. für 1846 S. 214 ff.) und Rich. Garnett Transactions of the Philological Society 2, 165—176 (vom 12. December 1845) der seine Resultate S. 172 zusammenfasst: The object of all the different forms of the genitive case is to establish the same sort of connexion between words that the relative does between clauses, namely, to show that one of them may be predicated of the other; thus serving as a kind of logical copula. Vergl. auch Benfey Gramm. f. Anf. S. 291 f. Anm. 3; Pott Präpos. S. 9; Schleicher Beitr. 1, 504. Dazu Fr. Müller Sprache der Bari S. 11 (Sitzungsber. Bd. 45); Mahn Bask. Denkm. S. XXVII.

Es ist nun Zeit uns der siebenten Pluralbildung wieder zu erinnern.

Wenn ich oben Recht hatte das *sma* des Dativ, Ablativ, Instrumental, Locativ des Singulars mit dem *sma*, das *â* des Instrumental und Locativ mit dem *â*, das *i* des Loc. Sing. mit dem *i* des Plurals zu identificiren: darf ich hier die Consequenz scheuen, unser gleichfalls locativisches *as* in dem Pluralzeichen *as* wiederzuerkennen?

In der That scheint es der Begriff des Locativs zu sein, der so innige Verwandtschaft mit dem Plural bekundet. Denken wir blos an *sma*, so liegt es nahe, unser *sammt* und *gesammt* herbeizuziehen und uns vorzustellen, der Doppelsinn ruhe im Suffix. Aber *bhi*, ein Element von wesentlich gleicher Bedeutung wie *sma*, bezeichnet niemals den Plural als solchen. Und offenbar hängt dies mit dem Umstande zusammen, dass es im Sing. von der Bezeichnung des Locativs ausgeschlossen ist. Während wir andrerseits die blosse Vocalverstärkung des Bildungssuffixes ohne weitere Declinationsendung gerade dem Locativ und Plural gemeinsam fanden*).

*) Für zwingend möchte ich diese Argumentation noch nicht halten. Ist nur erst das Factum des Zusammenhangs der Locativform mit dem Plural anerkannt, so wird man über den Grund dieses Zusammenhangs bald klarer sehen und sicherer urtheilen. Pott war es, der schon 1833 in den Jahrbüchern für wissenschaftl. Kritik S. 326 (Etym. Forsch. 2, 628) skr. *a-sma* mit Beziehung allerdings nicht auf *sama*, aber auf das gleichbedeutende *sima* (all, jeder) „Ich in der Gesammtheit, ich und die Uebrigen“ erklärte. Ausgehend davon, dass deutsch *ge-* unter anderm zur Bezeichnung der Gesammtheit diene *(Berg, Gebirge)*, macht Mr. Latham Transactions of the Philological Soc. 4, 79 bemerkbar, dass im Tamulischen *da* (mit) den Plural der Personalpronomina bilde, gleich als ob *mecum* „I conjointly“, *tecum* „thou conjointly“ bedeute. Anknüpfend an diesen tamulischen Plural bemerkt Pott Doppelung

Das Wort an sich, der reine Stamm bezeichnet weder den Einzelnen noch Einige noch Alle. Die sprachlichen Kategorien des Numerus fallen keineswegs mit den logischen Kategorien der Quantität zusammen. Der Singular umschliesst gleich dem Stamm selbst, der in ihm keine Modification erfährt, ebensowohl das Individuum wie die Gattung. Der Plural ist weniger der Ausdruck der Gesammtheit, als der Ausdruck einer unbestimmten Menge. Nun bezeichnet der Locativ einen gewissen, seiner Lage, Beschaffenheit, Ausdehnung nach ungewissen Punct innerhalb der Sphäre des benannten Gegenstandes. Der Punct kann einen beliebigen Theil der Gesammtmasse des Gegenstandes ausmachen. Wird daher irgend ein Locativ als Subject oder Object gesetzt, so sieht sich der Hörer genöthigt, die Benennung des Gegenstandes im Sinne der Gattung zu verstehen, und so wird der beliebige Theil von selbst zum Ausdruck der unbestimmten Menge, der Locativ zum Plural.

Wir konnten beobachten, wie die Locativ-Plurale auf *sma*, *â*, *ai* wieder als Declinationsstämme genommen und so dem Nom. Voc. und Acc. noch andere Pluralcasus hinzugefügt wurden. Das Element *as* hat man nicht auf die gleiche Weise behandelt.

Seinem ablativ-genitiv-locativischem Sinne nach bildete es Adverbien, z. B. von Zahlwörtern skr. *dvís*, *trís*, *catúr*

(1862) S. 48 Anm., dass sich „ja auch das *s* als Pluralzeichen der indogerm. Sprachen etwa aus dem athroistischen *sa* (mit) deuten liesse“. Und so schon 1860 Schleicher Die deutsche Sprache S. 237. Sehr einleuchtend ist auf den ersten Blick Pott's Erklärung von *sma*. Diese aber auch nur darum, weil ein Nomen *sama* daneben zur Verfügung steht: vergl. ahd. *manno lîh*, *dingo lîh*. Geben wir den Zusammenhang mit dem Locativ zu, so haben wir nur Partikeln zur Verfügung: in ihnen müsste, wie Pott von *sa* annimmt, die Doppelbedeutung stecken.

(für *caturs*, zd. *cathrus*) oder von Präpositionen, skr. *avás-*, *upárish-* und ähnl. (vor *-tât* S. 307), vedisch *páris*, zd. *vis*, *paitis*, *pairis*, altpers. *abis*, *patis*, gr. *ἀμφίς*, gr. lat. *ἔξ ex*, *ἄψ abs* usw.*) Vergl. oben S. 305 *δις* und S. 306 *tas*.

Ein solches Adverbium war *bhjas*, das uns im Sing. des Personalpronomens begegnete. Der Ausgang *as* legte jedoch eine Umdeutung und specielle Beziehung und Einschränkung des Suffixes auf den Plural nahe, und indem so scheinbar das Pluralzeichen an die Casusendung getreten war, gab es das Vorbild ab für andere falsche Bildungen. Vergl. Pott Etym. Forsch. 2, 630. Eine solche ist vielleicht schon *bhjams*, doch können dafür noch zd. Adverbien aus Präpositionen wie *frâs*, *apâç*, *parâs* (vergl. skr. *sans-krta*?) angeführt werden, worin jenes *s* an Neutralformen auf *am* getreten scheint, die sich jedoch nicht gesondert nachweisen lassen. Ganz gewiss aber beruht das Suffix *ns* (für *ms*) des Acc. Plur. nur auf falscher Analogie.

Ein solches Adverbium war ferner *âis* und seine Beschränkung auf den Plural ging in derselben Weise vor sich. Dagegen wird das gleichgebildete Pronomen *adás* wohl der Analogie der Neutra auf *as* seine Geltung für Nom. Acc. Sing. Neutri verdanken. Es ergänzt den Stamm *am* und den Nom. Sing. Masc. und Fem. *asâu*. Die Vermuthung wird nicht allzu verwegen sein, dass wir darin eine Weiterbildung des neutralen Determinativs *d*, Grdf. *ada*, vor uns haben: S. 300.

*) Ueber dies *s* vergl. Curtius Gr. Etym. S. 36. 264. Als Genitivformen führt hieher gehörige Präpositionen Weber Ind. Stud. 2, 406 f. auf (vgl. Benfey Gramm. f. Anf. S. 291 Anm. 3). Neben den zd. Adv. auf *s* finden sich Formen auf *sha* (*frasha* „vorwärts", *apasha* „rückwärts"), womit schon Windischmann, dem Spiegel Altbaktr. Gramm S. 203 beistimmt, griech. *πρόσσω*, *ὀπίσσω* verglich. Das leuchtet auch mir ein: als Grundf. des Suffixes wäre zunächst *svâ* anzusetzen. Anders Curtius Etym. S. 256.

Auch *smas* im Nom. Plur. der Personalpronomina, resp. *sas* in der Nominalflexion, kann nichts anderes sein als eine mit *sma* vollkommen gleichbedeutende Adverbialform. Merkwürdig daher, dass es unseres Wissens auf den Nominativ beschränkt war, und neutrale Nomina von seiner Verwendung gänzlich ausgeschlossen erscheinen. Aehnlich wie das Pluralzeichen *as* nur im Zend der ausschliesslichen Neigung für Masculina und Feminina widersteht. Worin kann das seinen Grund haben?

Ich denke, dasselbe Motiv, welches im Singular der Neutra Anfügung eines Determinativs herbeiführte, bewirkte dass im Plural die Neutra sich abzusondern suchten, indem sie die ältere Form des Plurals *(â, a)* beibehielten. Was aber *sma-s, sa-s* betrifft, so mag man das ausl. *s* als Nominativzeichen angesehen haben. Dies kann jedenfalls verhältnissmässig spät erst geschehen sein.

Es giebt für den Nominativ dreierlei Bezeichnungsweisen: erstens Vocalverstärkung des Bildungssuffixes, zum Theil mit Veränderung des Thema's; zweitens beigefügtes *âm;* drittens Anhängung von *s.*

Unbezeichnet bleibt der Nominativ im Plural; im Neutrum, gleichviel ob es mit einem Neutralzeichen *(d, m)* versehen sei oder nicht; im Femininum auf *â, î* (*yâ*), *û* (*vâ*); in den Pronominalsuffixen *ma, tva* des Verbums, sofern sie als Subjecte anzusehen. Ausserdem im Demonstrativum *sa*: das Zd. regelmässig und das Skr. in gewissen Fällen verwenden zwar allerdings die Grdf. *sas*, aber dem gewöhnlichen skr. *sa* entspricht goth. *sa*, gr. *ὁ*, im Gâthâdial. einmaliges *hé* (vergl. *ké*, *yé*). Und auch das Lat. muss den Nom. *se* (vergl. die alten Formen *sum, sam, sos, sas* und die osk. Stämme *ek-so, ei-so*, umbr. *eso, ero*) einst besessen

haben, denn alle seine Pronomina ausser den *i*-Stämmen *is* und *quis* setzen ein solches Vorbild voraus.

Die erste Art des Nominativausdrucks nehme ich in mehreren Fällen an, in denen man unberechtigt einstiges *s* und verschiedene andere Consonanten abfallen zu lassen pflegt. Man legt sich die Lautgesetze der Ursprache nach willkürlichen Hypothesen zurecht. Wenn das Skr. die Nominative *bháran* (Thema *-ant*) und *yávîyân* (Th. der starken Casus *âns*) bildet, so hat es ohne Zweifel nach seinen Lautgesetzen die auf *n* noch folgenden Consonanten verloren, und das Lat. lässt in *ferens, juniôr* die Grundf. *-ants, -âns* (wohl niemals *-ânss)* erkennen. Aber mit *rấjâ* (St. *-an*), *pitấ* (St. *-tar*), *bálavân* (St. *-vant*), *dúrmanâs* (St. *-as*) verhält es sich wesentlich anders.

Zu *dúrmanâs* stimmt, abgesehen vom Accent, gr. δυσμενής genau.

Dem Nominativ *-â* von Stämmen auf *an* correspondirt im Lat. gleichfalls *â* (*homô*), im Griech. *ân* (ποιμήν), worauf auch die germ. (vergl. S. 120) und lettoslav. Form beruht. Eine alte Dittologie mithin, das eine Gebilde mit, das andere ohne Wahl verschiedener Themagestalt. Das Thema ohne *n* bestätigt sich auch im Nom. Acc. Sing. der Neutra z. B. *vártma* und vor consonantisch anlautenden Casusendungen, sowie als zweites Glied der Composita (Benfey Vollst. Gramm. S. 256 § 639).

Gegenüber *bálavân* bezeugen die griech. Adjectiva auf όεις den Nom. *-vants*, also eine Nebenform mit *s*.

Die Stämme auf *tar* habe ich oben S. 96 f. noch falsch beurtheilt: der lat. Nominativ kann stark gekürzt, auch durch den Vocativ (skr. *pítar*) beeinflusst sein: *târ* dürfen wir als westarische Grdf. ansehen. Den ostarischen Nominativen auf *tâ* steht im Griech. und Lat. ein gleichlautendes Stammbildungssuffix gegenüber. Vergl. Curtius De nominum

graec. form. p. 33 ff.; Bopp Vergl. Gramm. 3, 187. 371; Benfey KZ. 9, 109 ff.; L. Meyer Vergl. Gramm. 2, 335 ff.; Schleicher Comp. S. 442 ff. Völlig aufgeklärt sind sie noch nicht*).

Absicht der ganzen Bildungsweise ist nichts anderes als Auszeichnung des Subjects durch die einfachsten zur Hand liegenden Mittel.

Der gleiche Zweck wird durch *ám* erreicht, das in *agh-ám, tu-ám, vaj-ám, juj-ám* (oben S. 243), *andvām, judvām* (vergl. S. 253), ferner in ostar. *ay-ám, iy-ám, id-ám* (vergl. S. 109) vorliegt, uns in lediglich verstärkender Function schon sonst (S. 277. 284) begegnete und von dem hervorhebenden *â* (S. 285 f.) nicht wesentlich verschieden ist. War die S. 287 vorgeschlagene Deutung als Neutrum des Demonstrativums *a* richtig, so lehrt sie uns wie ungemein jung diese Nominativ-

*) Uebergang des Suffixes *tar* in *ta* nimmt Fr. Müller Zend-Studien 2, 6 (Wiener Sitzungsber. Bd. 43) in dem zd. Nom. *pitô* an. Von Stämmen auf *târ* scheint gleichfalls ein Nominativ auf *ô* nicht zu leugnen: Spiegel Altb. Gramm. S. 162. 163. Vielleicht beruht dies *ô* ganz einfach auf Verdunkelung von *â*. Dass das *tâ* des Nom. nicht aus rein phonetischen Gründen für *tars* steht, ersieht man aus dem zd. Nominativ *âtars* (Spiegel S. 164 Anm. 4) und dem Gen. *nars* (woneben Nom. *nâ* wohl nach Analogie der *tar*-Stämme, Spiegel S. 166). — Einige andere Formen die Spiegel verzeichnet, scheinen eine besondere Auffassung zu erfordern. Es hat den Anschein, als ob vor auslautendem *s* einer, auch zwei Consonanten ausgeworfen wären. So Acc. Pl. *yâo* St. *yâre* (S. 167, N. 13), für *yâs, yârs*. Gen. Sing. *hû* neben *hûrô* St. *hvare* (S. 168, N. 16), für *hvô, hvas, hvars*. Nom. Sing. *napâo* (vergl. altpers. *napâ*), *napâoç-*, St. *napât*, für *napâs, napâts*; Nom. Sing. *napô*, St. *napat*, für *napas, napats* (S. 164, Anm. 4). Nom. Sing. der St. auf *añt* regelmässig *âo*, daneben *ãç* und *ô* (S. 158), offenbar für *âns, âs* und *ans, as*: zu letzterem stimmt der Nom. Acc. Sing. Neutr. *-yô*, St. *yañh* (S. 164 f.), für *yans, yas*. Die Nom. Sing. *-va*, St. *-vañt* (S. 160 § 140) wohl nach Analogie der St. auf *van*, wie umgekehrt *verethravâo* St. *verethravan* (S. 156 § 137) nach Analogie der St. auf *vañt*.

bezeichnung ist. Wir müssen sie für jünger als die jüngsten der obliquen Casus, die mit Neutralform, erklären.

Und gleichwohl zeigt ihre Beschränkung auf das Pronomen, dass sie noch immer die Nominative mit *s* an Alter überragt.

Das Nominativ- oder Subjectzeichen *s* dient Masculinis und Femininis. Es muss dem todten Neutrum gegenüber das Lebendige bezeichnen. Aber auch von den Femininis auf *â* hält es sich fern, während *ám* unterschiedslos an das Neutrum *id* (*id-ám*) und das Fem. *î* für *yâ* (*iy-ám*) getreten ist. Wir können uns unmöglich bei einem Aufschluss über *s* beruhigen, der diesen Gegensatz nicht erklärt. Wenn nichts weiter als das Pronomen *sa* darin steckt, wie Bopp's Deutung will, warum trat nicht *sâ* an die Feminina, und zwar an alle, auch die auf *â*? Abfall des *sâ* oder auch nur des *â* vorauszusetzen, liefe aller unserer sonstigen Kenntniss zuwider.

Das *s* ist klärlich nicht blos Subjectszeichen, sondern ein Determinativ, wodurch der gegebene Begriff als Glied einer bestimmten Kategorie von Wesen hingestellt wird.

Die Wörter auf *â* charakterisiren das Zarte, Schwächliche, Stillwirkende, Unselbständige: vergl. insbesondere Jac. Grimm Kl. Schr. 3, 371 ff. Sie bedürfen eines weiteren Determinativs nicht mehr, ihr Stammauslaut *â* ist ihnen Determinativ genug. Das Leben kann zwar diesen Bildungen auf *â* nicht abgesprochen werden, wohl aber das Lebendige. Ein Leben höherer Art, von mehr Kraft und selbstherrlicher Thätigkeit, einen geistigeren Zug möchte man in den Wörtern suchen, die weder unter die Neutra noch die *â*-Stämme sich einreihen: es bedarf freilich näherer Untersuchung, um die genau richtige Formel dafür zu finden. Trifft die gegebene nur im Allgemeinen zu, so versteht

sich ganz wohl, dass Masculina und Feminina darunter begriffen werden.

Die Scheidung überhaupt erinnert an den Gegensatz zwischen Lebendem und Todtem, der sich in gewissen nordamerikanischen Sprachen tiefgreifend durch die ganze Grammatik hindurchzieht.

Der speciellen Anwendung im Arischen, welche diese Charakteristik nur dort eintreten lässt, wo das Lebendige als das Wirkende hingestellt wird, im Nominativ, entspricht genau, dass wir skr. *sa*, *sâ*, zd. *hô*, *hâ* usw. als Nom. Masc. Fem. neben dem Stamme *ta* der obliquen Casus und des Neutrums, dass wir den skr. Nom. Masc. Fem. *asâu* neben dem Nom. Acc. Neutr. *adás* und dem *am*, *amu* der übrigen Formen, dass wir desgleichen zd. *hâu*, altpers. *hauv* gegenüber dem Stamme *ava* der obliquen Casus finden. Wie wenn gerade in diesem wunderlichen räthselhaften *asâu* die Auflösung des Räthsels steckte das uns beschäftigt? Es giebt ein skr. Masc. *ásu* „Lebenshauch, Leben". Davon der Locativ nach der S. 267 beschriebenen Weise: *ásâu*. Wie wenn einst dies *ásâu* „im Leben" d. h. „im Leben befindlich, lebendig" den Wörtern, die wir jetzt mit Nominativ-*s* finden, anstatt des *s* nachfolgte?

Asu kommt, sofern es Leben bedeutet, einem Nomen Actionis von der W. *as* „verweilen, existiren, sein" gleich: Leben ist gesteigerte Existenz. Der Zusammenhang wird unzweifelhaft durch zd. *aṅhu* im Sinne von „Ort" und „Welt".

Nun wissen wir, dass ursprünglich jede nackte Verbalwurzel als Nomen Actionis flectirt werden konnte. Möglich ist daher neben dem angenommenen *ásâu* ein gleichbedeutender Locativ *asa* mittelst Suff. *a* (S. 284) von W. *as*. Aus dem letzteren kann in Ansehung der Laute das Nominativ-*s* sehr wohl entstanden sein: mit Aphärese *sa*, und nach geschehener Verschmelzung Verlust des *a* der letzten

Silbe. Die Bedeutung stimmt wie es scheint ganz genau. Gerade der Begriff eines Lebens höherer Art bildet sich in *asu* und seinem Derivat *asura* allmälich immer mehr heraus, einerseits im Zend der Herr, der höchste Herr, andererseits im Skr. die Geister, die Götter, der höchste Himmelsgeist, vergl. Spiegel Beitr. 4, 326.

Aber damit ist noch nicht Alles erklärt. Wie kommt der determinative Locativ in den Nominativ eines Demonstrativums?

Neben dem Pronominalstamm *sa* scheint die Nebenform *as* existirt zu haben. Wenigstens könnte man in der lat. Conjunction *ast* (nach Aufrecht-Kirchhoff 1, 107 gleich einem skr. *at-tham*; nach Corssen Vocalismus 2, 278 aus *at set*) ein davon mittelst *ta* oder *tha* gebildetes Adverbium vermuthen, wenn anders das parallele *at* S. 306 richtig erklärt wurde. Und im umbr. St. *esto*, lat. *isto* dürfte sich dasselbe *as* mit dem St. *ta* — gleichsam ein umgekehrtes *dieser (ta*, mehr *sa)* — componirt haben, altpreuss. *sta* wie lat. *ste* (Lachmann zum Lucr. S. 197; Schuchardt Vocalismus des Vulgärlateins 2,368) mit Verlust des anlautenden *a*. Auch das umbr. Adv. *este* (ita) könnte hieher gehören.

Denken wir an die obigen *am-a* (S. 231) und *at-a* (S. 300), so werden wir uns vielleicht geneigt fühlen einen Nominativ *asá*, woraus *sa* durch Aphärese des ersten *a* entstanden wäre, zu statuiren.

Dieses *asá*, glaube ich, vermischte sich im Sprachgefühl mit dem determinativen Locativ von W. *as*. Im Locativ *asá* wie im Locativ *ásâu* wurde nur mehr ein Pronomen empfunden, demgemäss wohl *asấu* nach dem Muster von *asá* accentuirt, und dem *sa*, *sấ* wie dem *asấu* nach Massgabe der Determinative vorzugsweise (nicht ausschliesslich was den Stamm *sa* betrifft) der Nominativ Masculini und Feminini als Provinz zugewiesen: wenn auch damit für

die Stämme *sa* und *as* nicht aller anderweitige Gebrauch abgeschnitten war.

Dass nachher *asâu* sich als Determinativ ganz verlor und nur die kürzere leichtere Form in Verwendung blieb, wird uns kaum überraschen.

5.

Die achte Pluralform, worin der Stamm ganz unverändert bleibt, fordert noch unser Nachdenken heraus.

Wir sahen sie beschränkt auf Stämme mit schliessendem *an* und *as*. Neben den ersteren stehen wieder vedische Locative wie *carman*, und bei dem locativischen Charakter des Ablativs darf auch der zd. Abl. *bareçman* (Justi S. 212[b], Spiegel S. 156) herbeigezogen werden. Neben die letzteren kann ved. *rájas* für *rájasas* (Benfey Vollst. Gramm. S. 301, Anm. 1) gestellt werden.

Was haben diese Stämme vor anderen voraus? Wir sahen die im Sprachgefühl mit dem Nominativzeichen identificirten Pron. *sa* und *asâu* ohne Nominativ-*s*. Offenbar weil sie durch die Identificirung Nominative an sich wurden. Ebenso erhielten, glaube ich, jene Stämme kein Locativzeichen, weil sie Locative an sich waren und das Bewusstsein davon spät genug erlosch.

Erscheint die Behauptung verwunderlich? Man erwäge Folgendes.

Fast Niemand zweifelt, dass die Pronomina eine Hauptrolle in der Stammbildung spielen. Aber ich habe unter den vorhandenen Darstellungen vergeblich nach derjenigen gesucht, welche einen hinlänglich klaren Einblick in die Art und Beschaffenheit dieser Rolle verstattete.

Zum Theil kann an syntaktische Fügungen wohl gedacht werden. Wenn Adjectiva mittelst *ja* gebildet werden,

so hält es nicht schwer mit Bopp des Relativs *ja* zu gedenken (vergl. den folgenden Aufsatz). Und wenn Adjectiva mittelst *ka* gebildet werden, so mag man sich eine Ausdrucksweise vorstellen, die mit starkem rhetorischen Effect den Adjectivbegriff voraufschickt und das zugehörige Substantiv durch ein Interrogativ ankündigt: „ein guter — wer? ein Mann“.

Eine Gruppe anderer Suffixe scheint aus Stoffwurzeln herausgebildet zu sein.

So dürfte den Superlativsuffixen *ma*, *va*, *ta* der Sinn der Grösse innewohnen.

Ich vermuthe eine alte Wurzel *am* „angefüllt sein, sich anfüllen“ und activ „füllen“. Freilich für skr. *am* wird das blosse „gehen“ als Bedeutung angegeben. Aber vergleicht man die Verwandtschaft dieses seltenen Verbums und die Wurzeln *mâ* „messen“ und *ma*, *man* „denken“, so zeigt es bald ein anderes Gesicht. Ich verzichte auf Darlegung der ganzen Verzweigung.

Die geistige Erfüllung mit etwas ist das Denken, die Begeisterung, die Wuth und alle starke Gemüthserregung, selbst Heiterkeit (vergl. W. *man* bei Curtius Etym. S. 279); aber auch ungestüme Bewegung: dies ist jenes skr. *am*, das sich bis zur Bedeutung heftigen Anfalls, der Beschädigung (daher auch Mangel), der Krankheit steigert. Von etwas erfüllt sein ist hartnäckiges Bleiben bei etwas: gr. μένω.

Das active Anfüllen scheint der W. *mâ* „messen“ zu Grunde zu liegen, insofern dabei von dem Messen der Flüssigkeiten ausgegangen wird. Dazu stimmt die Entfaltung sehr gut: „in eine Form giessen“ wird leicht allgemein „in eine Form bringen, bilden, zurichten“.

In der Erregung liegt schon die Vorstellung der Steigerung. Oder wenn wir auf die Grundbedeutung zurückgreifen: das Leere das angefüllt wird (man denke an einen Schlauch oder Sack) schwillt auf, wächst, vergrössert sich

Daher der Begriff des Wachsens, der Ausdehnung nach allen Dimensionen, der Grösse und Macht in *ma* mit dem Determinativ (wenn man es so — nicht ganz bezeichnend — nennen will) *gh*: *magh*, *mag*.

Diese letzte Bedeutung scheint die Quelle des Superlativsuffixes.

Für *va* erinnere ich an W. *av* sättigen, erfreuen, sich sättigen, sich erfreuen, lieben. Daran schliesst sich *va-n* begehren und *va-r* wählen. Wie skr. *vara* erwählt, ausgezeichnet bedeutet, so liesse sich derselbe dem Superlativ sehr gemässe Sinn in *va* vermuthen. Doch könnte die Grundbedeutung von *av* ebenfalls anfüllen sein und der Uebergang sich ähnlich wie bei *ma* vollzogen haben. Vergl. mit skr. *am* zd. *av* „gehen, sich wenden zu“.

Im Suff. *ta* Ausdehnung und Grösse anzunehmen, berechtigt schon die W. *ta*, *tan* dehnen.

Ich bin ferner überzeugt, dass die Comparativsuffixe *tara* mit W. *tar* (sich hinbewegen über, sich hinausbewegen über), *ra* mit W. *ar* (sich erheben) zusammenhängen, und dass *jans* eine participiale Bildung ist von W. *i* als „ausgehen von etwas“ (Petersb. Wb.): man bemerke dass der übertroffene Gegenstand im Ablativ steht und dass eine Bewegung den Punct von welchem sie anhebt, hinter sich lässt.

Vollends die Abstracta auf *tât* werden noch vom Zend als Composita, *tât* als selbständig ablösbares Wort gefühlt: Justi S. 133[b], Spiegel Gramm. S. 91, 46. Es kann nicht aus einem Demonstrativum stammen. So wenig als unser *-thum* oder *-heit*. Dem ersteren scheint es am nächsten zu stehen.

Ich halte aber auch für möglich, dass das Suff. *ju* auf W. *ju* (verbinden) zurückgehe. Ebenso scheint Suff. *sja* auf W. *si* (binden) zu beruhen, in zd. *pañcôhya* (zu fünfen angeschirrt), skr. *dhênu-shyâ* („die verpfändete Kuh“, jung bezeugt, aber wohl ein alter Rechtsausdruck) seinen eigent-

lichen Sinn sogar in sehr specieller Anwendung zu bewahren (vergl. *bandhaka* Verpfändung von W. *bandh* binden), in *manu-shya* (Mensch) dagegen, so wie als Relativum und Genitivpartikel nur im Allgemeinen Verbindung mit etwas, Verhältniss zu etwas zu bezeichnen.

Gerade an diesem letzten Beispiel zeigt sich aber deutlich, wie die Grenzen zwischen Stoff- und Form-, prädicativen und demonstrativen Wurzeln in einander verfliessen. Das Suff. *sja*, wenn es den angegebenen Ursprung wirklich hätte, müsste doch nach seinem thatsächlichen Gebrauche in ein pronominales Compositum aus *sa* und *ja* umgedeutet worden sein. Aber die Wurzel *si* selbst, auf die wir es zurückführten, was unterscheidet sie in ihrer Grundanschauung vom St. *sa*, *si* als Raumpartikel genommen? Verbindung, Beisammen hier wie dort.

Auch andere Berührungen der beiden scheinbar so streng geschiedenen Wurzelclassen halte ich für sicher. Von Weber's Aufstellungen über die Präpositionen (Ind. Stud. 2, 406) haben gewiss einige Bestand. Und überhaupt: was unter Stoffwörtern wie Hilfsstämmen in letzter Analyse lautlich zusammenfällt, das muss auch in Bezug auf den Sinn identisch sein.

Wir werden noch später sehen, wie aus Fülle, Stärke, Grösse der Begriff der Entfernung entspringt. So hängt *am* „jener" mit *am* „füllen", *ava* „jener" mit *av* „füllen" zusammen.

Damit soll aber nichts weniger gesagt sein, als dass alle Pronomina und Präpositionen Abschwächungen von materiellen Wurzeln sein müssen. Im Gegentheil erweisen sich vielleicht umgekehrt die einfachen Raumvorstelluugen als weitaus die reichste Quelle der Wurzelbildung.

Gleich in jenem *sa*, *si* steckt wie wir wissen die Zweizahl, in Wurzeln mit anlautendem *bha*, *bhi* wurde sie eben-

falls vermuthet (S. 282). Wenn die bisher angenommenen Lautgesetze der arischen Ursprache nur einigermassen richtig sind, so können Wurzeln mit anlautendem *va*, *vi* zum Theil ebenfalls hieher gehören. Ja falls die obige Deutung von *ju-sma* sich bewährt, so dürfen wir die W. *ju* herbeiziehen. Und was folgt nicht Alles aus der Grundanschauung der Paarung, der Verbindung! Mit einem Ort verbunden sein ist: da wohnen. Sich in diese Verbindung begeben ist: eintreten, usw.

Andererseits die Zweizahl im Sinne der Trennung. Theilen und Durchdringen (Erkennen, Strahlen), Scheiden und Zurückweichen, Biegen und Fliehen hängen daran. Dann Zweifeln, Zittern, Furcht. Ferner Zwietracht, Feindschaft, Hass, Krieg: doch vielleicht gehört Kampf zu Verbindung, vergl. handgemein werden. Endlich Spalten, Zermalmen, Tödten, Ueberwinden, aber auch Kauen, Essen.

Wir glaubten zu erkennen, dass die Zweizahl auf dem Dort und seiner Steigerung beruhe.

Sich zu einem dortigen machen heisst: sich von hier hinwegbegeben, sich ausdehnen*), gehen. Ein Ding zu einem dortigen machen, es *dortigen*, wenn man so will, heisst: werfen (*as*). Und wie *jaceo* von *jacio* kommt, so beruht auf dem Werfen das Liegen, Sitzen (*âs*), Bleiben, Festsein, Beharren, Sein (*as*), wofern diese Wurzeln nicht auf die Zweizahl im Sinne der Verbindung, des Wohnens zurückgehen.

*) Ich nehme also den Zusammenhang zwischen *ta* „dort“ und *ta*, *tan* „dehnen, ausstrecken“ an, den M. Müller Vorl. 1, 224 f. bestreitet. Ich weiss nicht, gegen wen seine Polemik sich richtet. Ich finde die Ansicht übrigens bei Benloew De quelques caractères du langage primitif (Paris 1863) S. 40. Ebendaselbst noch andere Gleichungen, z. B. W. *ju* mit *ju-sma*, die natürlich ganz anderer Begründung bedürfen, sollen sie Geltung erlangen.

Das Dortige ist das Aeussere. Sich einer Sache entäussern, sie verschenken fällt also hieher. Aber alles Thun ist Aeusserung der Kraft. Und das Tönen kann ebensowohl als Aeusserung wie als etwas Durchdringendes bei der Benennung aufgefasst worden sein.

Ich bilde mir nicht ein, dass die vorstehenden Bemerkungen ausreichen werden, um irgend Jemand von den Wurzelerklärungen zu überzeugen, die er zwischen den Zeilen leicht erkennt. Ich stelle sie nur als Programm hin für eine künftige Untersuchung, deren Ziel S. 36 schon angedeutet wurde und deren Möglichkeit nur Derjenige bestreiten kann, der mit Renan u. A. die Wurzeln wie ein unantastbares Heiligthum ansieht, an welchem nicht experimentirt werden dürfe. Die Beachtung der Wurzelvariation, die Abscheidung von sogen. Determinativen muss der erste Schritt zu noch weiter gehender Analyse sein. Der Wurzelvorrath unserer Sprachen gleicht einem alten verblassten Manuscript, von dem wir Enthüllung der wunderbarsten Geheimnisse erwarten dürfen, falls nur einst die richtige Tinctur sich findet, welche die vieltausendjährige Schrift erhellt.

Doch was sage ich: der erste Schritt, was sage ich: einst! Ist nicht vor vierunddreissig Jahren schon von Pott wie der erste, so der zweite Schritt gethan, indem er von den Wurzeln Präpositionen ablöste, welche er als einfacheren Wurzeln vorgefügt betrachtete?

Die Einwendungen sind mir nicht unbekannt, welche von den strengsten, besonnensten, gewissenhaftesten Forschern gegen diese Pott'schen Wurzelanalysen erhoben wurden. Ich theile viele ihrer Bedenken im Einzelnen. Auch mir ist es nicht zweifelhaft, dass Präpositionen wie Pronomina und überhaupt alle Redetheile meist Flexion angenommen

haben in der actuellen Sprache oder doch bei Feststellung ihrer Formen als flectirt gefühlt wurden. Und hier wie sonst möchte ich darauf dringen, dass wir das Gesetz der Verstümmelung erst erforschen, ehe wir uns mit der Annahme grosser Entstellungen allzuweit vorwagen. Hier wie sonst möchte ich vermuthen, dass nur lautgesetzliche Veränderungen und Verlust eines unbetonten *a* mit Recht zugelassen werde: daneben dürften höchstens die „Missverständnisse" und „falschen Folgerungen" eine gewisse beschränktere Geltung behaupten. Ich meine Fälle wie *vi* für *matvi* (S. 237 f.), *khshma* für **yughsma* (S. 238), *maṭ* für *samaṭ*, *smat* (S. 268), wo in alter Zeit Composita falsch zerlegt oder Ableitungen als Composita missverstanden und das gefolgerte zweite Compositionsglied im Sinne des ganzen wirklichen oder vermeintlichen Compositums gebraucht wurde.

Theoretisch aber scheint mir festzustehen, dass wir berechtigt sind, nach Präpositionen als Bestandtheilen der Wurzeln zu suchen. Nur müssen diese Präpositionen selbst in ihrer Wurzelgestalt auftreten, die Wurzel die wir prüfen muss sich als Compositum darstellen. Mit der späteren Modification des Verbalbegriffes durch begleitende Präpositionen lassen sich jene componirten Wurzeln sehr wohl vergleichen: die beiden Erscheinungen verhalten sich im Wesentlichen wie eigentliche und uneigentliche Composition nach Jacob Grimm's Unterscheidung.

Eben so fest steht meiner Ansicht nach unsere Berechtigung, Casussuffixe für Präpositionen zu erklären. Auch hier selbstverständlich Präpositionen in Wurzelgestalt. Wenn wir eine älteste Sprachperiode voraussetzen, wie wir müssen, in welcher als Wörter nur Wurzeln fungirten, wie sollte, wie konnte daraus denn Flexion anders entstehen, als durch Verbindung von Sachwurzeln mit Wurzeln, welche die Bezie-

hungen der Sachen unter einander ausdrücken? Und in der That wird dies so allgemein zugestanden, dass ich für die Mehrzahl der Sprachgelehrten kaum eine Theorie zu widerlegen brauche, in welcher durch verborgene sonderbare Processe die Flexionssuffixe wie Baumharz von den Wortstämmen gleichsam ausgeschwitzt werden: organischen Wachsthum nannte man es ehemals.

Für Beziehungsausdrücke der Dinge also suchen wir eine Anknüpfung: wo werden wir natürlicher nachfragen als bei den Redetheilen, welchen eben dieses Amt in den lebendigen Sprachen anvertraut ist, beim Pronomen, bei der Präposition, bei der Conjunction? Ja für die specielle Art der Beziehung, um die es sich in den meisten Casusformen handelt, bietet sich die Präposition ganz allein dar: „Wortverhaltwort" hat sie Pott genannt, um den unbequemen ärgerlichen Namen zu beseitigen, „Wortverhaltwurzel" könnten wir für die älteste Zeit sagen, „Wortpartikel" würde durchweg passen.

Doch alle solche Bezeichnungen, Erwägungen und Allgemeinheiten treffen die Sache nicht mit der äussersten Schärfe. Um ihrer selbst willen werden sie auch hier nicht vorgebracht. Worauf es ankommt ist nur dies: dass uns das Recht nicht verkümmert werde, in der Prüfung der Casussuffixe zu verfahren wie überall sonst: aus der nachweislichen Identität des Lautes und der Bedeutung auf ursprüngliche Identität der Wörter im sprachschaffenden Geiste zu schliessen*). Hier wie sonst dürfen wir von Einzelerkenntnissen zu Einzelerkenntnissen fortschreiten, allmälich uns zu wachsenden Verallgemeinerungen erheben und aus dem ge-

*) „Wenn das was lautlich gleich ist auch der Bedeutung nach zusammengebracht werden kann, so haben wir alle Ursache es für identisch zu halten". G. Curtius Zur Chronologie S. 244

wonnenen Allgemeinen theils zurückblickend das Einzelne berichtigen, theils vorwärtsblickend uns die Tastorgane und Fühler anbilden für den ferneren pfadlosen Weg.

Schon die vergleichende Forschung, welche in gegenwärtigem Aufsatze den formalen und materialen Theilen der Sprache gewidmet wurde, lässt sich auf ein allgemeines Resultat bringen.

Die Wortpartikeln sind Raumpartikeln. Aus ihnen entstehen Pronomina und Zahlwörter, und sie werden als Casussuffixe verwendet. Aus Raumpartikeln, Pronomina und Zahlwörtern entstehen Conjunctionen, Satzpartikeln, zum Theil durch weitere Formation mittelst der Wortpartikeln.

Wortstämme entstehen, so viel wir bis jetzt wissen, durch Anfügung von Pronomina oder von (zum Theil formirten) Verbalwurzeln. Letztere enthalten entweder Grössenbegriffe oder bezeichnen ein Verhältniss, ich meine die Verbindung, welches durch ein Zahlwort resp. eine Raumpartikel ganz ebenso gut ausgedrückt werden konnte und in der Flexion wie in selbständigem Gebrauch thatsächlich ausgedrückt wurde. Ja es scheint, als ob gerade diese Verbalwurzeln wie manche andere nur auf einer Raumpartikel „dabei, beisammen“ ursprünglich beruhten.

Unwillkürlich erhebt sich die Frage: sollen nur die Abkömmlinge von Raumpartikeln zur Stammbildung verwendet, die Raumpartikeln selbst aber davon ausgeschlossen gewesen sein?

Unserer Frage kommt eine vielleicht bestätigende Beobachtung entgegen: viele Stammbildungssuffixe lassen sich in keine der beiden Erklärungsweisen einbeziehen und weder auf Pronomina noch auf Verbalwurzeln zurückführen.

Nehmen wir das verbreitetste zum Beispiel: *a*.

Das Suffix *a* steht bekanntlich in zweifacher Verwendung. Betont mit reinem Wurzelvocal bezeichnet es Nomina Agentis. Unbetont, mit Betonung und infolgedessen Dehnung resp. Gunirung des Wurzelvocals bezeichnet es Nomina Actionis. Beide Wortarten finden wir in der Conjugation als sechste und erste Classe wieder, beide behalten ihren Nominalaccent durch die ganze Conjugation bei und erweisen sich dadurch wie die vierte Classe als jünger neben den übrigen mit Ausnahme der zehnten.

Wenn man sagt, *a* verleihe der Wurzel den substantiellen Sinn, es sei das allgemeine Das oder in Bezug auf Personen das allgemeine Er: so bewegt man sich in einer schwindelnden Höhe der Abstraction, auf die ich nicht zu folgen vermag. Alle meine Begriffe von Sprache sträuben sich dagegen.

Ich halte das *a* der Stammbildung für nichts anderes als das *a* der Wortbildung, will sagen: der Declination. Wir kennen seine locativische Bedeutung und präpositionale Verwendung, die vom Sinne der Verbindung mit Etwas ausgeht. Wie kann aber am einfachsten und sinnlichsten der Besitzer oder Vollbringer einer Eigenschaft, eines Zustandes, einer Handlung ausgedrückt werden? Wie anders als wenn gesagt wird, er befinde sich in dieser Eigenschaft, diesem Zustande, dieser Handlung, er sei mit ihnen verbunden.

Die Form der obliquen Casus überhaupt ist die adverbialische. Wir dürfen daher aussprechen: die Nomina Agentis auf *á* sind als Wortstämme, als Declinationsthemen verwendete Localadverbia.

Jener nominativische Locativ *asáu* wird uns nun verständlicher, wie er seinerseits hier unsere Meinung bestärkt.

Einen willkommenen Beleg für die Bedeutung des Locativs im Arischen gewährt der sog. Compositionsvocal.

Er ist nach Justi's Untersuchungen (Zusammensetzung der Nomina S. 67, vergl. Pott Präpos. 693) *â*, *a*, *i*: man erkennt die Locativendung, der erste Compositionstheil ist der Ort, die Sphäre, in welche der zweite versetzt wird.

Einen weiteren Beleg gewährt die Regel bei Benfey Ausf. Gramm. S. 109 § 242, 1. Es kann präfixartig unmittelbar vor die W. *as*, *kar*, *bhû* jedes Nominalthema, auch Indeclinabilia, treten, bezüglich in der Bedeutung „das sein" oder „zu dem (was das Thema bedeutet) machen, werden, ohne es früher gewesen zu sein". Auslautende *a*, *â* werden *î*, auslautende *i*, *u* gedehnt, *ṛ* zu *rî*: man vergl. oben S. 286. 283 über Locativsuffixe. Das *i* bleibt lang, weil das Nominalthema oxytonirt wird*). Der Locativ bei Machen und Werden ist natürlich der des Ziels.

Ich fasse dieser Regel gemäss auch den sogen. Bindevocal *i* der dritten Aoristbildung (*-i-sham* usw. oben S. 208 Anm.) als Localendung.

Und nun: bedenkt man, dass das Verbum substantivum im Satze ebensowohl stehen als fehlen kann, so wird man sich unsere Nomina Agentis leicht zurechtlegen als Locative neben denen das Partic. Praes. der W. *as* fehlt.

Dazu kommt noch ein Anderes.

Die Kategorie der substantivisch gebrauchten Adjectiva ist uns hinlänglich geläufig. Wir müssen auch die Nom.

*) Es muss eine ganz ähnliche Construction mit vorgesetztem Nominalthema von W. *ya* „gehen" im Altarischen gegeben haben, aus welcher die Verba der vierten Classe, die Denominativa und Causalia stammen: vergl. S. 182 Anm. und jetzt Curtius Zur Chronologie S. 244 ff. Namentlich ist wichtig dass der skr. Accent vollkommen übereinstimmt: *vêdá-ya* oxytonirt, während das selbständige *vḗda* Paroxytonon ist. Ebenso in der vierten Classe (s. S. 186 Anm. nach Bopp), wo der Accent constant auf der letzten Silbe vor *ya* bleibt, welche hier mit der Wurzelsilbe identisch.

Ag. auf *á* durchaus als Adjectiva und substantivisch gebrauchte Adjectiva betrachten. Ihr adjectivischer Gebrauch in ältester Zeit war aber kein anderer als mit oder ohne folgendes *ja* in Stammform neben dem Substantiv zu stehen. Pott hat wiederholt darauf hingewiesen, dass die Congruenz, der formale Parallelismus zwischen Substantiv und Adjectiv eine Art Gedankenreim ist, welcher den wichtigen Act vollzieht, „die innere Beziehung zwischen Accidens und Substanz, d. h. das Drinsein, die Inhärenz von ersterem im zweiten gleichsam wie ein Spiegelbild auch für die sinnliche Anschauung zurückzuwerfen und wiederzugeben" (Art. Geschlecht S. 398a). Die Congruenz ist also einfach gesagt eine Formübertragung vom Substantiv auf das Adjectiv, mithin nichts Ursprüngliches. Von einem Adjectiv auf *á* dem sein Substantiv unmittelbar folgt unterscheidet sich ein determinatives Compositum (Karmadhâraya) mit Adjectiv im ersten Theil, Substantiv im zweiten und Anwendung des Compositionsvocals *a* durch nichts als den einheitlichen Accent. Andererseits kann mit einem Adjectiv auf *á* welchem *ja* folgt, die griech. Construction verglichen werden, worin Adverbien, zwischen den Artikel und das Substantiv gestellt, zu attributiven Adjectiven werden.

Die Sprache hatte, indem sie diesen Locativ schuf, zweierlei Localsuffixe zur Verfügung: *a* und *â*. Wenn sie das letztere dem Femininum zueignet, so ist dabei offenbar Symbolik im Spiel. Die Reduplication hat in manchen Sprachen deminutive Bedeutung (Pott Doppelung S. 99—102; Fr. Müller Novara-Werk S. 325 f.; Hardeland Dajak. Spr. bei Pott S. 298 ff. und Steinthal Typen S. 159 ff.; Steinthal Mande-Sprachen § 126): man mag zunächst an Kosewörter denken, in welchen die Wiederholung Stärke der Liebe oder des Mitleids andeutet, andere Erwägungen bei

Steinthal Typen S. 161 f. Reduplication tritt aber auch am Ende des Wortes auf, so im Dakota und in semitischen Sprachen (Fr. Müller Sitzungsber. 35, 56; Pott a. O. S. 18): insbesondere gehört Doppelung des Suffixes hieher (Pott S. 122), vergl. oben S. 221 f. Unter diesem Gesichtspunct fasse ich das *â* der Feminina als Ausdruck der Schwäche und Unselbständigkeit in Uebereinstimmung mit dem Charakter solcher Wörter, wie er schon S. 319 angegeben.

Wer vermöchte alle einschlägigen Fragen auf einmal zu lösen. Wie werden die Fem. auf *á* zu Abstractis? Warum sind andererseits die Abstracta (Nomina Actionis) auf unbetontes *a* Masculina? Eine umfassende Untersuchung über die Motive, nach denen sich das Genus der Abstracta bestimmte, wäre nothwendig.

Wie unser Suffix und ein Localsuffix überhaupt zur Bezeichnung der Abstracta komme, vermögen wir schon eher zu sagen.

Ich lerne aus Steinthal's neuestem Werke §§ 193 ff., dass in den Mande-Neger-Sprachen Wörter wie *kiri* „Art und Weise, zusammenhängend mit *kira* Weg“ und *nya* „Weise“ verwendet werden theils um Adverbia, theils um Nomina Actionis zu bilden. So mag man sich vorstellen, dass die Bedeutung des Localsuffixes sich erst zur rein adverbialischen schwächte und ein solches Adverbium dann als Abstractstamm in Gebrauch kam.

Näher liegt die Vorstellung, da die arische Wurzel selbst Nomen Actionis ist, dass die Abstracta aus dem Infinitiv hervorgegangen seien. Der Locativ der Wurzel stünde infinitivisch als Locativ des Zieles, der Richtung, und die ganze Form wird Declinationsthema eines Nomen Actionis. Dass die Abstracta im Infinitivgebrauch späterhin selbst

wieder flectirt werden, begründet keinen Einwand gegen diese Anschauung.

Wir erkannten S. 289 eine selbständige Postposition *ăi* in Formen wie *kártavăi*. Das selbständige Nomen, der Infinitiv, an den sie sich anschloss, muss *kártu* gelautet haben: dies offenbar die ältere Form neben der mit dem Neutralzeichen versehenen auf *tum*. Ebenso treffen wir im gr. -μεν und wahrscheinlich im lettoslav. -*ti* die reine Stammform als Infinitiv. Nach jenem *tu* neben *tum* sind wir berechtigt, auch für die skr. und italischen Inf. auf *am* (Bopp Vergl. Gramm. 3, 280 f.) ältere Formen auf *a* zu vermuthen, wie wir sie S. 284 im Conjunctiv voraussetzten und S. 320 für W. *as* hypothetisch annahmen.

Diese sind es wohl, an welche wir unsere Abstracta zunächst anzulehnen haben.

Wie der Accent im Abstractum auf der Wurzelsilbe ruht, im Nomen Agentis aber auf dem Suffix: so zeigt sich wieder (vergl. S. 218. 262), dass er zur Differenzirung dient. Nicht dass im Nomen Agentis das Suffix von höherer Bedeutung wäre, aber im Nom. Actionis ist es die Wurzel, und zum Unterschiede erhält ihn dort das Suffix.

Das *á* als secundäres Suffix zeigt sich im Wesentlichen mit denselben Functionen wie das primäre *á*. Bei den skr. neutralen Collectiven wie *kâpôtá* „ein Schwarm Tauben" von *kapôtá* könnte man die Plurale auf *â*, *a* herbeiziehen wollen. Allein der collective Charakter wird wohl mehr im Genus als im Suffix liegen, wie bei den neutr. Abstractis auf sec. *á* gleichfalls. „Mehrere Wörter haben ein doppeltes Geschlecht, bemerkt Spiegel Altb. Gr. § 241 für das Zend, wobei das Neutrum dazu dient, die Species, das Masc. oder Fem. um das einzelne Individuum zu bezeichnen. Auf diese Art ist *mereghem* das Vogelgeschlecht, *mereghô* der einzelne Vogel; *naçu* die Gesammtheit der Naçus, *naçus* der einzelne Dämon dieses Namens".

Auf welche Stammbildungssuffixe lässt sich der Gedanke locativischen Ursprungs*) nun fernerhin anwenden? Die Frage schliesst sich hier mit Nothwendigkeit an. Ich bin aber nicht gerüstet für jetzt, sie befriedigend und mit voller Sicherheit zu beantworten. Ueberblicken wir doch noch nicht einmal alle Stammbildungssuffixe arischer Sprachen. Und erst die vollständige Aufklärung des Ganzen gewährt zuverlässiges Licht für das Einzelne.

Wie sollte ich wagen zu bestimmen, ob überall das Suff. *ja* dem Relativstamm entspross wie oben angenommen wurde, oder ob daneben auch das Localsuffix *ja* (S. 287) ihm zu Grunde liege. Oder endlich ob die beiden unter einander zusammenhängen, etwa beide Locative des Stammes *i*.

Am meisten fühlt man sich versucht, bei dem Gerundium auf *ya* an den Locativ zu denken. Dasselbe Suffix tritt im Partic. Fut. Pass. auf, und man wird den Locativ des Ziels in einer Form nicht verkennen, welche im Deutschen *zu* mit dem Infinitiv wiedergiebt (vergl. oben S. 284**).

*) Dieser Gedanke gehört dem Rev. Richard Garnett, der ihn in dem Aufsatze On the formation of words from inflected cases (Transactions of the Philol. Soc. 3, 9—15. 19—29) meines Wissens zuerst aussprach. Dagegen M. Müller Vorl. 2, 18. 538 N. 33. Dass ich jenen Aufsatz erst nachträglich kennen lernte und daraus obiger Darstellung nichts hinzugefügt habe, bemerke ich nur, weil das Zusammentreffen zweier unabhängiger Forscher für die Wahrscheinlichkeit ihrer Ansichten einigermassen ins Gewicht fällt.

**) Sonderbar stimmt das nachgesetzte *ja* des sogen. Partic. Fut. Pass. zu dem vorgesetzten *já* des dunklen lett. sogen. Debitivs oder Passivums. Sollte hierin mehr als Zufall walten, so könnte *ja* mit dem Locativsuffix allerdings nichts zu schaffen haben. Ohnedies liegt in *tav-ja* z. B. der Locativ des Ziels schon in *tu*, so dass wir in *ja* durch-

Dann liegt es aber am nächsten auch in den Partic. Fut. Pass. auf *tavya* und *anya* nicht das Relativum, sondern Combination gleichbedeutender Suffixe zu vermuthen. Das *an* von *an-ya*, das deutsche Infinitivsuffix, kehrt in lat. *en-do* wieder (das Ewald Zeitschr. f. Kunde des Morgenl. 5, 442 Anm. gleich *endjo*, *enjo* und skr. *anîya* setzte) und daneben ein Element das ich zunächst mit unserem *zu* und seinen Verwandten vergleichen möchte, so dass in der That *zu* mit dem Infinitiv die gleichen von Altersher identischen Bestandtheile enthält.

Wir haben *zu* in letzter Instanz auf altarisch *tva* zurückgeführt und diese Silbe weithin als casusbildend verfolgt. Sie ist in der Stammbildung nicht minder fruchtbar. Die Suffixe *tu*, *tva* (dazu litt. *tuva* Schleicher Gramm. S. 117), *tha* (zd. und altpers. auch *thi* Spiegel Altb. Gr. S. 94, 53; Keilinschr. S. 151, 23) gehören hieher. In Combination *â-tu* (Bopp Vergl. Gr. 3, 427 f. dazu litt. *átvjâ* Schleicher S. 118), *as-tu*, *tav-ya*, *tva-ra* (im Skr. neben *vara)*, *tva-na*, *ta-na*: zd. *thana*, *thna*, *thina*, *than*, *thwan*, *thware*, *thwant* (Spiegel S. 94 ff.). Der Locativ *tanaiy* Infinitivendung im Altpersischen, gleich neupers. *tan*, *dan*. In allen diesen Suffixen überwiegt die Abstractbedeutung bei weitem, obgleich Nomina Agentis z. B. auf *tu* und *tva* vorkommen. Am reinsten präpositional zeigt sich *tu* in den oben erschlossenen Infinitiven dieses Ausgangs, welchen Participia Fut. Pass. auf *tva* (Bopp Vergl. Gr. 3, 226 f.) zur Seite stehen. Das skr. Ordinalsuff. *tha* hat schon Pott

aus nichts als das gewöhnliche nachgesetzte Relativum des Adjectivs zu suchen brauchen. Indess muss man bei Erklärung des lett. Passivums wohl von der Vergleichung mit dem litt. Permissiv und dem impersonalen Gebrauch ausgehen: *já-* ist dann eine Partikel wie litt. *te* (von Curtius KZ. 6,91 mit gr. τῇ verglichen). Vergl. auch Schleicher Gramm. S. 301.

Wurzeln S. 496 auf *tva* zurückgeführt, Näheres unten bei den Zahlwörtern.

Wird die Zurückführung auf *tva* zugegeben, so können formell betrachtet die Suffixformen *ta*, *ti*, *da*, *dha* hier nicht zurückgewiesen werden. Selbst die Participia Perfecti (dass ihre Beschränkung auf das Passivum nicht ursprünglich, zeigt schon das zd. altp. Participialperfect) dürfen herzutreten, wenn man die Bedeutung des griech. Adj. verb. auf *τός* und die entsprechenden zd. Adjectiva verbalia im Sinne eines Part. Fut. Pass. auf *ta* und *ata* (Spiegel S. 82, 2; 90, 40) erwägt. Ich stehe endlich nicht an, die Nom. Agentis auf *t* (Bopp Vergl. Gramm. 3, 362 f.) mit dem Ablativ in loc. Bedeutung zu identificiren. Der innere Zusammenhang ist derselbe wie bei *a*. Zu griech. *-κμ-ητ*, *-τμ-ητ* vergl. skr. zd. *nap-ât* neben *nap-tar*. Auch die Präsensstämme auf *ta* gehören, wenn sie altarisch sind (Schleicher Comp. S. 766), hieher.

Eine andere Form des Ablativsuffixes, *as*, nähert sich gleichfalls nun: Bopp (Vergl. Gramm. 3, 272. 398) und ihm folgend Benloew (Accentuation des langues indo-européennes p. 190, citirt De quelques caractères du langage primitif p. 38) und Sonne (KZ. 12, 342) führten sie mit geringerer Wahrscheinlichkeit auf das Verbum substantivum zurück. Suff. *as* zeigt sich dem *a* zumeist ähnlich durch den Accent der bei Adjectiven auf der Bildungs-, bei Abstractis und Appellativis auf der Wurzelsilbe ruht. Auf Combinationen mit *as* dürfte die Mehrzahl aller Wortformen zurückgehen, worin *s* der Bildungssilbe vorgeschoben zu sein scheint: doch vergl. über *-sk-* auch S. 341.

Hiemit wäre denn die Behauptung, dass Wörter auf *as* selbst Locative seien (S. 322), gerechtfertigt. Auch bei Stämmen auf *i* denke ich nur an das bekannte Locativsuffix. Und wenn *is* und *us* neben *as* vorkommen, so

macht sich vielleicht schon das selbständige Leben dieser Suffixe in freier Combination geltend, obgleich man immer eine ablative Adverbialbildung mit *s* von *i*- und *u*-Stämmen voraussetzen könnte.

Zu dem Casuselement *bha*, *bhi* darf wohl das gleichlautende Stammbildungssuffix (Curtius Jahn's Jahrb. 69, 95*) gezogen werden.

Es können sich nun aber auch andere Präpositionen, die nicht zur Declination verwendet wurden, in der Stammbildung hervorthun.

Bei dem stammbildenden *u* darf an die Präpos. *ava* oder *u* (in *u-t*, *u-pa)* gedacht werden, falls sich bei näherer Untersuchung eine brauchbare Grundbedeutung herausstellt.

*) Doch ist die Untersuchung darüber nur eben erst begonnen. Vergl. auch Régnier Traité de la formation des mots S. 267. 315. Am verbreitetsten finden wir das Suffix im Lettoslav. (Schleicher Litt. Gramm. § 54 S. 128 f. Bielenstein Lett. Sprache 1, 299 f. Miklosich Denkschr. 9, 204), wo es namentlich Abstracta und Adjectiva bildet. Mit den Fem. auf *ba* vergleicht Bopp 3, 181 die gothischen Fem. auf *ub-njâ*. Und sollte man sich nicht versucht fühlen, zu diesen weiterhin die osk. Substantiva in *uf*, *ti-uf (es-uf* gleich *es-uf-os?* Curtius a. O. ferner *frukta-tiuf*, *tribarak-kiuf*, *oit-tiuf:* Aufrecht-Kirchhoff 1, 167; Kirchhoff Stadtrecht von Bantia S. 17) zu stellen? Vergl. Bugge KZ. 3, 424; Corssen KZ. 13, 173. Aber der erste Theil des goth. Suff. lautet *ub* und *uf*, also vor der Lautverschiebung *up* oder (vergl. *fidvôr*, Grundf. *kvatvâr; vulfs*, Grdf. *varkas) uk*, vielleicht *ûk*: vergl. lett. *ů̄k-nja*, *ů̄k-snja* (Bielenstein 1, 296), welches allerdings keine Abstracta bildet: also wohl ein Adjectivsuff. (wie in *Dulgubnii* Tac. Germ. c. 34, Grimm Gesch. S. 623), dessen Fem. im Goth. abstract gebraucht. Nahe verwandt Suff. *ub-lja* (1 Kor. 4, 9 *dauthubljans* ἐπιθανατίους), litt. lett. *ů̄k-lja*, *úk-szlja* (Schleicher S. 127, Bielenstein a. O.). Was osk. *uf*, *ti-uf* betrifft, so könnte *f* auch auf ursprünglichem *dh* beruhen.

Auch der lettoslav. (und nach Fr. Müller Armeniaca 1, 1 ff., Sitzungsber. Bd. 48 armenische) Verbalcharakter Grdf. *ava* wird dabei seine Erklärung finden.

In den meisten Suffixen, die *n* enthalten, auch in *an* mithin das den Locativ unflectirt lässt (S. 322), vermuthe ich die Grundform der Präpositionen, welche auf den St. *ana* für *a-ma* zurückgehen mit der Bedeutung „an, in, auf, bei". Andere Anknüpfungen, die hier ebenfalls möglich scheinen, übergehe ich. Sicher zu *ana* z. B. skr. *Indrâṇî* Indra's Gemahlin: *Indra an(a) yâ* die bei Indra (eig. Indra-bei-welche). Wieder zeigt sich wie bei *ta* in Participien Uebergang zu passiver und perfectischer Bedeutung. Wieder bahnen Infinitivformen den Weg zu den Abstractis. Und wieder zieht diese Präposition als „Präsenserweiterung" in die Conjugation ein: besonders merkwürdig bei Verben der siebenten Klasse (III. Sing. *bhu-ná-k-ti* z. B.), die ich mir schlechterdings nicht anders zu erklären weiss, als indem ich ihre Bildung einer Zeit zuschreibe, in welcher noch sogen. Determinative an einfachere Wurzeln antraten: an letztere fügte sich vor dem Determinativ die Wortpartikel. In skr. *yâú-mi, yu-nắ-mi, yu-ná-j-mi* scheint mir der ganze Process deutlich vorzuliegen. Das höhere Alter der Präsensstämme mit *na*, sowie derer auf *nu* (welche der Präposition *anu* zunächst stehen*) ergiebt sich daraus, dass sie mit den Verbis der zweiten und dritten Classe den freien, zum Theil auf der Personalendung ruhenden Accent theilen: während die Präsensstämme auf *a* den Nominalaccent durch alle Formen unveränderlich beibehalten. Letztere bilden eine zweite Verbalgeneration, woran sich

*) Ueber die Identität der Präsensstämme auf *na* und *nu* mit Adjectiven gleicher Ableitung zuerst Kuhn KZ. 2, 468.

die Verba der vierten Classe, die Denominativa und Causalia mit oxytonirtem Nominalthema vor der W. *ja* als dritte Generation schliessen.

Wie *an* mit einem ablativischen Suffix versehen wird, haben wir an *anti* und ähnl. schon S. 306 f. (wozu die Suffixe mit innerem *n* S. 302 gehören) beobachtet. Mit dem Ablativsuff. *t* ergiebt sich *ant;* mit *as anas* oder *ans.* Als Stammbildungssuffix ist *ant* aus dem Partic. Präs. Act. hinlänglich bekannt: *ans* trafen wir in ähnlicher Function im Comparativsuffix *j-ans*, und im Lettoslav. vertritt es unter gewissen Bedingungen das *vans* des Partic. Perf. Act. (Schleicher Ksl. Formenl. S. 166 f.). Dieses *v-ans*, ebenso wie *v-ant* und *m-ant*, enthält natürlich gleichfalls unser Suffix. Die Elemente *v* und *m* dürfen wir, falls die obige Deutung (S. 323 f.) richtig, auf die W. *av* und *am* zurückführen: „gesättigt mit, gefüllt mit" giebt einen passenden Sinn, die Suff. *vant*, *mant* sind also Participia Präs. beider Wurzeln intransitiv genommen.

In den Präsensstämmen auf *ska* (Schleicher Comp. S. 766) scheint die Präpos. *saka*, die wir nach skr. *sâkam* und seiner Verwandtschaft ansetzen dürfen, zum Vorschein zu kommen: altar. *gaskâ*, Grdf. *ga-ska-a*, „ich (bin) mit Gehen (beschäftigt), im Gehen (begriffen)". Wie weit diese Präpos. etwa in der Wortbildung zu verfolgen sei, ob und wo sie sich mit dem Suff. *ka* vermische, untersuche ich jetzt nicht.

Die Suffixe mit *r* sind noch übrig. Ueber das Localsuffix *r* in skr. *ká-r-hi* vom St. *ka* und ähnl. unten beim Adverbium mehr. Damit hängt natürlich das Stammbildungssuff. *ra* zunächst zusammen. Die meisten Functionen desselben kehren in einem Suff. wieder, dessen Hauptbestandtheile *t* und darauf folgendes *r* sind. Ich nehme daher mit Schleicher (Comp. S. 442) Composition aus *ta* und *ra*,

d. h. nach meiner Ansicht des Ablativsuffixes (wirklich findet sich *dh* für *t* in griech. Suff. *θρο*, *θλο*, ksl. *dlo*, zd. *dhra*, also Grdf. *tvra)* mit dem Localsuff. *ra* an: während z. B. Bopp 3, 193 in dem Nomen Agentis auf *tar*, *târ* die Wurzel *tar* sucht und Max Müller Vorl. 1, 226 in dem Localsuff. *tra* ein von derselben Wurzel abgeleitetes Nomen das Weg bedeutet habe: „*tatra* (da), ursprünglich: diesen Weg“.

Das Suff. *r*, *ra* nun deute ich aus der lat. celt. lett. Präposition *ar* „bei, mit“ (Pott Präpos. S. 699—705), welche ihrerseits in dem skr. Adverbium *áram* „zur Hand, zugegen, praesto“ (Petersb. Wb.) und der griech. Conjunction *ἄρα* (vergl. Benfey Wurzell. 1, 58) ihre nächsten Verwandten besitzen dürfte. Auch Grdf. *arja*, lat. *alio*, gr. *ἄλλο* kann nach dem S. 232 Anm. Bemerkten von der Anschauung des Bei, der Nähe seinen Ausgang nehmen.

So viel von der Stammbildung.

Wie nun, wenn sich noch ein ferneres nicht kleines Gebiet der Sprache aufzeigen liesse, worin den Raumpartikeln, Wortpartikeln gleichfalls das wichtige Geschäft grammatischer Formung übertragen wäre?

Ich meine, um es kurz zu sagen, die dritte Person des Verbums.

Dass in der III. Sing. sofern sie ein *t* enthält, das Demonstrativum *ta* stecke, hat man bisher einstimmig angenommen. Ich will nicht erst untersuchen, was man bei dieser Erklärung stillschweigend voraussetzte und was man zu erwägen und zu bedenken sich ersparte. Selbst wenn man als bewiesen annimmt, dass der prädicative Verbaltheil ein Nomen Actionis sei, so muss man von den dritten Personen des Participial-Futurums lernen, dass die Sprache hier keines Personalausdrucks bedurfte. Der neupers. Aorist der aus dem alteranischen Participialperfect (vergl. Schleicher

Comp. S. 837 f.; Pott Zigeuner 1, 386) stammt, fügt an die erste und zweite Person ein Personalsuffix, die dritte Sing. lässt er unbezeichnet (Fr. Müller Sitzungsber. 44, 240).

Vor Allem aber: über die Form der dritten Sing. welche *t* enthält, ist man mit der gewöhnlichen Erklärung nicht hinausgekommen. Dass über die Form der dritten Plur. welche *nt* enthält irgend etwas Annehmbares aufgestellt sei, wird Niemand behaupten wollen. Keineswegs aber sind *t* und *nt* die einzigen Grundbestandtheile des Suffixes dritter Person. Wer mit mir die strenge Beobachtung der Lautgesetze für den Grundpfeiler der sprachlichen Wissenschaft hält, der muss sich leicht hiervon überzeugen lassen, und er wird noch leichter der Behauptung beistimmen, dass für die Endung dritter Person, den Plural mit eingeschlossen, eine Erklärung zu suchen sei, welche auf alle verschiedenen Gestalten des Suffixes gleichmässig Anwendung leidet.

Man erwäge nun sämmtliche Formen.

In der III. Sing. Perf. Act. erscheint *a*, und skr. zd. *ê* der III. Sing. Perf. (vedisch auch Präs.) Med. ist davon innerlich nicht verschieden.

In der III. Sing. Aor. Pass. erscheint im Skr. und Zd. *i*: z. B. skr. *á-tôd-i* von W. *tud*.

In der III. Sing. Act. Med. präsentisch und secundär führen *t*, *ti*, *ta*, *tai* auf die Grdf. *ta*: das Princip ihrer Differenzirung kennen wir bereits.

Daneben bietet das einzige Altpersische im Impf. Act. bei Verben der 5. Classe (*a-kunau-s* von W. *kar*, *a-darsnau-s* von W. *dars*) die Endung *s*, ohne dass man für die Vermuthung blos phonetischer Vertretung eines *t* hinlänglichen Anhalt besässe.

Und diesem *s* des Singulars vergleicht sich *sa* für *san*, *sant* in der III. Plur. Impf. Act. des Altpers., welchem gr.

ἐδίδοσαν und weiterhin *ἴσασι* Grundf. *vid-s-anti* und ähnl. zur Seite stehen.

Das gewöhnliche Suffix der III. Plur. welches schon hier zum Vorschein kommt, lässt sich auf die Grundf. *anta* zurückführen. Ob je einmal auch *an* daneben bestanden habe, ist man weder zu behaupten noch zu leugnen berechtigt, da es überall wo es sich zeigt, aus *ant* lautgesetzlich hervorgehen konnte.

Worauf beruht das plural. und active *us* des Perf., des Potential und Precativ, und aller Secundärformen der 3. Classe im Sanskrit? Pott hat es Etym. Forsch. 2, 657 f. sehr glaublich an das *us* für *vas* des Partic. Perf. Act. angeknüpft. Noch näher aber scheint mir die Annahme der Grdf. *ans* (Aufrecht-Kirchhoff 1, 107), gleichfalls ein perfect. Participialsuffix, zu liegen. Denn wenn mit Recht im Umbr. und Osk. *nt*, *t* hauptsächlich den primären, *ns* aber den secundären Formen zugetheilt wird (Schleicher Comp. S. 683 f. vergl. Kirchhoff Stadtr. von Bantia S. 7 ff.), so hilft es wenig, dass lat. osk. sabell. *s* für *ti*, *di* nachgewiesen werde (Corssen KZ. 9, 137. 10, 10): wir müssen bis auf Weiteres das Suff. *ans* anerkennen.

Aus der III. Plur. Perf. Med. *rê* des Skr. ergiebt sich ein Suff. *ra*, im Potential und Precativ Med. *ran*, d. h. *r*(*a*) durch *ant* vermehrt wie oben *s* in Grdf. *sant*. W. *çi* zeigt dasselbe Suffix mit der Vermehrung in Präs. *çêratê*, Imperf. *açêrata*, Imperat. *çêratâm*. Und so noch Aehnliches bei Benfey Ausf. Gramm. S. 366: vedische Formen auf *ram* enthalten vielleicht die Partikel *am*. Im Zd. finden wir beide Suffixgestalten und dazu das active *re*, das ist *r*. Vermehrt durch *s* oder *is*: *res*, *ris*, worin *i* wohl blos *e* vertritt wie Justi S. 361 §. 37, 1.

Auf welche Weise finden alle die aufgezählten Formen ihre Einheit? Sind nicht *ant*, *ans*, *ra*, *ta* Participialsuffixe?

Sind nicht *a*, *i*, *ra*, *ta*, *s* (*as*) Locativ- und was dasselbe sagen will Ablativsuffixe? Werden wir nicht demgemäss auch *ant*, *ans* im Sinne unserer obigen Erörterungen für solche erklären müssen? Was haben wir demnach an ihnen allen, wenn nicht Locativendungen und deren Combinationen oder, anders gesagt, postponirte Raumpartikeln?

Hieraus folgt aber unwiderleglich, dass die Bezeichnung der dritten Person des Verbums nicht älter ist als die älteste Locativbezeichnung, dass mithin früher die reine Wurzel — wie im Imperativ — dazu ausreichte. Also ein Zustand wie er durch Formübertragung und Lautgesetze (oben S. 190 Anm.) im Litt. Lett. Preuss. mit geringen Ausnahmen wieder hergestellt wurde. Analogien fremder Sprachen sind bei Schleicher Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form (Leipzig 1865) in reichem Masse zu finden.

Es folgt weiter, dass der subjectslose Satz, das Impersonale, aus der blossen Wurzel — vollkommen gleich dem Nominativ eines Nomen Actionis ohne beigefügtes *asti* — ursprünglich bestand. Vergl. Miklosich' grundlegende Abhandlung über die Verba impersonalia (Denkschr. 14, 199 ff.), den ersten wirklichen Anfang einer vergleichenden Syntax (dazu Bonitz Zeitschr. f. österr. Gymn. 1865 S. 744 ff.). Das Suffix dritter Person ist an das Verbum impersonale gerade so durch Formübertragung getreten, wie sich im Deutschen und sonst *es* daneben unentbehrlich festsetzt und wie das Verbum subst. *ist* dem nominalen Impersonale meisthin nothwendig wird. Im Ahd. noch ein merkwürdiges Beispiel ohne *ist*: *Makannôtduruft allero manno welîchemo, sih selpan desêm wortum za pidenchenne, daz* usw. Denkm. Nr. 55, 26.

Es folgt endlich, dass die Unterscheidung des Numerus in der dritten Person nur etwas Secundäres sein kann.

Vermuthlich hängt sie mit der sprachlichen Differenzirung des Lebenden und Unbelebten, des Masc. Fem. einerseits, des Neutrums andererseits zusammen: die Construction des Plur. Neutri mit dem Singular des Verbums dürfte der arischen Ursprache zuzuschreiben sein.

Die Accentuation der Formen dritter Person richtet sich ganz nach denen der ersten und zweiten, daher treten auch die Folgen ein wie dort, theils Verlust, theils Beibehaltung des schliessenden *a*.

Die Verwendung des Locativs für die blosse Wurzel in der dritten Person kann nach Allem was vorausgegangen, nicht mehr auffallen. Ein paar Analogien mag man aus M. Müller's Vorl. 2, 13—17 entnehmen.

Es ist ein Locativ des Wo, nicht des Wohin, wie er S. 284 im Conjunctiv vermuthet wurde. Zu dem skr. Aorist auf *i-sham* der ebenfalls den Locativ der Ruhe enthält (S. 332), gehören als II. III. Sing. *îs*, *ît*, dazu vedisch I. Sing. *îm:* ich möchte vermuthen *î-m*, *î-s*, *î-t* (vergl. altlat. *ei*, *eit* der I. III. Sing. Perf.), die Locative der Wurzel ohne Verbum substantivum zwischen Wurzel und Personalendung, Prädicat und Subject; das *t* wäre in die III. durch Analogie eingedrungen. Auch die sechste Aoristbildung mit *á* kann hieher gerechnet werden, falls man nicht vorzieht, sie mit Benfey als Imperfect von Verben der sechsten Classe zu betrachten.

Der Unterschied der auf solche Art zwischen den beiden ersten und der dritten Person im Arischen obwaltet, ist im Allgemeinen der Unterschied des blossen Declinationsthema's als Compositionsglied und der selbständigen locativischen Casusform.

6.

Ich widerstehe der Verlockung nicht, zum Schluss die vorstehenden Untersuchungen im Ganzen durchzugehen, und aufzustellen was ungefähr sich für die Geschichte der arischen Ursprache daraus ergiebt. Ich suche indess nur einige wenige charakterisirende Züge heraus, während bei tieferem Eingehen schon ein ausgeführteres Bild sich vielleicht entwerfen liesse.

Man sieht, wie nahe sich dieser Vorsatz berührt mit Georg Curtius' neuester Arbeit Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung, Leipzig 1867. Ich setze mich nicht im Einzelnen mit derselben auseinander, ich hebe nur den Punct hervor, auf welchen Curtius das Hauptgewicht legt.

Ein Aorist wie *a-dik-sa-t* „d. i. damals zeigend war er", könne nur zu einer Zeit entstanden sein, da zwischen dem Singular und dem Plural nicht unterschieden ward. Sobald man sich an die Bezeichnung des Plurals im Nomen gewöhnt hätte, würde die Verbindung des pluralischen *(a)sant* mit dem Stamme auch in letzterem ein Pluralsuffix, etwa *a-dik-as-sant* „damals zeigende waren sie", gefordert haben. Nun könne die relative Jugend dieser Verbalformen sowohl im Vergleich mit den verstärkten, wie mit den nichtverstärkten Präsensstämmen von Niemand bezweifelt werden. Mithin sei die Thatsache erwiesen, dass die Casusbildung als solche eine der Entstehung selbst der jüngsten Verbalschicht, folglich der Ausprägung des gesammten Verbalbaues nachfolgende Erscheinung sei.

„Ich bin dieser Niemand" würde ich sagen, wenn es nicht anmassend klänge gegenüber einem Manne, den ich innig verehre, dessen Verdienste um ernstliche Methode der Etymologie ich überaus hochschätze, dessen Büchern ich schon die ersten verführerischen Ahnungen grammatischer Wissenschaft ver-

danke. Darf ich mir wohl mit der Hoffnung schmeicheln, ihn im vorliegenden Falle selbst zu überzeugen, dass seine Schlüsse nicht gerechtfertigt, sein Beweis nicht erbracht sei?

Zunächst darf hier kein Plural erwartet werden. Curtius selbst erwähnt S. 247 Constructionen wie *côrayā̆m âsa.* Da nun die Wurzel selbst als Nomen Actionis gebraucht werden kann, so würden Accusative wie *a dik-am sa-t*, *a dik-am sa-nt* dem Plural wie Singular entsprechen. Nur dass es solche Accusative noch nicht gab, als die Formen der Anlage noch entstanden, kann mithin gefolgert werden. Was folgt daraus aber für die ganze übrige Casusbildung? Wie jung sind die Accusative auf *am!* S. oben S. 299. Ueberhaupt, die ganze Construction von *as* mit dem Accusativ, wie will man sie erklären? Man muss zunächst doch die S. 332 erwähnte skr. Regel herbeiziehen, wonach *as* und andere Verba jedes Nomen (mit Ausnahme gewisser Themen, deren Form ich als locativische deutete) in seiner Stammform „präfixartig“ nach Benfey's Ausdruck, vor sich nehmen können. Nach dieser Regel ist auch *a dik s-am* gebildet. Offenbar dies die ältere Ausdrucksweise neben dem Acc. der Abstracta auf *ā̆*: es zeigt sich wieder, dass das Neutralzeichen *m* oder *am* ohne Wahl an nackte selbständige Stämme trat, so viele deren in der Sprache noch übrig waren, nur um ihre syntaktische Abhängigkeit zu charakterisiren.

Warum soll nun unsere Construction verhältnissmässig jung sein? Ich wüsste keinen einzigen Grund dafür ausfindig zu machen. Versetzen wir uns in die Zeit welche noch Alles mit nackten Wurzeln ausdrückte: Curtius schildert sie S. 201—206 als „Wurzelperiode“. Die Wurzel *as* ist die allgemeine Copula, sie verbindet Subject und Prädicat. Setzen wir die Formel $P\ c\ S$ an, so können wir uns unter dem Prädicat P ebensowohl eine als Nomen wie als Verbum gedachte Wurzel vorstellen, und die Wurzel S, das

Subject, kann ebensowohl ein Nomen wie ein Pronomen sein, unter Anderem also auch das Pronomen *ma* oder *tva*.

Wie nun immer *P* und *S* beschaffen seien, *c* die Copula kann nach Belieben stehen oder fehlen. Nehmen wir *ma*, *tva* und ihre Plurale als *S*, so haben wir im letzteren Fall die Grundform des Präsens, Perfects, Imperfects, gewisser Aoristbildungen, kurz aller Tempora und Modi ohne W. *as* zwischen dem prädicativen und pronominalen Verbaltheil: im ersteren Falle die Grundform der Aoriste mit W. *as* und des Futurums. (Auch der merkwürdigen ved. I. Sing. Präs. Med. *gṛnîshê*, *punîshê*?)

Ich sage die Grundform, ich meine die syntaktische Anlage. Denn wann diese Elemente zur Worteinheit verschmolzen, ist gänzlich eine Frage für sich. Vergl. S. 296.

Die Zusammensetzung als sprachliches Mittel beruht darauf, dass in der Epoche der blossen Juxtaposition materieller Wurzeln feste, formelhafte Verbindungen von solcher Macht und Bedeutung entstanden, dass sie beibehalten wurden, als jene Epoche ihr Ende nahm, und dergestalt innerhalb einer Sprachentwickelung, die von ganz anderen Mächten bewegt wurde, das Vorbild und Muster für neue Formationen abgaben.

So retten sich ein paar altgermanische Adelsfamilien, die ihren Ursprung von den heidnischen Göttern ableiten, in die neue christliche Welt, in den verwandelten, römisch gefärbten Staat. Diese Reste der Nobiles und Principes haben sich seither recht ansehnlich vermehrt und geben sanskritanischen und aristophanischen Wortungeheuern an Fruchtbarkeit des Bildungsprincips wenig nach.

Das Bestehen der Composita, das Bestehen des Adels: es ist in der That derselbe historische Vorgang, der sich unzählige Mal wiederholt und uns hiedurch manchen Ausblick auf ältere Epochen erschliesst.

Die Composita sind die älteste sprachliche Urkunde die wir besitzen. Aus ihnen allein schöpfen wir Nachricht über die ursprüngliche arische Wortfolge, der wir eben solche Festigkeit zutrauen dürfen wie im Chinesischen und anderen Sprachen, denen das Prädicat der Unvollkommenheit immerhin ertheilt werden mag.

Gefiele es doch Pott einmal universal über die Wortfolge zu handeln, deren Bedeutung er wie kein Anderer zu würdigen versteht. „Die oft tief eingreifende Stellung — nicht nur der Wörter im Satze oder auch einzelner Wortbestandtheile innerhalb des Wortganzen — ist einer der Vorgänge in der Sprache, welche selbst der Wortbildung und Wortbiegung an Wichtigkeit kaum etwas nachgeben“: mit diesem Gedanken beginnt sein Werk über die Doppelung, worin alle Sprachen der Erde ihm dienen müssen den Sinn einer sprachlichen Erscheinung zu enträthseln, welche er den genannten an massgebender Bedeutung vergleicht. Insbesondere scheint das Problem das Pott wiederholt gegenüber M. Müller, Gobineau, Ewald und Kaulen behandelt hat, von dieser Seite her entscheidende Aufklärung zu erhalten. Die Ordnung in welcher die Darstellung fortschreitet, beruht auf dem primitivsten Verhältniss des Menschen zur äusseren Welt.

Das allgemeine Gesetz kennen wir lange, dass das Beschränkende, Bestimmende dem Beschränkten, Bestimmten vorhergeht, oder wie man es sonst formuliren mag. Aber was gilt der Sprache für bestimmend, was scheint ihr der Bestimmung bedürftig? Verschiedene Sprachen urtheilen darüber verschieden. Wer die allgemeine Ureinheit oder ihre Möglichkeit behaupten will, muss zeigen, wie eine Sprache von ausgeprägter Grundanschauung über diesen Punct sich zu einer anderen Anschauung bekehren konnte. Denn etwas Anderes ist solche Bekehrung und etwas Anderes der Uebergang zu freierer Wortstellung. Ich zweifle vorläufig,

dass die Möglichkeit jener Bekehrung sich darthun lasse, ich vermag mir nicht Ein Motiv der Aenderung vorzustellen.

Was die arische Wortfolge anlangt, so lehren uns die Composita, dass das Objèct und jede adverbiale Bestimmung, also dass Alles was später obliquer Casus ist, dem Verbum vorausgeht. Selbst als der Accusativ entstand, muss dies Gesetz noch aufrecht erhalten worden sein, wie das constante *côrayām-âsa* und ähnl. beweist. Die Natur der Beziehungen, welche zwischen der Verbalwurzel und der davorstehenden obwalteten, musste ebenso von selbst deutlich werden, wie wir in skr. *dharma-vid* (die Pflicht kennend) den Accusativ, in *hṛcchaya-pîḍita* (von Liebe geplagt) den Instrumental, in *nabhaç-cyuta* (vom Himmel gefallen) den Ablativ, in *mahî-pati* (der Erde Herr) den Genitiv erkennen.

Ebenso stand das Adjectiv vor dem Substantiv, zu welchem es gehörte: skr. *priya-bhâryâ* (liebe Gattin).

Das Hintereinandersprechen der Wurzeln, so dass sie durch Accent und Tonfall, kurz durch musikalische Mittel eine Einheit ausmachen, ist die älteste und ursprünglichste Weise, ihre Verbindung, ihre Zusammengehörigkeit auszudrücken. Die Verbindung ist nichts Anderes als das Verhältniss überhaupt, der specielle Charakter desselben wird errathen. Wie merkwürdig nun, dass auch die obliquen Casussuffixe nur das Zusammen, die Nähe, die Verbindung bedeuten. Blos dadurch, dass die Sprache immer neue Suffixe desselben Sinnes schafft und lautliche Umwandlungen der alten sich zu Nutze macht, erlangt sie die Möglichkeit der Differenzirung und so präciseren Gehalt der einzelnen.

Die Präcision der Sprache beruht mithin wesentlich auf dem Reichthum der Phantasie, aus welchem sie ihre Schöpfungen holt und auf der Gründlichkeit des Sinnes die sich so leicht nicht genug thut, über dem scheinbar Erlangten nicht beruhigt inne hält.

Es fragt sich, welchen Platz das Subject im altarischen Satze behauptete.

Die Composita berichten darüber nichts. Auch die Personalpronomina am Schlusse der Verbalwurzel lassen keine Folgerung zu. Denn Pronomina stehen durchweg hinter den materiellen Wurzeln deren Beziehungen sie verdeutlichen. Wir zerlegten *mâ-m*, *thâ-s* des Mediums in einen Dativ und Nominativ, der erstere müsste als Stoffwort vor dem Verbum stehen. Auch den Accusativ des Reflexivs fanden wir im lettoslav. Medium und vielleicht schon im altar. Imperativ Med. dem Verbum angehängt. Vergl. ferner das Passivum. Ich weiss nicht wie viele Sprachstämme in diesem „Hinterbau“ (nach Ewald's Benennung) dem arischen zur Seite stehen: noch eben las ich in Steinthal's Mande-Sprachen § 129: „Die Hilfsstämme (so nennt er was Pott Afformativa) treten sämmtlich hinter die Stämme“.

Hier ist wichtig zu wissen, wie weit für die Sprache selbst die Kategorie der Pronomina sich erstrecke. Wir wissen, dass Ich und Du auf Hier und Dort zurückgehen. Dazu überblicke man, was im Skr. ausserdem im Ganzen nach der Pronominaldeclination sich richtet. Man findet: der andere, jeder, all, einer, beide, der untere, der obere, der hintere, der vordere und ähnl.: Begriffe derselben Art, welche im Lateinischen der Pronominaldeclination sich zuwendet, und zwar Grössenbegriffe, Raumanschauungen, kurz mathematische Vorstellungen. Vorstellungen eben des Gebietes, in welches die Präpositionen fallen.

Die ganze Wort- oder Wurzelclasse, Pronomina wie Präpositionen, wurde — nehmen wir an — den stofflichen Sprachelementen, denen sie ihren Ort gleichsam anzuweisen hatten, nachgesetzt: so *dva*, *va* S. 254. Was natürlich nicht ausschloss dass sie mithelfen konnten, Stoffwurzeln zu bilden, und dass sie sich dann nach deren Stellungsgesetzen richteten.

Gerade die Afformativa geben uns eine Vermuthung über den ursprünglichen Platz des Subjects an die Hand. Wenn wir sie nämlich in der dritten Person des Zeitworts ganz ebenso auftreten sehen wie im obliquen Casus, so muss die dritte Person zu irgend einem Theil der Rede genau dasselbe Verhältniss gehabt haben wie der oblique Casus zum Verbum. Und dieser Satztheil kann nur das Subject gewesen sein. Demgemäss weisen wir dem Subject die Stelle nach dem Verbum, d. i. die letzte Stelle des Satzes zu.

Also: Object, Prädicat, Subject: dies die alte Wortfolge.

Das Subject kann fehlen. Das Prädicat kann als Verbum Adverbia vor sich haben, auch ein Dativbegriff z. B. müsste wohl als solches angesehen werden und daher dem Objecte nachfolgen. Das Subject, Prädicat und Object können natürlich mehrfach sein — wofür der Sprache gleichfalls Juxtaposition (vergl. z. B. lat. *patres conscripti*, lett. Wendungen worüber Bielenstein 2, 340 f. und Dvandvacomposita wie *ma-tva*) zur Verfügung steht — und sie können, sofern sie durch Nomina gebildet werden, Adjectiva und Genitive präponirt bei sich führen.

Zwischen Prädicat und Subject kann, wie gesagt, das Verbum substantivum als Copula eintreten. Es unterliegt jetzt wohl keinem Zweifel mehr, dass diese Construction zwar nicht so alt als die Sprache selbst, aber doch so alt als das Verbum substantivum sein muss. Beides fällt keineswegs zusammen. Ob wir der Wurzel *as* mit Curtius u. A. die Grundbedeutung des Athmens oder — mir wahrscheinlicher — mit Ascoli (Frammenti linguistici p. 16 ff. Rendiconti del Reale Istituto Lombardo Vol. IV) die des Sitzens, Beharrens zuweisen (vergl. S. 326): einige Zeit muss

jedenfalls verflossen sein, bis sie sich zur farblosen Copula abschwächte.

Für das älteste grammatische Mittel nächst der geordneten Nebeneinanderstellung im Satz halte ich die Reduplication.

Ihre Entstehung dürfte in eine Zeit zurückreichen, in welcher nur erst die Wurzelform Consonant mehr Vocal existirte. Was damals Wiederholung der Wurzel, war später Wiederholung des anlautenden Consonanten mit dem Wurzelvocal.

Ihre Bedeutung ist theils imitativ theils intensiv. In der Intensität liegt aber noch etwas Anderes. Wie mhd. *kraft*, lat. *vis* Kraft und Menge umfasst, so nimmt die Sprache ihr Symbol der Verstärkung auch zum Ausdruck der Menge, des Plurals. Die Menge ist das Ausgedehnte. Stelle ich mir die Ausdehnung vor als einen grossen Kreis um mich her, so kann ich von der Fläche abstrahiren und nur die Peripherie in's Auge fassen: sie ist entfernt. Unser *weit* enthält beides, das Ausgedehnte und das Entfernte. Wir finden die Reduplication ebenso zum Ausdruck des Ausgedehnten in der Zeit, der Dauer (im Präsens), wie zum Ausdruck des Entfernten verwendet, aber mit merkwürdiger Einschränkung auf das Entfernte nach rückwärts, nicht nach vorwärts: auf die Vergangenheit im Verbum, auf den Ablativ-Genitiv in der Declination (oben S. 267). Umgekehrt machen malayische Sprachen von der Reduplication zur Charakteristik des Futurums Gebrauch. Daher Humboldt im Kawiwerk 2, 153: „Die Verdoppelung ist immer nur eine Verstärkung des Begriffs, und es kommt bei ihrer Bedeutung in den Sprachen auf die Idee an, welche man damit verknüpft. Dies kann ebensowohl die Lebendigkeit der Gegenwart als die Entfernung, gleichsam die Vervielfältigung der Zeit sein“. Anders Bopp und Curtius Temp. und

Modi S. 171 ff.; noch anders Pott Etym. Forsch. 1, 60; Doppelung S. 208*).

So liegen die Anfänge der Nominal- und Verbalflexion dicht neben einander. Man könnte nicht sagen, welche die ältere. Derselbe Trieb waltet in beiden. Zugleich aber deuten sie auf ein Anderes, auf die schon vorhandene Unterscheidung des Hier und des Dort, die sich bestimmt ausprägt im Pronomen: *a* für das erstere, *at* oder *ta* für das zweite.

Wir wissen was an dieser Unterscheidung hängt: das Ich und Du, die Eins und Zwei, und alle fernere Gestaltung der grammatischen Form und Stammbildung. Psychologie, Mathematik und Grammatik haben hier ihre Wurzeln.

Ich glaube, dass in der That jene beiden Localpartikeln und Pronomina in allen angegebenen Bedeutungen gebraucht wurden.

Wollen wir Perioden ausdrücklich unterscheiden, so könnten wir die erste etwa nach der Reduplication, die zweite nach den Superlativsuffixen *ma*, *va*, die dritte nach

*) Man sieht, die älteste grammatische Form dient dreierlei Anschauungen, der Kraft, dem Raum, der Zeit. „Jäsche suchte zu beweisen, dass Herder ausser dem Hamann'schen Kraftgedanken, den er breit getreten, noch mit Kategorien gegen Kant focht, die er selbst als sein Zuhörer auf der Königsberger Universität von ihm gelernt hatte. Kant soll nämlich zu jener Zeit Alles aus den Kategorien des Raums, der Zeit und der Kraft entwickelt haben, von denen Herder allerdings vielfachen Gebrauch machte". Rosenkranz in Kant's Werken 12, 375 f. Vergl. Herder's Metakritik, z. B. Werke zur Philos. 16, 97. 180: „Selbständige Worte, mit Bestimmungen des Orts, der Dauer, der Kraft (Nomina und Pronomina substantiva mit Präpositionen) der Grund aller Sprachen", usw. ein ganzer „Grundriss der Sprache". Kant wird es wohl anders gemeint haben.

dem Element *a*, die vierte nach der Befreiung der Wortfolge benennen.

Schon der Ausdruck des weit Entfernten im Pronomen, des Jenseitigen, beruht auf den Wurzeln *am* und *av*. Und darauf der Ausdruck des Andern, der Negation vermuthlich. Nun erzeigten sich dieselben Wurzeln fruchtbar als Superlativsuffixe zur schärferen Ausprägung der Pronominalbegriffe.

Die Superlative *ama*, *atva* entstehen: *ma* hauptsächlich für das Ich, *tva* für das Du. Die Plurale *mama*, *tatva* und das inclusive *matva* schliessen sich daran.

In diese Zeit fällt die Entstehung des Passivums, denn jüngere Plurale der Pronomina als die reduplicirten und das Compositum *matva* gab es noch nicht, als das Passivum seinen Anfang nahm.

Aus *atva* entspringt ausser dem Pronomen zweiter Person noch eine neue Form der Zweizahl und aus ihr Partikeln und Verbalwurzeln mit dem Sinn der Trennung und des Zusammen. Eine dieser Partikeln *sa* für *tva* liefert mit erneuerter Steigerung das Casuselement *sma* und damit zugleich eine neue Pluralform, mit deren näherer Befestigung auch die Scheidung zwischen den possessiven Pronominalsuffixen des Nomens und der Personalbezeichnung des Verbums sich geltend machte (S. 259 f.). Von demselben *atva*, *tva* und späterhin aus *dva*, *dvi* leiten noch andere Local- und Ablativendungen ihren Ursprung ab, welche ihrerseits die arische Form der dritten Person des Verbums in's Leben rufen.

Bereits in der ersten Periode muss *i* neben *a* für das Hier, die Einzahl, das Ich verwendet worden sein: jetzt entstehen daraus neue Formen der Einzahl: *(aima) aina*, *aiva*.

An jenem *ama* hängt ausser dem Pronomen der ersten Person, auch der Stamm *ana* als Demonstrativ der Nähe;

und daran gewisse Wortpartikeln und daran die Präsensstämme der 7. und 9. Classe.

Neubildungen von Wurzeln durch antretende Determinative dauern zu dieser Zeit noch fort. Eben in unserer Periode aber schliessen sie auch ab. Denn die Partikel *anu* und die mit ihr zusammenhängenden Präsensstämme (5. und 8. Classe) zeigen kein Wurzelelement mehr hinter dem *nu*, dagegen noch den freien Verbalaccent.

Die Entstehung von *ama*, *ma* und *ana*, das Casussuffix *sma* und die ausgedehntere Verwendung des Stammes *i* bewirken, dass der nackte Stamm *a* sich auf seine ursprüngliche Bedeutung „in der Nähe“ fast gänzlich wieder einschränkt und eben aus dieser Beschränkung allmälich Kraft zu weitreichenden Wirkungen zieht.

Damit treten wir in die dritte Periode.

Die Partikel *a* (*â*) beginnt als Postposition des Instrumental-Locativ-Dativ ihre Laufbahn.

Aus dem Richtungslocativ oder Dativ des Verbalstammes auf *a* entspringt der Conjunctiv (S. 284). Mit dem Dativ des Personalpronomens auf *â* hängt das Medium zusammen (S. 217. 289).

Der Plural auf *a* verdrängt nun allmälich den auf *sma:* nicht blos im Nomen, auch am prädicativen und pronominalen Theil des Verbums macht er sich geltend. Hieraus stammt erst die Nöthigung zur Differenzirung von Singular und Plural mittelst des Accents.

Nach und nach entstehen auch Stämme auf *a*, der Unterschied von *a* und *â* (letzteres als Femininzeichen) setzt sich fest, der Accent scheidet Nom. Agentis und Abstracta. Beide Wortclassen dringen als Präsensstämme in die Conjugation und stören durch Beibehaltung ihres Nomi-

nalaccents das erst in dieser Periode vollendete System der verbalen Accentuation.

Die Bildung der *a*-Stämme sowohl des Nomens als des Verbums hat die wichtige Folge, dass diese Stämme (also im Verbum zunächst nur Präsens, Imperfect und Conjunctiv) mit ihren Afformativen zur Worteinheit verschmelzen (S. 297) und dadurch ein Muster für ähnliche anderweitige Processe herstellen.

Die nun gewonnene Worteinheit für eine Classe von Bildungen die sich immer mehr ausbreitet, hat zwei andere Erscheinungen von hervorragender Wichtigkeit in ihrem Gefolge.

Erstens. Der Kreis möglicher Verbalbildungen ist jetzt geschlossen. D. h. keine neu entstehenden Nomina können durch blosse Vorsetzung vor die Pronominalsuffixe verbale Präsensstämme werden. Für diese Einbusse einer Freiheit hat die Sprache schon den Ersatz in Bereitschaft: das Verbum *ja* „gehen", neben Wurzel *i* ein *a*-Stamm, mithin ein Erzeugniss dieser Periode. Die 4. Verbalclasse (S. 186. 332) entsteht. Durch dieselbe W. *ja* wird der Potential und durch den Potential von W. *as (sjâ)* das Futurum gebildet. Und endlich füllt sich die 10. Classe mit Denominativis und Causativis.

Zweitens. Die Gewalt des Accents wird stärker, und wo er nicht auf der letzten Silbe ruht, kann diese ihren Vocal leicht einbüssen. Jetzt erst verliert das Activum das *a* seiner unbetonten Singularsuffixe. Und zwar zuerst ohne Zweifel in den Formen des Präsensstammes der Conjugation auf *ă*, der sogen. bindevocalischen Classen.

Mittlerweile hat schon das Element *i* neben *a* theils helfend theils selbständig in gleichem Sinne sich thätig erwiesen. Ja seine Bedeutung hat sich schon abgeschwächt zu blosser Verstärkung, und so wird es im Activum zur

Auszeichnung des Präsens und Futurum, im Medio-Passiv zur Auszeichnung des Präsens und Perfectum verwendet (S. 219).

Wir nähern uns nunmehr der vierten Periode, und haben noch den Process der Befreiung vom Zwange gebundener Wortfolge zu beobachten.

Die Neutra sondern sich ab. Die Neutraldeterminative, zuerst *d*, dann *m*, kommen in Gebrauch, und der Accusativ gewinnt so eine eigene Form. Die Plurale auf *a* bleiben blos dem Neutrum, werden sonst Duale: natürlich nur, indem gleichzeitig zum Ersatz die Localform auf *as* herbeigezogen wird. Das pluralische *a* am prädicativen Verbaltheil macht den Process noch mit, wird als identisch noch gefühlt.

Das Nominativzeichen *ám* soll das Subject hervorheben. Es wird schliesslich, wo es nicht wie zum Theil im Pronomen sich unablöslich angeschmolzen hat, durch das Determinativ des Lebendigen, durch *s*, im Masculinum und Femininum verdrängt.

Auch in den Gebrauch der dritten Personen des Verbums wird die Unterscheidung der Lebenden und Unbelebten hineingetragen, indem für die ersteren eine Differenzirung der Suffixe je nach dem Numerus eintritt (S. 345 f.).

Und damit war die Flexion im Wesentlichen abgeschlossen. Wann die flectirenden Stämme mit den flectirten allgemein zur Worteinheit verschmolzen, lässt sich nicht näher bestimmen als schon geschehen: die Verschmelzung fand um ein Beträchtliches später statt als bei den *a*-Stämmen.

Wie wenig in dieser flüchtigen Skizze und im vorliegenden Aufsatze auch geleistet sein mag gegenüber der Aufgabe, die wir — Dank den grossen Fortschritten der vergleichenden Linguistik — schon in's Auge fassen dürfen, gegenüber der Aufgabe einer Geschichte der arischen Ursprache: die Grundlinien der Flexionsgeschichte scheinen mir doch gezogen.

Die volle Einsicht — so weit sie überhaupt erreichbar — in die inneren Motive der Entwickelung kann erst durch eine Betrachtung gewonnen werden, welche von den Formen zu den Sachen übergeht und von den einfachsten Lautelementen, von dem Acte der Sprachschöpfung an die ganze Ausbildung altarischer Wurzeln und Stämme, altarischer Vorstellungen und Ideen bis zu dem Puncte verfolgt, wo die Entstehungsgeschichte der Einzelsprachen sich anschliesst. Den ganzen Wort- und Gedankenschatz des arischen Urvolks müssen wir historisch ansehen gelernt haben, damit wir auch in diesen dunklen Epochen erkennen was uns in aller Geschichte als Hauptsache gilt: die Art und Beschaffenheit, die Richtung und Tragweite der wirkenden Kräfte, die eigentlich herrschenden Natur- und Geistesmächte, welche das ausmachen was wir — sollen einmal mythologische Begriffe gebraucht werden — lieber Schicksal als Vorsehung nennen wollen.

Dann erst — wenn wir so weit vorgedrungen sind — dürfen wir die Frage wieder aufwerfen: worin denn die charakteristischen Unterschiede des arischen Volks und der arischen Sprache von anderen Völkern und Sprachen (ich denke an die tatarischen und semitischen zunächst) bestehen. Bis dahin bleiben wir auf sorgfältiges Vergleichen der offen liegenden Thatsachen beschränkt, vielfach belehrend und Aufschluss gebend im Einzelnen, für die Grundfrage aber nicht entscheidend. Denn das Problem mit den Kategorien

der Agglutination und Flexion, der unvollkommenen und vollkommenen Flexion erschöpfen zu wollen, dies Wagniss ist mir zu kühn. Das Ziel kann nur durch rein geschichtliche Betrachtung erreicht werden, zu welcher in der sogen. Völkerpsychologie*) ein geheimer, kaum merklicher, aber darum nicht minder entscheidender Gegensatz liegt.

*) „Die vergleichende Zergliederung entdeckte eine bleibende nachartende Schädelbildung einzelner Völker; die vergleichende Völkergeschichte kam auf leibliche, geistige, sittliche ins ganze Völkerleben verwebte Besonderheiten. Solche geschichtliche Wahrzeichen, zu völkerweltlichen Merkmalen geordnet, würden eine eigene Wissenschaft ausmachen, eine Erfahrungsseelenlehre der Völker". Jahn Volksthum S. 5 f. Eben vollzieht sich in der vergleichenden Anatomie der Uebergang zur historischen Ansicht mit der Ausbildung des Darwinismus: die Naturgeschichte wird Naturgeschichte.

DIE PRONOMINALFLEXION.

1. Die Stämme. Die gegenseitige Ergänzung der Stämme *sa* und *ta*, die altn. Formen (St. *tva?)*; Composition oder Zusammenrückung von *ta* und *sa* im Pronomen *dieser*, Wirkungen falscher Analogie in dessen ahd. und altn. Formen. St. *saman* und *suma* Superlative von *sa*; St. *sva*, *selbst*, die pronominalen Composita mit *leiks* und *lauds*. Die Interrogativa *kva*, *kvi*, die Demonstrativa *ka* (altn. *hann)*, *kja*; goth. *hvathar*, *hvarjis*; Indefinita mittelst der Negation gebildet (altn. *nökkur*, goth. *-hun)*; goth. *-u-h* und seine Verwandtschaft. Die Versicherungspartikel *ja* als verbindende Conjunction (lettosl. *ba*, *be* „und" aus einer Versicherungspartikel stammend). Goth. *is*, ahd. *er* und seine Declination: die Stämme *i*, *a*, *aja*, *sja*; letzterer neben *ja* einst altar. und urgerm. Relativum; St. *ja* mit *ana* componirt in St. *jena*. Die Conjunction *ei*, altn. *er* aus einer altarischen Conj. *jât*; die goth. Partikel *ei* dem Pronomen angehängt, relativ, gleich dem ved. *î*, *îm*, dem griech. *ι* demonstrativum und anderen im Ital. Lettoslav. und Ostar. auftretenden *-i* (die Declination der ostar. Feminina auf *â)*. — 2. Die Flexion. Uebersicht der pronom. Flexionseigenheiten: *î* und *sma* als charakteristische Elemente; die Genitive *sja*, *sjâs*, *sâm* (Erklärungsversuch des letzteren); germ. Formübertragungen im Gen. Plur. aller Geschlechter und im Dat. Plur. der Feminina. Einfluss der pronominalen Flexion auf die nominale im Ostar. Griech. Ital. Lettoslavischen. Das starke Adjectivum: Bopp und Ebel widerlegt (die adjectivischen *u-* und *i*-Stämme); wesentliche Identität der starken Adjectiv- und der Pronominalflexion (die sogen. flexionslosen Formen); Spuren einer germ. Adjectivdeclination mit darauffolgendem flectirten *ja* (altn. Nom. Plur. Masc. *blindir*, Fem. *thaer*; ahd. Nom. Sing. Masc. *blintêr*; Nom. Sing. Fem., Nom. Acc. Plur. Neutri *blintiu)*; drei Arten des lettoslav.

bestimmten Adjectivs, Uebereinstimmung des Germ. und Litt., Erklärung des germ. starken Adjectivs. Das schwache Adjectiv als das germ. bestimmte, der St. *ja* durch den St. *ta* vertreten; verfehlte Erklärungen der Stämme auf *n* (das preussische Adjectivum).

1.

Was hier Pronominalflexion heisst, begreift die eigenthümliche Declination der Pronomina mit Ausschluss des bereits erledigten ungeschlechtigen Personalpronomens, aber mit Einschluss der starken Adjectiva.

Die einfachen Stämme, um die es sich handelt, sind die Demonstrativa *ta*, *sa*, *tja*, *ka*, *kja*, *i*, *a*, *aja*, *ja*, *sja* und das Interrogativum *kva*, *kvi*.

In diesen Formen hat sie das Germanische aus der arischen Periode überkommen. Merkwürdige Uebereinstimmungen finden sich im Gebrauch, nicht minder aber bemerkenswerthe Abweichungen: ich bin nicht gesonnen, mich in das Tiefste der hier etwa auftauchenden Fragen einzulassen.

Die ergänzungsweise Verwendung der Stämme *sa* und *ta*, die wie wir sahen schon mit der Gestaltung der arischen Nominalflexion zusammenhängt (S. 321), ist ausser dem Skr. Zd. und Griech. auch dem Goth. Altn. und Ags. verblieben. Dass im Deutschen *sa* verloren geht (vgl. das Lettoslav.), aber der Stamm *tja* sich dem St. *ta* beigesellt, ist hinlänglich bekannt. Wir finden St. *tja* alleinherrschend im Nom. Acc. Sing. und Plur. des Feminins und neben *ta* im Nom. Acc. Plur. Masc. und Neutri, im Instrumental und im Dat. Pluralis: s. Graff 5, 4—11 und für die Benedictinerregel die vollständige Zusammenstellung von Hattemer in Höfer's Zeitschr. 3, 66—73.

In der seltsamen altn. Declination dieses Demonstrativs

scheinen sich ganz neue Stämme hervorzuthun, die jedoch lediglich auf Formübertragung beruhen. Unversehrt sind nur der Nom. Acc. Sing. aller Geschlechter, ferner der Dat. Plur. *theim* und Acc. Plur. Masc. *thâ* (Grdf. *thans).* Der Gen. Sing. Masc. Neutr. *thess* gehörte ursprünglich wohl dem Pron. **the-se* (altn. *thessi)* und ist daher entlehnt. Der Dativ Sing. Masc. *theim* ist aus dem Dat. Plur. übertragen, veranlasst durch das Zusammenfallen beider Casus im Adjectiv: Sing. *löngum* für **langam, langamma*; Plur. *löngum* für **langim, langaim* nach Muster von substantivischen Dat. wie *âstum* für *anstim,* welche ihrerseits durch die Analogie von *dögum, giöfum, sonum, höndum* (goth. *dagam, gibôm, sunum, handum)* in's Leben gerufen wurden. Dass im Pl. *theim* die sonstige altn. Schwächung *thim* unterblieb, wird im einsilbigen Wort nicht auffallen.

Der Dat. Sing. Neutr. *thvî* für *thî* (Instrum. ahd. *diu,* Grdf. *tjâ)* könnte dem Dat. Neutr. *hvî* des Interrogativs seine Gestalt verdanken. Doch muss darauf hingewiesen werden, dass ebenso preuss. *stwen* „dort", *stwi* (für *stwei)* „da", *stwendau* „von da" neben dem St. *sta* (vergl. *quei* wo, *is-quendau* von wo) und, wenn man das herbeiziehen darf (oben S. 312), zd. *hvô* des Gâthâdialekts neben sonstigem *hô* steht.

Im Nom. Acc. Plur. Neutr. *thau* ist das echte *tha* für *thâ* (goth. *thô)* mit dem *u* der Neutra *(föt, löng* für *fötu, löngu,* Grdf. *fatâ, langâ)* noch einmal versehen worden, natürlich ehe dies *u* sonst abfiel. Die Erhaltung dann des *au* wie die von *ei* in *theim.*

Im Nom. Plur. entstand *their* für *the*, goth. *thaí* nach dem Beispiel des Adjectivs: **langeir, langir* (worüber unten Näheres) für *lange,* goth. *laggaí.* Und wie im Nominativ, so setzte sich im Gen. Plur. und dann im Gen. Dat. Sing. Fem. *their* an die Stelle von *the*: man sagte *theirra, theirrar,*

theirri für *thera, therar, theri.* Ueber den Nom. Acc. Fem. *thær* für **thâr* (goth. *thôs)* unten beim Adjectivum.

Wohl alle arischen Sprachen besitzen componirte Pronominalstämme. Besonders beliebt finden wir dieselben im Littauischen: entweder wirkliche Zusammensetzung, so dass nur der zweite flectirt wird oder blosse Zusammenrückung, so dass beide ihre eigenen Casusformen annehmen. Das eine wie das andere ist der Fall im Pronomen dieser — woran nur das Goth. keinen Theil hat — einem Compositum der Stämme *ta (tja)* und *sa (sja)*.

Beide sind ahd. flectirt im Gen. Sing. Masc. Neutr. *desses*, Acc. Sing. Fem. *dheasa*, Nom. Acc. Plur. Neutr. *deiso, deisu:* in allen übrigen Formen *de-* unverändert. Das Alts. liefert zu der ersten Art noch den Nom. Sing. Fem. *thius*, das Ags. ausserdem den Instrumental *theós.* Im Nom. Acc. Sing. Neutr. kann ahd. *dezi*, *dizi*, *diz*, alts. altfr. *thit* (ags. *this* durch Formübertragung vom Nom. Masc. *thes*, Fem. *theós)* nur dem goth. *thatei* gleichgestellt werden. Auch altn. *thetta* setzt mit der Gemination *tt* einstiges *ti* voraus.

Im ahd. Nom. Sing. Masc. *dirro* bei Notker sehen wir scheinbar aus dem (seinerseits erst nach Muster des starken Adjectivs an die Stelle von echtem *dese* getretenen) Nom. *disêr*, *diser* eine schwache Form gebildet wie von einem Thema *disran.* Es ist aber nur eine Formübertragung vom Gen. Dat. Sing. Fem., wo die Formen *diser* und *dirro* (aus *derera*, *desera)* neben einander gelten.

Derselbe Uebergang liegt im altn. Neutr. *thetta* und Gen. Sing. Masc. Neutr. *thessa*, ferner Nom. Sing. Masc. *thessi*, Acc. *thenna* vor. In jenen Formen ist der (in der Declination des Pron. *sâ*, *sû*, *that* erhaltene) Gen. *thess* als Thema genommen und schwach flectirt, im Acc. *thenna* ein

älteres *thenn* (vergl. *thann*, Acc. von *sâ)* für *thesn* = ahd. *desan*. Jenes *thess* aber finden wir stark flectirt in allen noch nicht aufgeführten Formen, also im ganzen Plural, im ganzen Sing. Fem. und im Dat. Sing. Masc. Neutr. Der Nom Sing. Fem. und Nom. Acc. Plur. Neutr. stimmt zum ahd. *desiu*. Auffallen müssen der Gen. Dat. Sing. Fem. *thessarar*, *thessari* und Gen. Plur. *thessara*. Aber die daneben vorhandenen *thessar*, *thessi*, *thessa* gewähren die Erklärung und im Ganzen nun folgende Uebersicht der altn. Geschichte dieses Pronomens, aus der wir nebenbei lernen, dass die starken Vocalausfälle der altn. Endsilben älter sind als die Wandlung seiner tönenden *s (z)* in *r*.

Thesa, *thesî* (für *thesjâ*, vergl. *festi)*, *thatî* lautete etwa das Demonstrativum, als die weitere Umwandlung der altn. Laute gegenüber der goth. Sprachstufe des Ostgerm. (vergl. darüber den Anfang des folgenden Aufsatzes) eintrat. Es wurde daraus Masc. *thesi* wie *hani* aus *hana*, Fem. *thesi*, Neutr. *theti* wie *festi* aus *festî*. Wie Masc. *thesi* und Fem. *thesi* neben einander standen, erinnerten sie an Comparative wie Masc. *lengri*, Fem. *lengri*. Was natürlicher, als dass man dem Neutr. *lengra* gemäss ein Neutr. **thetja*, *thetta* bildete.

Zugleich aber hatten sich die Synkopen in der Declination geltend gemacht. Man erhielt aus *theses*, *thesezâs*, *thesezai*, *thesezâ* und *thesan* die Formen *thess*, **theszas*, **theszi*, **thesza* und *thesn*, woraus wohl sofort *thenn* wurde. Der Genitiv *thess* vermischte sich mit *thes* dem Gen. von *sâ*, und das Bedürfniss einer Unterscheidung erhob sich. Nichts einfacher als nach dem Muster des Nom. den Gen. ebenfalls schwach zu decliniren. Damit bekam man von selbst das Declinationsthema *thess*. Und nach Analogie des so entstandenen *thessa* neben *thess* von *sâ*, entsprang auch *thenna* neben *thann* von *sâ*.

Jenes *thess* konnte sogleich entscheidend eingreifen, als es sich um das Schicksal des *z* in *theszas* usw. handelte. In Adjectiven, *viss* z. B., ist es geschwunden: *vîsar* usw. lauten jene Formen. Unter Einfluss von *thess* aber wurde *z* dem *s* assimilirt, und **thessas*, *thessi*, *thessa* entstanden.

Hierdurch war schon, ehe dem *s* oder vielmehr *z* zwischen Vocalen wie in **thesi* (lautlich genauer **thezi*) usw. Gefahr drohte, eine mächtige Analogie geschaffen, welche hinreichte um das *s* in allen Formen tonlos zu erhalten und welche, als die Gefahr wirklich eintrat und anderwärts jene *z* zu *r* wurden, die völlige Umwandlung desselben in *ss* allerwärts mit Leichtigkeit bewirkte. Nicht widerstehen aber konnten dem Gesetze des Lautwandels die schliessenden *s* in **thessas* und ähnl. Und wie hier *thessar*, *thessir* im Auslaut, so bildeten sich im Aus- und Inlaut durch die ganze pronominale Flexion im Gen. Dat. Sing. Fem. und Gen. Plur. aller Geschlechter die Endungen *rar*, *ri*, *ra* für einstiges *ezâs*, *ezai*, *ezâ*, und diese hinwiederum wirkten auf *thessar*, *thessi*, *thessa* zurück und veranlassten die Formen *thessarar*, *thessari*, *thessara*.

Ueber die altn. Formen *thvîsa* (ags. *theós*) und ähnliche gebricht mir das nöthige Material. Es scheint fast, als ob neben den besprochenen Formen in einer anderen Declinationsart der erste Theil allein flectirt und ihm *sa* oder *si* wie eine Partikel angehängt worden wäre: vergl. griech δε in ὅδε. Sonderbar ist dabei namentlich die Form *thersi* für den Nom. Sing. Masc. Gramm. 1, 796.

Nur ostgermanisch ist in der überlieferten Sprache noch der Superlativ von *sa*, skr. ved. *samá*, in selbständigem Gebrauch (Adv. auch westgermanisch). Und zwar goth. nur schwach *sa sama*, altn. auch stark *samr*. Dasselbe Wort liegt in dem gemeingermanischen St. *suma* vor,

wozu in Form und Bedeutung der griech. Stamm *ἀμό* (*ἀμόθεν* von irgendwoher, *ἀμῶς* irgendwie) genau stimmt: Curtius Gr. Etym. S. 352. Die Vermittelung der Bedeutung zwischen *sama* und *sums* liegt in dem Begriffe der Einheit, vergl. S. 269. Dass jenes schwach (bestimmt), dieses stark (unbestimmt) flectirt wird, hängt mit ihrem Sinne klärlich zusammen.

An *sa sama* „der selbe“ möge sich das Pronomen des Selbst schliessen. Wie die Stämme *sa* und *sva* sich zu einander verhalten, wurde schon S. 269 f. aufzuklären versucht: *sva* kommt dem Superl. *sama* im Wesentlichen gleich.

Der St. *sva* erscheint im Germ. ausser in *sis*, *sik*, Grdf. *svasja*, *sva-ga* und in *sva*, *svê* (worüber S. 305) auch in *silba*, Grund- und Stammform *sva-liban* nach Grimm. Wäre das Verbum *liban* nach dritter schwacher etwa ein Denominativum von einem St. *liba* „Leib“? Der Ausdruck stünde dann dem mhd. *mîn*, *dîn*, *sîn lip* für das einfache Pronomen parallel. Zu der Synkope des *i* darf man vielleicht *sa-lb-ôn* neben *ἀ-λείφ-ω* halten (Pott Etym. Forsch. 1, 258).

Weit entfernt mich bei dieser Erklärung zu beruhigen, bin ich doch einer besseren nicht sicher. Muss vielleicht etwas gefunden werden, was auch auf *ha-lb-s* passt? Das altpreuss. *subs*, auf das Grimm hinweist, hängt mit dem litt. *pàt-s* (skr. *pátis*), lat. *i-pse* für *i-pt-e*, *i-pot-e* zusammen. Nämlich der auffallende altpreuss. masc. Dativ *supsei*, von femin. Form, wenn man *sup* als Stamm nimmt, erklärt sich sehr einfach vom St. *su-psi* (Grdf. *sva-pati*) wie Dat. *nautei* von *nauti*. Ebenso liegt dem Gen. *supsas* eigentlich *supsis* zu Grunde das durch den Genitiv eines *a*-Stammes vertreten wird wie auch sonst dergleichen Mischung vorkommt. Diese Auffassung schliesst schon die Folgerung eines Stammes *sup*, *sub* ein, wovon dann Dat. *supsmu*, Acc. *subban*, Nom. *sups*, Acc. Pl. *subbans* gebildet sind.

Nach der Uebereinstimmung des Lat. und Letto-Preuss. mit dem Eranischen (vergl. S. 301) darf die Composition mit *páti* „Herr" als der altarische Ausdruck für Selbst angesehen werden. Und zwar nach dem Eran. und Preuss. *páti* in Composition mit dem St. *sva*. In einem solchen *svapatis* würde ursprünglich etwa der Begriff der Selbständigkeit liegen. Aus der altar. W. *rikv* (Curtius Etym. S. 406) intrans. „bleiben, beharren" könnte wie *Leib* und *Leben* auch ein germ. St. *liban*, *lifan* „Herr" entspringen, vergl. zd. *aṅhu* oben S. 321. Aber wer möchte es behaupten?

Aehnliche Composita wie *si-lb-a* nach Grimm's Deutung wären *hvêleiks*, **thêleiks* (ags. altn. Gramm. 3, 49; nordböhm. *diche*, *doche*, *dichtsche*, *dochtsche*, *dilte*, *dolte*, *doltsche* Petters KZ. 11, 159; über ein ähnliches *hiche* usw. KZ. 13, 319 f.), *svaleiks* und *hvêlauds*, *svalauds*. Doch ist die Frage, ob hier von eigentlicher Composition gesprochen werden dürfe. Die Sprache selbst empfindet offenbar den Instrumental in *hvê-leiks*, das selbständige Adv. *sva* in *sva-leiks*, daher die Wandlungen dieser Formen sich in dem vermeintlichen Compositum reflectiren und altn. z. B. *thvî-lîkr* begegnet. Bei *-lauds* verhält es sich ganz ebenso, noch im vierzehnten Jh. finden wir mitteld. *alsô lôte* (Müllenhoff Paradigm. S. 21 der 2. Aufl.). So trägt auch goth. *samaleiks* und *samalauds* vielleicht nur darum für uns mehr den Charakter von Composition, weil daneben das (westgerm.) Adverbium *sama* fehlt. Doch sind die Formen goth. *hvileiks* und ahd. *hwelich* sichere Composita.

Beide *leiks* und *lauds* können im Grunde nichts anderes bedeuten als „beschaffen". Bei *lauds* (goth. *juggalauths*; ahd. *ebanlôt* Denkm. S. 465?) denkt man zunächst an das goth. Fem. *ludja* πρόσωπον Matth. 6, 17 und die Glosse *laudjai* zu Gal. 4, 19. So nehmen Böhtlingk-Roth 3, 730 für skr. *îdṛç*, *tâdṛç* die Bedeutung „Aussehen" in *dṛç* (als

Nomen Act. „das Sehen", als Nom. Ag. „Auge") an. Zu preuss. *stawids*, *kawids*, *kittawids*, *ainawids*, *wissawids* steht skr. Masc. *vidha*, Fem. *vidhâ*, deren Bedeutungen ungefähr dem goth. *haidus*, ahd. *heit*, ags. *hâd* entsprechen. Was *leiks* betrifft, so halte ich nicht für unmöglich, dass in den angeführten Compositis und Scheincompositis ältere Pronominalableitungen mit *li-ka* aufgegangen seien. Vergl. lat. *tâlis*, *quâlis*, die litt. Adv. *tólei*, *kólei*, ksl. *tolě*, *kolě*, die ksl. Adj. *toliků*, *koliků*, griech. τηλίκος, πηλίκος (Schleicher Ksl. Formenl. S. 272 f.). Man muss zugeben, dass zwischen etwaigem urgerm. *tâlikas*, *kvâlikas* und urgerm. *tâ laigas*, *kvâ laigas* der Abstand nicht so gross ist, um Absorption jener Formen durch diese mittelst Umdeutung des nicht mehr verstandenen *-likas* unmöglich zu machen. An wahre Identität mit Bopp zu denken, geht aber gewiss nicht an *). Das als zweiter Theil nominaler Composita so häufige Adjectiv **leiks*, altn. *lîkr*, litt. *lygùs* „gleich" liegt klar darin vor. Ob damit weiterhin *leikan* (gefallen) und *leik* (Körper, Gestalt, Schönheit) zusammenhangen, untersuche ich jetzt nicht. Die Bedeutungen „eben, gerade" des litt. Adjectivs könnten die Vermittelung gewähren: „glatt, schön, gefällig".

Der Stamm *kva* (skr. zd. *ku*, *ca*, *ka*) versieht als germ. *hva* sein altes Amt der Frage. Einen besonderen St. *hvi* (skr. *ki-m*, zd. *ci-s*, lat. *qui-s*, griech. τί-ς, ksl. Neutr. *čĭ-to*), der auch in goth. *hvileiks* vielleicht enthalten, scheint der Instr. ahd. *hweo*, *hwiu*, altn. *hvî* usw. vorauszusetzen.

*) Auf altn. *-ligr* (Entstellung von *-lîkr*, nach Analogie der Adj. auf *ig*, *îg*, Nom. *-îgr*) darf man sich ebenso wenig berufen wie auf das alem. *wel* für *welh*: bei Notker noch *welee* (Weinhold Alem. Gramm. S. 473, der aber das *ee* als Längenbezeichnung nimmt!) und *welea* Hattem. 2, 257b für *welehe*, *weleha*.

Neben *kva* existirte schon in altarischer Zeit ein Demonstrativ der Nähe *ka* (das sich zu *kva* verhält wie *ta* zu *tva*, S. 309): erhalten in skr. *ê-ka*, griech. *κεῖνο*, *ἐκεῖνο*, osk. *ekso*, *eko:* letzteres bringt auf den Gedanken, ob vielleicht auch hier *ak*, *ak-a* als älteste Formen zu betrachten seien wie wir *at*, *am*, *asa* fanden. Das Pronomen ist ferner erhalten in dem lat. St. *ho* Nom. *hîc* (Grdf. *ha-i-ce*), nicht mit Benfey Wurzell. 2, 187; Vollst. Gramm. S. 331 Anm. 2 zu skr. *gha*, *ha*. Das lautliche Verhalten wie in *habeo*, goth. *haba*, alban. *κἄμ* (die Flexion wie in *jἄμ* d. i. *asmi*, s. Hahn 2, 63): gegen Corssen Krit. Nachtr. S. 89 —104 vergl. Schleicher Comp. S. 240 Anm. 3. Auch *ubi*, *unde*, *uter* stehen zunächst wohl für *hubi*, *hunde*, *huter*.

Altar. *ka* muss germ. *ha* lauten, das Lottner KZ. 5, 396 f. 7, 38 f. mit Recht im altn. *hann*, *hon* vermuthete. Dieses trifft merkwürdig mit finn. *hän* „er" zusammen, welches daher Castrén aus dem Altn. entlehnt glaubte (Donner Personalpron. in den altaischen Sprachen S. 19).

Was die Form des altn. Pronomens gegenüber dem St. *ha* anlangt, so ist die richtige Erklärung von Jac. Grimm Gesch. S. 756 angedeutet. Die Combination des Demonstr. *sâ*, *sû*, *that* mit dem Demonstr. und Artikel *inn*, *in*, *itt* (oder *enn*, später *hinn* nach Muster von *hann*) begegnet uns sehr häufig in der Edda. Dieselbe Combination, aber mit Zusammenrückung beider Theile unter einen Accent (wie in den Substantiven denen *inn* als suffigirter Artikel folgt) scheint in *hann* vorzuliegen. Vergl. die litt. Zusammenrückung von St. *ta* (germ. *tha*) und *szja* (germ. *hi*) mit folgendem *ja* (welches auch im altn. *inn* enthalten).

Nur der Acc. Masc. *hann* scheint unmittelbar von *ha* gebildet wie *thann* von St. *tha*, vergl. ahd. *inan*, *huenan*. Aber Nom. Masc. **ha*, Fem. **hâ* **hû* (vergl. goth. *sa*, *sô*, altn. *sâ*, *sû*) wurde mit der nach Vocalen regelmässigen

Aphärese des *i (e)* von *inn (enn)* zu *hann*, *hon hun.* Acc. Fem. *hana* ebenso für **ha ina.* Zu **ha* vergl. den Acc. Fem. *thâ* der neben Nom. *sû* wie Acc. *langa* neben Nom. *löng* (für *löngu*), also für *tha* steht. Consequenter als das Goth. hat das Altnord. auch in den Einsilbigen die *â* gekürzt: sonst hätten wir *sâ, thâ* für goth. *sô, thô.*

Der Dat. Masc. *hânum, honum* beruht meines Erachtens auf *ham-num* für *ham inum* wie *dögu-num, giöfu-num* für *dögum inum, giöfum inum.* Wozu allerdings in jenem Falle Ersatzdehnung kam. Die Form **ham* für goth. **hamma* (vergl. *thamma*) setze ich an, weil Dat. Sing. *löngum* für *langamma* neben Dat. Plur. *dögum* für *dagam* ein älteres gekürztes *langam* so gut wie erweist.

Schon die Acc. *hann*, *hana* konnten zu der Annahme eines Stammes *han (hana-)* verführen, wovon wir den Genitiv Masc. *hans* regelmässig gebildet sehen und der ohne Zweifel auch mitwirkte, um den Genitiv Fem. *hennar*, Dat. *henni* aus **herar innar; *heri inni, *herinni* zu erzeugen.

Gleichfalls demonstrativ wie *ha* neben *hva* ist germ. *hja*, urspr. *kja*, Nom. *kjas*, altpreuss. *schis*, litt. *szìs*, ksl. *sĭ*, weitergebildet aus *ki*, lat. *ci? (citra, citerior)*, Nebenform von *ka:* vergl. Grimm Geschichte S. 932 f. Lottner a. O. Schleicher Beitr. 1, 48 f. Zu diesem Stamm *kja* gehören vielleicht nicht blos die adverbialen Ausdrücke goth. *himma daga, hina dag, fram himma, und hita* (für *hjimma, hjamma* usw.); ahd. *hiutu, hiuru, hînaht (hî* Acc. Fem. für *hia, hja,* Grdf. *kjâm)* und die Adverbia goth. *hêr* (Grdf. *hjatra,* germ. *hedr), hidrê, hinana*: sondern auch nach J. Grimm's Meinung (Gramm. 1, 794) das fränk. *her*, alts. *hê, hie, his, him,* und vollständig declinirt altfries. *hi*, *hiu*, *hit*, ags. *he*, *héo, hit.* Ahd. *hiu* in *bihiu*, *inhiu*, *zihiu* bei Tat. und Otfr. steht wohl nur durch Formübertragung für eigentliches *hwiu.*

Dem Fragepronomen *hvas* reiht sich sein Comparativ an, allen germ. Sprachen wie jenes gemeinsam: goth. *hvathar*, skr. *kataràs*, gr. *πότερος*, lat. *uter* (umbr. osk. *poter*), litt. *katràs*, ksl. *kotory-j.*

Dem Ostgerm. und Litt. allein eigen ist das Pronomen goth. *hvarjis*, altn. *hverr*, litt. St. *kùrja* „welcher, wer", ein Compositum aus dem Adv. goth. *hvar*, litt. *kùr* „wo" und dem St. *ja*, worin nach Bopp (Vergl. Gramm. 2, 19) die fragende Bedeutung des ersten Theils die demonstrative oder relative des zweiten verschlingt. Man wird leicht zugeben, dass wir in *ja* zunächst nur die Bildungssilbe des Adjectivs zu erblicken haben und dass daher dieses Wort uns eine willkommene Bestätigung gewährt für die oben vorgetragene Theorie des Ursprungs der Pronomina aus Ortsadverbien.

Wie im litt. St. *nekùrja* und verwandten slav. Bildungen (Grimm Gramm. 3, 74 Anm. Schleicher Ksl. Formenl. S. 270) ergiebt in altn. *nökkur*, *nokkur* die Negation mit einem Interrogativum zusammengesetzt das Indefinitum „jemand". *Nökkur*, Neutr. *nacqvath*, steht nämlich nach Grimm's Deutung (Gramm. 3, 71) für *nac-hvar*, *noc-hvar*: welches *nac* oder *noc* aus alts. *nec* nach altn. *ok* neben alts. *jac* wohl gefolgert werden darf. *Nac* steht neben goth. *nih*, ahd. *noh* ungefähr wie ein gr. *μή γε* neben *μήτε* stünde.

Eine ähnliche Verwendung der Negation enthält schon die skr. Anlehnung von *cana* Grdf. *kva-na* (nicht gleich lat. *cum-que*: Ebel KZ. 7, 230) an Fragepronomina zur Bildung von Indefiniten (Petersb. Wb. 2, 3 f.). Dies *cana* besitzt das Germ. bekanntlich in goth. *ains-hun*, *hvas-hun*, *manna-hun*, *this-hun*, *ni-hveilô-hun*. In der letzteren Wendung (Gal. 2, 5 *οὐδὲ πρὸς ὥραν*) genau dem skr. *cana* in seiner Grundbedeutung „auch nicht, nicht einmal" (Pet. Wb. 2, 937) entsprechend. In *this-hun* mit nicht ganz klarem Sinne (vergl. S. 383). In

den drei zuerst genannten Worten indefinit, aber meist in verneinenden Sätzen, wie auch skr. *kas* die Function eines *quidam*, *aliquis* meist in negativen Sätzen versieht. Altn. *gi*, in Pronominalverbindungen theils verallgemeinernd, theils negirend, ist — nur nicht an Verben — zur reinen Negation geworden. Alts. ahd. nur *hwergin* (irgendwo), mhd. *iergen* aus **iewergin*. Ags. *hvugu*, *hvegu*, *hugu*, gleichfalls Interrogativen angehängt im indefiniten Sinn, wäre goth. *hvê-hun*. Ebenso wohl altn. *vættugi* neben *vætki* (goth. **vaíht-hun*) für *vætt-hvî-gi*, das wäre goth. *vaíht-hvê-hun*.

Im altn. negirenden Gebrauch lebt nicht die alte Verneinung wieder auf, sondern, wie schon Grimm bemerkt, die Verwendung in meist negativen Sätzen lässt die beigesetzte Negation schliesslich als einen Pleonasmus erscheinen. So in den nachgesetzten altn. Negationen *at* und *a*. Letzteres vielleicht für *œ*, goth. *áiv*, vergl. *ni — aiv*. Ersteres wahrscheinlich für *vætt*, *vett*, goth. *vaíht* „Ding, Sache“, vermuthlich mit W. *vagh*, germ. *vag* zusammenhängend: „fahrende Habe“, einst das einzige Privateigenthum, die einzige Sache. Dasselbe *vett* steckt im altn. *hvat-vet-na* (quodcumque) mit dem *na* das auch in *ar-na*, *her-na*, *thar-na* u. a. erscheint: Gramm. 3, 226.

Was die Form *gin*, *gi* neben *hun*, *gu* anlangt, so hat darin einfach das urspr. *a* die helle Färbung angenommen: zd. *cina* beruht auf Einfluss der vorhergehenden Palatalis: vergl. Spiegel Altb. Gramm. §§ 11. 32. 66; Keilinschr. § 20 S. 145.

Ueber das goth. *-uh* hat zuerst Sonne KZ. 12, 280 das Richtige vorgetragen, indem er es in *u* und *h* zerlegte. Ersteres ist die Partikel *u* die oft im Veda hervorhebend den Demonstrativen angehängt erscheint wie in gr. *ό-υ-το*, *το-υ-το* und zugleich als verbindende Conjunction dient. Letzteres tritt in *u-h* ebenso auf wie in *sa-h*, *sô-h* usw., *ni-h*, *ja-h*, und kann wohl nur mit lat *-ce*, *-c*, umbr. *-k*,

nicht mit *-que* identificirt werden: die Grundf. *kva* würde *hu* ergeben haben.

Genauer über Ursprung und Verwandtschaft zu urtheilen fällt schwer, weil das was man sondern müsste, sich lautlich allzu nahe steht. Dass lat. *que*, gr. *τέ* „und" mit skr. zd. *ca* identisch, unterliegt keinem Zweifel, und sicherlich hängt es mit dem Interrogativum zusammen. Ja es darf gefragt werden ob nicht *ca* mit skr. *kva*, zd. *ku* „wo" (worüber KZ. 9, 20 anders) eins sei und dies die Localpartikel aus welcher das Pronomen stammt. „Scheint ursprünglich beiden zu verbindenden Wörtern und Satzgliedern nachgestellt worden zu sein", bemerken Böhtlingk-Roth zu *ca*, indem sie hinzusetzen, dass im Rigv. das doppelt gesetzte *ca* noch häufiger sei als das einfache: *ahán ca tván ca* „ich-wo, du-wo": die Identität des Ortes und damit das Zusammensein, die Verbindung scheint so passend ausgedrückt zu werden. Es ist vielleicht etwas Aehnliches, wenn in Dvandvacompositis beide Glieder mit der Dualendung d. h. mit der Ortspartikel *â* versehen werden. Die übrigen Bedeutungen erklären sich ganz gut, „wenn" durch Uebertragung auf die Zeit.

Griech. *καί* dagegen muss, scheint mir, schon vermöge seiner Stellung im Satz von *que* und *τέ* getrennt werden. Es dürfte mit *ἐκεῖ* wesentlich dasselbe d. h. ein Locativ des Demonstr. *ka* sein. Auch sonst werden Locative (Ablative) von Demonstrativen als verbindende Conjunctionen verwendet: *at*, lat. *et* z. B. (S. 302); vergl. auch ksl. *to* (et, itaque) vielleicht gleich lat. *tum*. Litt. lett. preuss. *kai* (gleich skr. *kad*) kann mit *καί* nichts zu thun haben.

Ebenso muss von *que* „und" das *que* in *quisque*, *uterque*, osk. *-píd*, umbr. *-pei*, *-pê* getrennt werden, worin schon Ebel KZ. 5, 415 f. einen alten Ablativ **queid* (gleich lat. *quî*) zu erkennen glaubte, während Aufrecht-Kirchhoff 1, 30 skr. *cid* herbeizogen.

Was nun lat. *c*, *ce* betrifft, so weiss ich keine Anknüpfung als an das Demonstr. *ka* und keine Vergleichung als das gr. *-δε* (S. 301) sofern es indeclinabel angefügt. Die grammatische Form mag hier wie dort dahingestellt bleiben: dass sie nicht anders als in skr. *ca* aufzufassen, vermuthet man leicht, vergl. S. 285. Ob das im Serb. dem Pronomen angehängte *ka* (Wuk S. 57, 5 Grimm) irgend etwas damit zu thun habe, untersuche ich nicht.

Im lat. *nec*, griech. *οὐκ* (vergl. S. 234), goth. *nih* und lat. *neque*, osk. *neip* müssen wir consequenter Weise zwei verschiedene Suffixe annehmen. Ebenso wurden im Germ. schon altn. *nac*, alts. *nec* und altn. *ok*, alts. *jac*, welche die Partikel *gha*, westar. *ga* enthalten, neben goth. *nih*, *jah* erwähnt. Vergl. gr. *οὐ-χί* (mit *ghi*, gleich skr. *hi*, dem Nebenstamm von *gha*) neben *οὐ-κ*. Ja neben ahd. *doh* muss sogar, wie es scheint, eine alte Nebenform *tha-u-h* angenommen werden für ags. *theáh*, und es ist zweifelhaft, ob goth. *thauh* zu diesem oder zu jenem gehöre. Dagegen geht *jouh* das oberdeutsch vom elften Jh. an erscheint, auf *ja auh* zurück.

Auch die einfache Versicherungspartikel *ja* nämlich wird als verbindende Conjunction gebraucht, ahd. nur noch in wenigen Beispielen: zu Denkm. Nr. 54, 10. Oefters alts. *ja*, *ge*, *gie*, ganz gewöhnlich ags. und altfries. *ge*.

Eine schöne Analogie dazu gewährt die vedische Partikel *bata* (nachved. *vata*) „Ausruf des Erstaunens und des Bedauerns (ach, weh), der ursprünglich stets unmittelbar nach dem den Satz eröffnenden und den Affect hervorrufenden Begriff gestanden zu haben scheint" (Petersb. Wb. 5, 1). Dazu stellt sich zunächst zd. *bê* (ach). Ferner *bâ* (Gâthâdial. *bâ* „immer" Spiegel Gramm. S. 379 dazu?), *bâṭ*, *bâdha* Versicherungspartikel, *bôiṭ* (aus *bâ iṭ*) nachgesetzte Verstärkungspartikel. Auch *nava*, *navat* „gewiss nicht" hält Spiegel

Gramm. S. 200 für erweicht aus *naba*, *nabat* und nimmt wie Justi das Adv. *bâdhistem* als Superlativ von *bâdha*. Burnouf hat zu den zd. Formen ved. *baṭ* „fürwahr" gehalten, welches Böhtlingk-Roth mit *bâḍhá* vergleichen, Partic. Perf. von W. *bah*, *bañh* „verwandt mit *barh* (feist machen, kräftigen, stärken)", das sie zu gr. *φραχ* (*φράσσω*), lat. *farcio* (Curtius Etym. S. 272) stellen.

Ich enthalte mich jedes Urtheils über Zusammengehörigkeit und Ursprung dieser Wörter, glaube aber, dass wir zuversichtlich zd. *bâ*, *bâṭ* mit preuss. *ba*, *be* (und); litt. *ba* in *jeí-b*, *ar-bà*, ferner *bei* (und), *bèt* (aber) usw., als Hervorhebungspartikel vorgesetzt (Schleicher S. 338); lett. in ähnlicher Verwendung, als Hervorhebungspartikel nachgesetzt (Bielenstein 2, 372 f.); ksl. *bo* (*γάρ* enim, von Miklosich mit litt. *bútent* „nämlich" verglichen und von W. *by* abgeleitet) identificiren dürfen*).

Wir finden mithin die Versicherungs- und Hervorhebungspartikel als Conjunction. Den Bedeutungszusammenhang im Allgemeinen mag auch z. B. ahd. *giwisso* (vergl. Haupt's Zeitschr. 12, 442) und lat. *vero* belegen. Was speciell das Verhältniss der slav. Partikel zur littauisch-lettischen betrifft, so gewährt osk. *íním* (und) neben lat. *enim* dazu die einleuchtendste Analogie. Und wenn dazu wie nicht unmöglich auch griech. *οὖν* für *ὀνεμ* (Localadv. vom St. *ana*) gehört, so kommen wir wieder auf die be-

*) Vielleicht fällt bei diesem *ba* Jemandem aus Gramm. 3, 275 und Graff 1, 160 das wunderliche ahd. *iph-iph (et-et, aut-aut)* ein. Will er sich die Mühe geben Diut. 2, 351. 353 aufzuschlagen, worauf man ihn verweist, so wird er ein simples *ioh-ioh* vorfinden, da die betreffenden Einsiedler Glossen zum Prudentius mit der bekannten Geheimschrift aufgezeichnet sind, die uns einen so traurigen Schluss auf die Schlauheit ich weiss nicht ob mittelalterlicher Jungens oder mittelalterlicher Schulmeister gestattet.

kräftigende Grundbedeutung: besonders wenn vielleicht *ναί* von demselben Pronomen abstammt. Auch unser *so* mit seiner Verwandtschaft — und wer weiss wie Vieles noch sonst — liesse sich mit Nutzen herbeiziehen, wenn es in der Absicht läge darauf näher einzugehen.

Doch mögen uns *ναί* und *so* (wenn wir an lat. *sic* Grdf. *svai-c* denken) darüber belehren wie ein Ortsadverbium zur Bekräftigung, Bejahung dienen könne, und dadurch auf *ja* ein allerdings noch mangelhaftes Streiflicht werfen. Wenn S. 305 goth. *sva* richtig mit italisch *svai* verglichen wurde, so könnte man leicht Grundf. *jai* vermuthen, aber Sicherheit ist dabei nicht.

Mit desto grösserer Sicherheit halten wir den St. *ja* für das altarische Relativum nach der Uebereinstimmung des Skr. und Griechischen. Dass er daneben aber rein demonstrative Dienste gethan, lässt (nach Justi S. 239[a]) schon das Zend wahrnehmen. Und im Lettoslav. liegt es deutlich vor: im Litt. Lett. Preuss. versehen Interrogative die Stelle des Relativums (wofür gleichfalls das Zend nach Spiegel Gramm. S. 313 § 295 Anm. schon Beispiele bietet), litt. *jìs*, *jì* ist nur geschlechtiges Personalpronomen, „er, sie“, während es das Lett. und Preuss. so gut wie ganz verloren haben. Das Ksl. dagegen, hierin die ursprünglichste von diesen Sprachen, gebraucht das einfache *i* wie litt. *jis* und versieht es als Relativum differenzirend mit der Partikel *že* (altar. *gha)*. Aehnlich dem Litt. nimmt das Italische (s. die Uebersicht bei Kirchhoff Allgem. Monatschr. 1852 S. 819) den St. *ja* als Personalpronomen, indem es ihn mit St. *i* combinirt und den Interrogativstamm als Relativum eintreten lässt. Dass lat. *eum*, osk. *íom;* umbr. *eus*, osk. *íos*, lat. *ii* usw. auf St. *ja* zurückgehen, ist wenigstens Bopp's Ansicht (Vergl. Gramm. 2, 163 f.), und

z. B. Curtius stimmt darin bei (Griech. Etym. S. 354 f.): „Ich betrachte den Stamm *ja* als Erweiterung von *i* und leite lat. *i-s*, *i-d*, altlat. *i-m* ebenso von dem kürzeren wie lat. *ea*, *eo-m* von dem erweiterten Stamme ab". Dagegen nehmen Aufrecht-Kirchhoff 1, 134 mit Corssen's Beistimmung (KZ. 5, 124) eine Ableitung des St. *i* mittelst Suff. *a* und Steigerung des *i* an: *aio*, *ajo* worin sich *a* zu *e* geschwächt habe und *j* geschwunden sei. Für diese Ansicht lässt sich anführen, dass vom Stamme *ja* aus kein Grund abzusehen wäre, weshalb das anlautende *j* sich zu *e* gewandelt hätte, da doch sonst anl. *j* im Lat. nicht gefährdet ist. Vielleicht gewährt das Germ. bestimmteren Aufschluss.

Das Germ. hat den St. *ja* als Relativum gleichfalls eingebüsst, ersetzt ihn aber in bemerkenswerther Eigenthümlichkeit durch die Demonstrativstämme *sa*, *ta*, *tja*. Den St. *ja* können wir nirgends anders suchen als im Paradigma von goth. *is*.

Formell wäre nicht das geringste einzuwenden, wenn wir goth. *is*, *ita* als urspr. *jis*, *jita* fassen wollten, wie *izvis* für *jizvis* genommen werden muss und ahd. *enêr*, altn. *inn* neben goth. *jaíns*, ahd. *genêr*, mitteld. *ginir* denselben Lautprocess unverkennbar aufweist. Gegenüber der auswärtigen Verwandtschaft jedoch geht dies nicht an. Den Nom. Sing. Masc. *is* finden wir ebenso im Lat. wieder. Der Nom. Acc. Sing. Neutr. *ita* und Acc. Sing. Masc. *ina* sind schon S. 109 mit skr. *idám*, *imám* identificirt worden, und lat. *id*, altlat. *im* (vergl. S. 235) gewährt uns dieselben Formen ohne *ám*. Ausserdem gehen unzweifelhaft der Nom. Plur. Masc. *eis* (vergl. *gasteis*, *ansteis* von St. *gasti*, *ansti*) und der Acc. Plur. Masc. *ins* (vergl. *gastins*, *anstins*) auf St. *i* zurück: skr. *imê*, *imân* gleichfalls vom St. *i*, aber mit der ostarischen, wie S. 235 vermuthet wurde, auf Missverständniss beruhenden Fortbildung durch *ma*. Unter den

noch übrigen Formen steht der Dat. Plur. *im,* der gleichfalls nur auf St. *i* (vergl. *gastim*, *anstim*) beruhen kann, insofern isolirt, als skr. *êbhyás, âbhyás* germ. *aim, ôm* ergeben müsste und das Lat. hier jenen zweifelhaften Stamm verwendet: aus dem St. *ja* würde *jaim* entsprungen sein.

Dagegen haben wir alle Ursache goth. *imma*, umbr. *esmei, esmê* nicht von skr. *asmâi,* goth. *is*, *izôs*, *izai* nicht von skr. *asyá, asyâs, asyâi* (für Goth. eigentlich *asyâya* vorauszusetzen) zu trennen: auf die merkwürdige Uebereinstimmung sogar im Accent wurde schon S. 152. 161 f. Anm. aufmerksam gemacht. Auch die goth. Gen. Pl. *izê*, *izô* fallen mit skr. *êshâm, âsâm* wesentlich zusammen, die Abweichungen sind dieselben wie in der Pronominalflexion überhaupt und werden unten genauer zur Sprache kommen. Wir sind zu diesen Gleichungen umsomehr berechtigt, als wir auf dem ganzen Gebiete der arischen Sprachen kein Beispiel aufzuweisen haben, worin die Elemente *sja* und *sma* mit anderen als *a*-Stämmen in flexivische Verbindung träten: skr. *amu* für *am-va* ist davon nur eine scheinbare Ausnahme.

Ganz genau stimmen aber nun Acc. Sing. Fem. *ija*, Acc. Plur. Fem. *ijôs*, Nom. Acc. Plur. Neutr. *ija* zu lat. *ea, eas*, *ea.* Aus dem St. *ja* können auch die goth. Formen nicht hervorgehen, wir müssten ihn denn wie S. 113 f. geschehen als *ia* ansetzen. Aber wie würde sich dies *ia* zu *ja* verhalten? Ich denke, wir halten uns lieber gegenwärtig dass *ja* eine Fortbildung von *i* mittelst *a* ist — gleichviel ob ein durch *a* gebildeter Locativ oder ein Compositum von *i* und *a* (wer kann dies überhaupt entscheiden? und ist es nicht im Grunde einerlei?) — und wir halten uns ferner gegenwärtig dass der Antritt von *a* auf zweierlei Weise geschehen konnte: gerade wie in der Declination aus dem thematischen *i* oder *u* mit dem *a* eines Casus-

suffixes ebensowohl *aja*, *ava* (für *ĭa*, *ŭa*) als *ja*, *va* werden konnte; gerade so konnte aus dem selbständigen *i* mehr *a* beides: *aja* und *ja* werden. Und es wurde beides: Ital. und Germ. bieten uns den ersteren Stamm (*aja*, *eja*, *ija*) und sie besassen auch ihn ohne Zweifel einst als Relativum. Vergleichbar ist der Nom. Sing. Masc. des St. *i* im Ostarischen: dem skr. *ayám*, zd. *aêm* steht altp. *iyam* oder *îm* gegenüber: wie gelesen werden müsse, ist nicht sicher, wohl aber dass *i* hier niemals gunirt gewesen sein kann.

Wie der Instrumental des germ. Paradigmas *is*, um dies noch zu erwähnen, gelautet habe, lässt sich aus ags. *se ylca*, *ilca* (idem, Gramm. 3, 50) nicht entnehmen.

Im goth. Nom. Sing. Fem. *si* erkennen wir *sjâ* (vergl. *bandi* Grdf. *bandjâ*, oben S. 118) vom St. *sja*, der im Ahd. und Alts. auch den Acc. Sing. Fem. und sämmtliche Nom. Acc. des Plurals beherrscht. Ausserdem zwingt uns die Uebereinstimmung von ahd. *thesiu* des Nom. Sing. Fem. und Nom. Acc. Plur. Neutr. mit altn. *thessi* derselben Casus, die Frage aufzuwerfen, ob nicht — wer weiss auf welche Weise — darin der St. *sja* und nicht der St. *sa* stecke, weil die für das Ahd. passende Erklärung aus Formübertragung vom Adjectiv auf das Altn. keine Anwendung leidet. Vergl. ags. *se*, *seó*, *thät*.

Eine so unsichere Beobachtung darf uns indess nicht abhalten aus dem goth. ahd. Paradigma des geschl. Pronomens die Folgerung zu ziehen, erstens dass der St. *sja* im Germ. in gleicher Function neben dem Relativum *ja*, *aja* stand (goth. *ija*, *ijôs* ahd. aus *sja* gebildet), zweitens dass er hiebei (nach dem Ahd. zu schliessen) keineswegs wie im Skr. und Altpers. auf den Nom. Sing. Masc. und Fem. beschränkt war. Zwar scheint das Goth. sich diese Beschränkung aufzuerlegen, wenn auch der Nom. Plur. Fem. nicht belegbar ist: aber zum Ahd. stimmt das zd.

Neutrum *hyaṭ* (in Hdschr. freilich auch *yyaṭ* mit ganz singulärem Anlaut). Und zd. *hyaṭ* wie altp. *hya*, *hyâ* bestätigen die relative Bedeutung.

Dem gegenüber nun der St. *tja*, der sich im Altp. und Skr. mit *sja* ebenso in die Declination theilt wie skr. *ta* mit *sa*, der St. *tja* also im Germ. rein demonstrativ und Artikel neben *ta*.

Man überlege den Stand der Sache: die Stämme *sja* und *tja* im Skr. beide demonstrativ und nach Art des Artikels, im Altpers. beide relativ; im Germ. einst und im Zd. *sja* relativ, im Germ. und Litt. (*czonaí*, *czón* „hier" von *tja*, denk ich, gegenüber *ténai*, *tén*, *tén* „dort, dorthin, da" von *ta*, Schleicher Gramm. S. 221) *tja* demonstrativ und (germ.) Artikel. Kann man zweifeln, dass im ältesten Germ. das ursprüngliche Verhältniss bewahrt sei?

Auf die Art und Weise wie *sa*, *sâ* aus dem Nom. Sing. in einigen Sprachen verdrängt wurden, ergiebt sich hieraus ein leicht zu ziehender Schluss.

Eine Spur des Stammes *ja* hat man längst in goth. *jaíns*, ahd. *enêr*, *genêr*, altn. *enn*, *inn*, später *hinn* durch Einfluss von *hann*, erkannt. Man könnte annehmen, dass darin Weiterbildung von *ja* vorliege, etwa begünstigt durch einen Acc. Sing. *jana* (Grdf. *jam ám*); vergleichbar wäre z. B. der griech. Stamm τιν (vergl. den zd. Acc. Neutr. *cinem?* Justi s. v. *cina*) und preuss. *tans*, *tennâ* („er, sie": vergl. skr. *ta* in gleicher Bedeutung); etwa auch gr. ἵνα vom Reflexivstamm ἱ, *svi?* Indessen liegt die Bedeutung von *ana* zu klar darin zu Tage, es kann daher nur von Composition die Rede sein, welche dieser Stamm gerade mehrfach in arischen Sprachen erfuhr, vergl. S. 232.

Der St. *ja* liegt offenbar auch der goth. Conjunction *ei* (ἵνα, ὅπως, ὅτε, εἰ) zu Grunde. Und mit goth. *ei* ist zunächst

im Altn. **es, er* „da, als, wenn, dass" zu vergleichen. Die Bedeutungen in ihrer Mannigfaltigkeit erinnern an griech. *ὡς*, skr. *yât* (Kuhn bei Höfer 2, 174 f.), Ablative vom St. *ja*. Wie wenn das Wort damit identisch wäre? Von *jât* ist im Goth. *ei* der lautgesetzliche Vertreter (vergl. *managei* S. 118). Aber altn. **es?* Schon Grimm dachte an einen Genitiv, gleich dem goth. *is* (Grdf. *asja)*. Und wirklich treffen wir auch sonst im Germ. neben dem Dativ den Genitiv als Vertreter eines alten Ablativs (vergl. S. 274). So, um nur Einiges anzuführen, im mhd. causalen *des, wes* (vergl. litt. *ko*, Gen. von *kas*, „warum"). So im Goth., wenn *in* mit Gen. „wegen, durch" bedeutet. So in goth. *faúrthis* (vordem), ahd. *fone des* und ähnl. Constructionen, worüber Graff Präpos. S. 280 f. So vermuthlich in goth. *this*, wenn es einem „so" gleichkommt, wie skr. ved. *tât*. Den Sinn von „so" finde ich aber in *this-hvaz-uh* (quicumque) und ahd. *ed-des-hwer* (über *ed*, goth. *áith* S. 306, die Function wie *thoh* in *thoh-ein)*, wenn ich ahd. *sôhwersô* vergleiche. Ferner in *this-hun* (*μάλιστα*): z. B. *nasjands allaízê mannê, thishun galaubjandanê* (1 Tim. 4, 10) „Heiland aller Menschen, so besonders (eigentlich wohl „so wenigstens", vergl. über skr. *cana* „wenigstens" Pet. Wb. s. v.) der gläubigen".

Vergleicht man litt. *jei-gi, jei* „wenn", *jei-b* (*jei* mit dem versichernden *ba*) „damit" und *jóg* (für *jó-gi*) „dass", d. h. auf altar. Grundf. reducirt *jad* und *jasja*: so erhält man zwei dem goth. *ei* und altn *er* ziemlich genau entsprechende Gegenbilder: *jei* trägt die gewöhnliche litt. Neutral- und Adverbialendung gerade wie das gr. *ὡς*. Es kommt überhaupt auf die specielle grammatische Form hier so genau nicht an. Namentlich das Zd. zeigt in conjunctioneller Verwendung der Casus und Adverbien des St. *ja* grosse Mannigfaltigkeit. Schon jetzt dürfen wir behaupten (vergl. S. 305

über „wenn“), dass in der altarischen Syntax hauptsächlich dem Relativum die Regelung der Beziehungen zwischen Satz und Satz aufgetragen war. Man muss zum Beweis natürlich die Vertreter des St. *ja* in den Einzelsprachen herbeiziehen. So z. B. aus dem Litt. des Adv. *kaí* „wie, dass, als“, lett. *ká*, *ka* desgleichen, altpreuss. *kai* „dass, damit, wie, als“, *kai-gi* „gleich wie“. Aus dem Lat. die Ableitungen vom St. *quo*. Aus dem Germ. die vom St. *ta*, z. B. goth. *thatei*, *thei* (ersteres für Grdf. *tad am î*, letzteres für Grdf. *tad î*) gleich altar. *jad*. Selbstverständlich dass überall die schwierige aber nothwendige Sonderung von dem ursprünglichen, auch altar. Gebrauche der stellvertretenden Stämme vorgenommen werden muss.

Es fragt sich aber nun, ob wir jene ostar. Conjunction Grdf. *jât*, die wir statuirten, dem relat. goth. *-ei* und altn. *-s*, *er*, welches letztere auch selbständig als allgemeines Relativum fungirt: es fragt sich ob wir diese beiden lautlich wie es scheint identischen Partikeln auch innerlich einander gleich setzen dürfen*).

Noch zuletzt verglich Justi Handb. S. 239b ein paar zend. Fälle in denen durch Zusatz des Relativums *ya* das Demonstrativum selbst relativ wird und S. 333a das zd. rel. Neutrum *hyaṭ* das Personalpronomina relativ macht, mit goth. *saei*, *sôei*, *thatei*, *ikei*, *thuei* usw. Und ganz abzuweisen ist der Vergleich gewiss nicht. Nur sind nicht sämmtliche hergehörige Formen damit zu erledigen, und ein anderer Vergleich liegt näher.

Goth. *ei* steht nicht blos relativisch: *thatainei* ist nicht wesentlich von *thatain* verschieden, *akei* ist nur ein verstärktes *ak*. Wir finden das nachgesetzte *î* auch im

*) Pott Zigeuner 1, 249 vergleicht mit dem goth. *-ei* die zig. Relativpartikel *ke*, welche nach S. 310 auch „dass“ bedeutet.

Westgerm. das von der ostgerm. Conjunction nichts weiss: Gl. Par. A (Diut. 1, 187) *qui mille viros habet*, *deri tusunt commanno habet* (Weinhold Alem. Gramm. S. 295). Die bekannten *dazi*, *dâri* des Muspilli (10. 14) stehen im Eingang von Sätzen welche sehr wohl als unabhängige gefasst werden können. Das ahd. Neutrum *thiz-i*, *dez-i*, ohne eine Spur von relativem Sinne, kann nur mit goth. *thatei* verglichen werden. Die Nom. Acc. Plur. Neutr. *dei* weiss ich nicht einfacher zu erklären als aus Grdf. *dâ-î*, gleich goth. *thô-ei*. Auch goth. *jai* neben *ja* und das einmal neben *ni* vorkommende *nei* kann hieher gehören.

Zur ved. nachgesetzten enklit. Verstärkungspartikel *îm*, *î* bemerken Böhtlingk-Roth: „Besonders häufig nach kurzen am Satzanfange stehenden Wörtern, nach dem Relativ, der Conjunction *yad*, nach *sas*, *tam*, *tâs*, *kas* usw., nach Präpositionen und einigen Partikeln wie *ât*, *uta*, *atha* und anderen". ‚Ganz ähnlich ved. *íd* (Neutrum von *i*) am Anfang der Sätze häufig als Stütze nach Pronom. Präpos. und Partikeln. Dieselben Verstärkungspartikeln *î*, *îm*, *iṭ*, *îṭ* kennt das Zend.

Das griech. demonstrative stets lange und betonte -ί́ ist bekannt. Es verschlingt die kurzen Endvocale (τουτί wie goth. *thatei*), tritt nicht blos an die Demonstrative, sondern auch an Adverbien (οὑτωσί, ἐνθαδί) und Partikeln (τουτογί, τουτοδί) und nimmt (woraus indess nicht viel zu schliessen) manchmal auch das ephelkyst. ν an. Pott Et. Forsch. 2, 162 erklärt es für ein Localadverbium, sieht darin einen Locativ vom St. *i*, vergleicht das goth. *ei* und für den relativen Gebrauch des letzteren sehr richtig das ahd. *dâr*, *der*.

Zu dem griech. ι demonstrativum, dem goth. -*ei* und ved. *íd* stellen Aufrecht-Kirchhoff 1, 29 f. das ähnlich verwendete umbr. *ei*, *é*, *î*, das übrigens auch aus *pis* (lat.

quis) ein Indefinitum macht, was auch goth. *saei* mitunter ist. Der sogen. Bindevocal in umbr. *er-e-k*, osk. *ís-í-k*, osk. *ís-í-dum* (gleich lat. *idem*) ist davon wohl nicht wesentlich verschieden. Ferner haben A. K. schon mit umbr. *poe*, *poi*, *poei* das lat. *qui* (für *quo-i*) verglichen. Eine Annahme welche auf *quae*, sowie auf *hi-c*, *hae-c* sehr wohl Anwendung leidet: Corssen Krit. Beitr. S. 542; Krit. Nachtr. S. 89 ff. vergl. Ebel KZ. 14, 400. Die Masc. *qui*, *hic* setzen Nominative ohne *s* voraus wie *iste*, *ille*, vergl. S. 316 f.

Ganz nahe an das lat. *quae* tritt der preuss. Nom. Sing. Fem. *quai*, *quoi* heran und *stai* neben *sta*: wozu sich noch fernere Nom. Sing. Fem. auf *ai* gesellen*). Hierbei kann ich nicht unerwähnt lassen, dass Justi § 529 und S. 76a ganz bestimmt *kainikê* (St. *kainikâ*) als Nom. Sing. aufführt und so in Bem. 1 zu § 529 noch eine Anzahl Formen auffasst. Also die zd. und skr. Vocativform auch im Nominativ. Nehmen wir an dass das Zusammentreffen mit preuss. *quai*, lat. *quae* und den preuss. Substantivformen mehr als Zufall sei, so erhalten wir eine wie mich dünkt einfache Erklärung für die Einmischung eines *y* in die ostarische Declination der Feminina auf *â*. Der Voc. *çívê* d. i. *çivâ-i* als Declinationsthema genommen, konnte zu Formen wie *çívâyâi*, *çívâyâs*, *çívâyâm* sehr wohl führen, wo *âi*, *âs*, *âm* im Fem. als Endungen galten (vergl. z. B. *gáty-âi*, *gáty-âs*,

*) Nesselmann S. 48: *crixtisnai* neben *-sna*, *mensai* neben *mensa*, *schlusnikai* usw. Wenn die Formen nicht neben solchen auf *a* stünden, so müsste man die Möglichkeit offen lassen, dass *ai* nur *ei* vertrete: dieses so wie *e*, *ê* des Nom. Sing. Fem. kommt dem litt. *ė* für urspr. *jâ* gleich. — Mit lat. *quae* vergleicht Pott Zigeuner 1, 245 einen zig. Nom. Sing. Fem. *jôi* vom Pronominalst. *ja*; nimmt darin aber das skr. Motionssuffix *î* an.

gáty-âm vom St. *gáti* und altpers. *bumîyâ*, *dîpiyâ* von St. *bumi*, *dîpi*) und überdies die Analogie der Fem. auf *yâ* (Nom. *î*) das ihrige dazu beitragen mochte, um eine solche Formation zu befördern.

Endlich im Littauischen tritt „zur Verstärkung" an den Nom. der Masculina *tàs*, *jìs*, *szìs*, *kùrs*, *àns* usw. ein betontes *aí*: *tasaí*, *jisaí* usw. Dies *aí* erinnert durch seine Beschränkung auf den Nom. und durch den gleichen Accent an das S. 318 besprochene *ám* (vergl. *â* S. 285 f.) und ist wahrscheinlich dasselbe. Denn wie dem St. *ta* das Neutrum *taí*, so dürfte dem St. *a* das Neutrum *aí* entsprechen. Dies *aí* für *ad* selbst aber kann nur durch Antritt des *i* oder *î* nach Abfall des *d* erklärt werden. — Ueber slavisches anderen Pronomina zur Verstärkung angefügtes *i* vergl. Miklosich Wurzeln des Altslov. Denkschr. 8, 178.

Die angeführten umbr. Formen lassen durchaus nicht etwa auf einen Diphthong schliessen (A. K. 1, 31, 7), sondern nur auf langes *î*. Dazu stimmt das Griechische. Es darf also skr. *id* nicht herbeigezogen werden; zd. *îṭ* aber kann nicht für ursprünglich gelten. Bleibt mithin nur *î* und *îm*: vergl. S. 286. Die Verschiedenheit des Accentes im Skr. und Griech. wollen wir nicht ausser Acht lassen, aber auch nicht allzu hoch anschlagen.

Im Germ. musste nach vocalischem Auslautsgesetz *í* aus dem *î* werden, wenn nicht doch die einsilbige Form einen Vorzug genoss. Doch scheint letztere Annahme nicht einmal nöthig. Das häufige *sei* neben seltnerem *sôei* beruht offenbar auf *sai* für *sa-i*, einst *sâ î*: die Wirkung des Auslautsges. wird in *sâ*, *sa* offenbar vorausgesetzt. Ebenso in *thammei*, *thanei*, *thatei* zunächst für *thamma i*, *thana i*, *thata i*, urspr. *tasmâi î*, *tam am î*, *tad am î*. Ich glaube dass sich im Sprachgefühl solche aus *â-i* entstehende *ai*, *ei* mit jenem *ei* für *jât* identificirten und demzufolge *ei* als

die enklit. Partikel galt: nur so erklärt sich *sôei*, nur so erklärt sich vor Allem das altn. angehängte *-s*, *er*.

Nun unterliegt es keinem Zweifel dass dieser Vermischungsprocess durch ein etwaiges allgemein relatives germ. *jad*, das gleichfalls *ei* ergab, um vieles beschleunigt worden wäre und sich begreiflicher darstellen würde. Aber er ist auch so begreiflich genug, und zu der Annahme eines solchen Relativums liegen keine zwingenden Gründe vor: möglich dass eingehendere Untersuchung sie noch findet. Vorläufig stellt sich uns goth. *saei* dem ksl. *i že* ähnlich dar: eine an sich bloss verstärkende Anhängepartikel differenzirt ein Pronomen das sonst auch demonstrativ vorkommt, zum Relativum. Das mit dem Verschwinden des *-i* auftretende ahd. *dar* (*der-dir*, *dû-der* usw.) und die alts. und ags. Relativpartikel *the* (vielleicht ein gekürzter Instrumentalis) sind wesentlich dasselbe.

2.

In Betreff der Flexion aller der aufgeführten Pronominalstämme sind zunächst die eigentlichen Uebergänge in die Adjectivdeclination auszuscheiden, wie solche im ahd. Nom. *desêr*, Acc. *inan*, *hwenan*, altnord. Acc. *thann* (zu der Synkope vergl. goth. *ainnôhun* für *ainanâ hun*) vorliegen. Eine grosse Anzahl der Pronomina wie *jaíns*, *silba*, *sama*, *sums*, die auf *leiks* und *lauds*, sind geradezu starke oder schwache Adjectiva.

Alle Stämme welche die wirklichen (im Germ. gegenüber dem Adjectivum nicht zahlreichen) Eigenthümlichkeiten der Pronominalflexion aufweisen, gehen mit Ausnahme des conson. Stammes *am* im Skr., wie schon hervorgehoben wurde, auf *a* aus.

Die Flexionseigenheiten der arischen Demonstrativa,

Interrogativa usw. gegenüber den Substantiven werden in nachstehender Uebersicht wohl alle beisammen sein.

Singular.

	Masc. Neutr.	Fem.
Nom.	*ad*	
Gen.		*asjâs*
Dat.	*asmâi*	*asjâi*
Acc.	*ad*	
Abl.	*asmât*	*asjât?*
Loc.	*asmim*	*asjâm* *asjâja*

Dual.

Gen. Loc.	*ajavas*	*ajavas*

Plural.

Nom.	*ai*	
Gen.	*aisâm*	*âsâm*
Dat. Abl.	*aibhjams*	
Instrum.	*aibhjas*	

Die Eigenthümlichkeiten reduciren sich wie man sieht auf den ausgedehnteren Gebrauch der von den Elementen *î* und *sma* gemacht wird, wovon bereits S. 263, 2 und 267 gehandelt ist, auf das Neutraldeterminativ *d* worüber S. 300, und auf die Formen des Genitivs, von denen nur das *sja* des Sing. Masc. und Neutr. auch dem Substantiv zugehört.

In dem *sjâs* des Gen. Fem. könnte man das *sja* des Masculinums und Neutrums vermuthen, als fem. *â*-Stamm genommen und noch einmal mit dem Genitivsuffix versehen. Bei weitem einfacher und näher liegend ist es aber doch sich der Identität des Genitiv- und Ablativsuffixes von S. 311 her zu erinnern und demnach in dem *sjâ* des Genitivs, wie

in dem des Dativs, Locativs und Ablativs, das movirte Element *sma* zu erkennen.

Viel schwerer ist der Genitiv Plur. zu beurtheilen. Und so lange hierüber wie über den Gen. Plur. auf *-nâm* der Substantiva nichts Zuverlässiges ermittelt ist, muss die Erklärung des ganzen Casus dahingestellt bleiben. Man kann freilich, wenn man Wortaufwand scheut, nicht bei jeder Ansicht die man vorträgt, auch alle Bedenken dem Leser mit auftischen die man innerlich noch dagegen hegt.

Die Formen der verwandten Sprachen führen nur auf das nach dem Ostarischen*) von mir Angesetze: lat. *-ôrum* könnte aus dem Fem. übertragen sein, umgekehrt dürfen wir das ksl. Fem. *ěchŭ* für übertragen aus dem Masc. halten, wie auch im Preuss. die allgemeine Endung *eison*, *eisan* lautet, nur vor Substantivformen mit dem Ausgang *-ans* (mit scheinbarer Bestätigung von Schleicher's ursprünglichem *-sâms*) *-eisons*, *-sons*. Und wie im Preuss. die Genitive Sing. und Plur. (vermuthlich veranlasst durch die Aehnlichkeit von *eison* und *eisei*, *eises*, vergl. S. 278) sich vermischten, so scheinen auch im German. die singul. Genitive auf die pluralischen entscheidenden Einfluss genommen zu haben: *izê*, *izô* wegen *is*, *izôs***). Es wäre allerdings verlockend gerade von diesem Zusammenstimmen auszugehen und für den Plural durchweg die Form *asjâm* als die ursprüngliche anzunehmen, welche wie der Gen. Sing. Masc. das Relativum *sja* enthalten würde: aber die Berechtigung einer solchen Auffassung müsste immer als sehr zweifelhaft gelten, und grosse

*) Doch vielleicht altpers. *-aisâm* aus dem Masc. in's Femin. übertragen: s. Spiegel Keilinschr. S. 101 zu 1—5.

**) Weshalb man im angelsächs. Gen. Dat. Sing. Fem. *thære* und im Gen. Plur. *thâra, thæra* und nicht *thäre*, *thära*, *thara* schreibt, weiss ich nicht.

Schwierigkeiten würden dennoch zurückbleiben. Zum Ostar. stimmen im Masc. das Ksl. und Preuss., im Fem. das Italische und Griechische (άων für ᾱσων).

Ob nun nicht doch vielleicht das *s* dieser Formen für ursprüngliches *sj* steht? *Ai* und *â*, beides sind berechtigte Pluralbildungen von einem *a*-Stamm. Daran wäre das Genitivzeichen *sja* getreten und dann als Stammauslaut behandelt und als solcher von neuem in den Gen. Plur. gesetzt worden. Man könnte auf das *-sma-sja* (S. 243) des Personalpronomens sich berufen, das zu dem vorausgesetzten *ai-sja*, *â-sja* genau stimmen würde. Dieses *sja* wäre ebenso im Plural des Substantivs Genitivzeichen gewesen: *â sja* (von einem *a*-Stamm), *jâ sja* oder *ajâ sja* (von einem *i*-St.) usw. Es hätte aber nur mit kurzem *a* des Substantivs, also im Singular der *a*-Stämme, sich untrennbar vereinigt und ausserdem mit allen Pronominalformen (vergl. S. 294): im Substantiv bleibt es selbständig und steht nur begleitend neben der nackten Pluralform. An diese tritt dann das Neutraldeterminativ *am* wie es an das *sja* des Gen. Plur. der Pronomina tritt. Eine zd. Wendung wie *aidyunãm yaṭ urunô* „die Seelen der Reiter" würde, wenn wir uns *sya* an der Stelle von *yaṭ* denken, noch ziemlich genau die alte Fügung durchblicken lassen.

So wie gesagt liesse sich der Vorgang denken, wenn man altar. *s* für *sj* anzunehmen berechtigt wäre: dies aber kann ich weder bestimmt bejahen noch unbedingt verneinen. Daher muss ich darauf hinweisen, dass wir in letzter Analyse Identität der Bedeutung von *sja* und *sa* vermuthen durften (S. 325) und dass *sâm* der altpers. Gen. Plur. des enklitischen Pronomens *sa* ist: nach substantivischer Weise, während man *saisâm* erwarten sollte. Vergl. Pott Etym. Forsch. 2, 640; auch Zählmeth. S. 155; Benfey Vollst. Gramm. S. 336, Anm. 4.

Eine vollständige Geschichte der Formübertragungen und Entstellungen in der Pronominalflexion selbst und in ihrem Verhältniss zur Substantivflexion wäre von grossem Interesse. Ich meinerseits will nur das Germ. in dieser Hinsicht kurz berühren und dann einige flüchtige Andeutungen über einzelne Hauptpuncte wagen.

Das Germ. scheint in seiner Urform — von späteren Wandlungen war genügend die Rede — ausser dem Gen. Plur. nur noch den Dativ Plur. nach falscher Analogie behandelt zu haben, indem es dem Fem. die masc. und neutr. Form aufdrängte: *aim*, Grdf. *aibhjas* statt urspr. Grdf. *âbhjas* wie im Subst. Für den Dat. Sing. Fem. *thizai* hat man die altar. Locativform *tasjâja* als Grundlage vorauszusetzen. Ueber den Zusatz *ám* des Acc. Sing. Masc. ist S. 107 f. gehandelt. Er ist im Nom. Acc. Sing. Neutri nicht ebenso constant angetreten wie im Acc. Sing. Masc. Nur *ita* skr. *idám* steht im Gothischen fest, aber kein *hvata* findet sich, sondern nur *hva*, und neben *thata, thatei* doch auch *thei* für *tha ei*: Gramm. 3, 19, vergl. S. 384. Und sollte nicht bei ahd. *theih, theist* eher an ein *tha, the* für Grdf. *tad* als an *thaz* für Grdf. *tad ám* zu denken sein?

Uebertragungen vom Pronomen auf das Subst. haben im Germ. nicht stattgefunden. Denn hauptsächlich sind es nur die *a*-Stämme welche in anderen Sprachen davon betroffen werden, und diese nur darum, weil sie aus bekannten Gründen mit dem Pronomen Manches gemeinschaftlich besitzen, woran die übrigen keinen Theil haben. Das ist der Gen. Sing. *asja*, der Instr. Plur. *âis* (S. 293) und der Loc. Plur. *aisva* (S. 263). Beide letztere hat das Germ. eingebüsst, der Gen. Sing. allein war nicht mächtig genug um Stifter eines Sonderbundes, wenn ich so sagen darf, zwischen dem Pronomen und den genannten Substantivstämmen zu werden.

Im Ostarischen dagegen entstanden aus dem Vorbild des Pronomens die Dat. Abl. *aibhyas* und Instr. *aibhis* von subst. *a*-Stämmen, nicht minder die Gen. Loc. Dualis *ayôs*. In Zd. finden wir Dat. Abl. Instr. Dualis *aêibya*: eine Uebertragung die mit Recht für das Pronomen ebenso vorausgesetzt wird. So bietet sie das Griech. τοῖιν, ἵπποιιν (für οιϝιν, *aibhjâm*): ein analoges fem. αιιν kann wenigstens nicht nachgewiesen werden, während sich der Loc. (Dat.) Plur. οισι auch in's Fem. αισι übertragen zeigt. Dass der skr. Instrumental Sing. der *a*- und *â*-Stämme auf der Analogie des Pronomens wahrscheinlich beruht, wurde S. 235 schon angedeutet, wo auch des eigenthümlichen altp. pronom. Instr. Sing. *anâ* Erwähnung geschah. Merkwürdig, aber vollkommen consequent, bilden das Zd. und Altp. (dieses mit Ausschliessung der Form auf urspr. *ans*) einen Acc. Plur. Masc. *ê* der Pronomina, gleich dem Nominativ. Alle ostar. Formen in denen *y* auf eine nicht ganz klare Weise mitspielt hier zu deuten, unternehme ich nicht. Von den uns bekannt gewordenen Ausgangspuncten etwaiger Uebertragung muss allerdings das pronom. *î*, doch aber auch das locativ. *ya* (*yâ*?) ins Auge gefasst werden.

Das Lettoslav. Griech. und Lat. haben den Nom. Plur. der masc. Substantiva auf Grdf. *ai* gemein, das Griech. und Lat. überdies im Fem. *âi*. Doch sind gerade im Lat. diese Formen verhältnissmässig jung, das Griech. muss die Uebertragung des masc. *ai* in das Fem. der Pron. und beider in das Subst. auf eigene Hand vorgenommen haben.

Höher reicht die Uebereinstimmung im Gen. Plur. hinauf: gr. ων im Masc., ᾱων im Fem., altitalisch *om*, *um* im Masc., *âsum* im Fem. der Subst. und Pron.

Dies *âsum* scheint aber auch neben den S. 279 f. besprochenen umbrischen Formen die einzige Formübertragung aus dem Pronomen, welche in den ausserlatinischen Sprachen

Italiens sich vorfindet. Vom Dat. Abl. Plur. der Feminina auf *â* war S. 279 und 290 die Rede.

Was das Lat. anlangt, so gilt es vor allem zu constatiren dass die Endung des Gen. Sing. der *o*-Stämme nur *i* und die älteste Endung des Nom. Plur. derselben Stämme *oe* ist: Bücheler Lat. Decl. S. 36. 17. Wenn neben dem *e*, *i*, *ei* das sich aus *oe* entwickelte und zuletzt behauptete, durch etwa zwei Jahrhunderte inschriftlich *es*, *eis*, *is* (auch pronominal, Bücheler S. 20) erscheint, so kann dies nur auf Vermischung mit der *i*-Declination beruhen, begünstigt durch das Schwinden des *s* der letzteren in der Vulgärsprache. Denselben Uebertritt in die *i*-Declination nehme ich aber auch im osk. umbr. Gen. *eis*, *ês*, *êr* der *o*-Stämme an. Vergl. Pott Zählmeth. S. 203.

Das genit. *i* kann nur auf *asja*, zunächst etwa *isi*, beruhen mit Schwinden des *s* zwischen den Vocalen wie es Corssen Krit. Beiträge S. 464 ff. nachweist. Das *oe* des Nom. Plur. dagegen ist übertragen aus dem Pronomen.

Für alte Pronominalendung halte ich desgleichen das fem. *ais* des Gen. Sing. für älteres *âs*, wovon durch Einfluss des *i* der *o*-Stämme *s* abfällt. Grdf. *âîs* kann aus *asîs* für *asjâs* hervorgehen, indem die Analogie der übrigen Casus das *â* des Stammes auch im Genitiv schützt. Im Pronomen selbst wurde aus *asjâs*, *asîs* vermuthlich mit gleichem Abfall des *s* *aî* und daraus *ei*, *î* dem Masc. gleich. Dann kamen wohl für den Dativ die Locativformen in Gebrauch, welche das lat. Pronomen vom Subst. entlehnte, *î* des Masc. drängte sich dem Fem. auf, und Gen. und Dat. fielen so zusammen. Zur Differenzirung wurden beide wie consonantische Stämme behandelt und jener mit dem Suff. *us* (*quoius*), dieser mit dem Suff. *ei* (*quoiei*) versehen. Dies etwa der im Einzelnen freilich rein hypothetische Gang der Entstellung.

Ueber den Nom. Plur. der *â*-Stämme, altital. *âs* nach dem Umbr. und Osk. Bücheler S. 17: „Nach Abfall des *s* entstand daraus *a*, bezeugt durch zwei ins fünfte Jahrh. reichende Inschriften. Der Missdeutung, welcher das des Suffixes beraubte *a* unterliegen musste, half die Sprache durch Aufnahme eines neuen Bildungsprincipes ab, das der pronominalen Declination entlehnt scheint, durch Anfügung von *i* in *silvai* wie in *quai* und *haic*". Es scheint mir nicht ganz zweifellos ob jene Inschriften in solchem Sinne benutzt werden dürfen (vergl. S. 224 unten), vielleicht müssen wir sie als letzte Zeugnisse für das alte *âs* betrachten. Die Endung *ai* kann nach Analogie des masc. *oe* einfach aus dem Pronom. eingedrungen sein, wo sie schon früher durch Uebertragung aus dem Masc. wie im Griech. sich festgesetzt haben mag.

Wie die fernere Wechselwirkung zwischen Masc. und Fem. auch den pronom. Gen. Plur. des Masc. umgestaltete, wurde schon erwähnt. Die allmäliche Uebertragung dieses *ôrum* ins Substantivum machte sich um so leichter, als umgekehrt auch die subst. Form ins Pronomen gedrungen war (*eum antiqui pro eorum* Festus, Bücheler S. 45). Den letzten Schritt der Ausgleichung masc. und fem. Declination bildet ohne Zweifel das Fem. *eis*, *îs* für *âbus*: vergl. S. 279.

Das *i* demonstrativum welches die St. *ho*, *quo* im Nom. Sing. Masc. und Fem. annahmen, wurde vom Fem. auf den Nom. Acc. Plur. Neutri übertragen. Die e i n s t i g e Uebereinstimmung v o r dem Antritt des *i* hatte Ausgleichung n a c h demselben zur Folge. Vergl. was S. 291 über einen ähnlichen Vorgang im Kslav. bemerkt wurde.

Unter den nordöstlichen Sprachen Europa's hat die littauische Femininflexion des Pronomens sich ganz dem Substantivum unterworfen, die pronominale Masculinflexion wenigstens den Gen. Plur. (vergl. das Griech. und lat. *eûm*)

der substantivischen Analogie aufgeopfert. Dafür nahm das masc. Substantiv die pronom. Nominativendung des Plurals an.

Fast ausschliesslich herrschend ist diese Endung im preuss. Substantivum (*ai*, *ei*, *i* Nesselm. S. 53) geworden. Nur in dem zweimal vorkommenden Vocativ *mylas ginnis* „lieben Freunde“ scheint *s* bewahrt.

Das Ksl. gewährt ihr denselben Umfang wie das Littauische und zeigt ausserdem, falls ich nicht irre, noch eine Formübertragung aus dem Pronomen, die sich dem loc. *me* des Umbr. nahe vergleicht. Während aber dieses vom Masc. Neutr. ausgeht und allgemein wird, hält sich der ksl. Vorgang den ich im Auge habe streng in den Grenzen des Femininums, und das Masculinum wirkt nur durch allgemeine Analogie mit.

Im Masc. des Subst. und Pron. gleichmässig trat nämlich der Instr. Sing. *omĭ* (*tomĭ*, *vlŭkomĭ*) an die Stelle des ursprünglichen Instr. auf *â* (vergl. litt. *tů*, *vilkù*), und dadurch wurden im Sing. des Pronomens der Instrum. und Locativ (*tomĭ* für Grdf. *tasmim*) einander gleich. Wie nun im Masc. scheinbar der Locativ *tomĭ* an die Stelle des Instr. *tâ* trat, so auch im Fem. der Loc. *tojań* an die Stelle der Instrumentalform, urspr. gleichfalls *tâ* (litt. *tà*). Nun besass aber das fem. Substantivum dieselbe Instrumentalform, litt. *rankà*: folglich setzte sich auch hier die Endung *ojań* fest, und, als ob *jań* das Suffix wäre, bildeten auch die fem. *i*-Stämme ihren Instr. auf *ijań*.

Durch die eingetretene Uebertragung konnten nun ihrerseits die Substantiva Muster und Vorbild für die Pronomina werden: wie in den subst. *â*-Stämmen Locativ und Dativ zusammenfallen (beide z. B. *rańcě* vom St. *rańka*), so wurden sie auch im Pronomen einander gleich, indem der Dativ *toj* (wofür man nach Grdf. *tasjâi* aller-

dings *tojê* erwartet) das urspr. *tojań* aus dem Locativ verdrängte.

Die in Rede stehende Form *-ojań* für *asjâm* liefert zugleich die S. 284 versprochene westarische Spur des *âm* im Locativ.

Ich gehe zum Adjectivum über.

Bopp hat (Vergl. Gramm. 2, 1—21) unter Wilhelm von Humboldt's und Miklosich' Billigung die Ansicht aufgestellt und Ebel KZ. 5, 304—309. 356—358 sie lautgesetzlich ins Einzelne zu begründen gesucht, dass das germanische starke Adjectiv aus einer Zusammensetzung der Adjectivstämme mit dem allein flectirten Pronominalstamme *ja* hervorgegangen sei. Bopp's eigene Meinung ging früher dahin, nur einen Uebertritt des Adjectivs in die Weise der pronominalen Declination zu statuiren und er konnte sich auf littauische Analogie dabei berufen. An dieser Meinung hält z. B. Schleicher Compendium S. 624 fest und Holtzmann hat sie German. 8, 262 ff. ziemlich breit aus einander gesetzt, aber so wenig gesichert, dass neue Einwendungen mit vollem Fug und Rechte Germ. 9, 138 ff. dagegen erhoben werden konnten: Einwendungen welche sich gleichwohl als hinfällig unschwer erweisen.

Die ganze Theorie der Composition mit *ja* ruht auf dem angeblichen Lautgesetz, welches aus *aja* die beiden ersten Buchstaben zum Weichen zwingen soll. So wenig aber in diesem Falle als in irgend einem anderen ist dieses Lautgesetz wirklich erwiesen (oben S. 181 Anm.). Man vergisst insbesondere dass es nach der dritten schwachen Conjugation ein specifisch gothisches sein müsste, dass aber die starken Adjectiva mit wesentlicher Formidentität allen germanischen Sprachen gemeinsam zugehören.

Wenn Grdf. *blindajana* goth. *blindana* wird wie *haban* aus *habajan*, so müsste dem ahd. *habên* ein *blintên* parallel stehen.

Wirklich versucht Ebel zwar nicht im Ahd., aber im Altnord. lautliche Reste jenes *aj* nachzuweisen. Der Acc. Sing. Masc. *an* soll früheres *âna* für *ajana*, Fem. *a* früheres *â* für *aja* voraussetzen. Allein auch dafür ist eine Begründung nicht möglich. Das goth. *a* wird zwar in der Regel altnord. zu *i*, wie es daneben aber auch in *u* sich wandelt oder ganz ausfällt, so wird es andererseits auch unverändert beibehalten, so im schwachen Perfectum, I. Sing. *dha* gleich goth. *da*, in der III. Plur. Präs., im Infinitiv und im Acc. Plur. der *a*-Stämme *a*, gleich goth. *and*, *an*, *ans*.

Und wenn Bopp in *tulgjai*, *manvjana* usw. von den Stämmen *tulgu*, *manvu* nach Ausfall des Themavocals eben das Pronomen *ja* erblicken will, so müsste diese Annahme auch auf die litt. adjectivischen *u*-Stämme ausgedehnt werden, deren *u* im ganzen Femininum und in der Mehrzahl der masc. Casus in *ja* übergeht. Vergl. Joh. Schmidt Beitr. 4, 257—267.

Ganz ebenso lassen die *i*-Stämme des Gothischen ihr *i* in den obliquen Casus in *ja* umschlagen. Diese adjectivischen *i*-Stämme erkannt und von den *ja*-Stämmen geschieden zu haben, ist, wenn ich nicht irre, das Verdienst O. Schade's: Paradigmen zur deutschen Grammatik (1860) S. 30 f. Vergl. Holtzmann Germania 8 (1863), 259. Einer derselben *gamains*, *gamain*, Grdf. *gamainis*, *gamaini*, St. *ga-maini*, findet sich in lat. *communis*, *commune*, St. *communi* wieder.

Wir werden hierauf zurückkommen, die Thatsache die es zunächst zu behaupten gilt, ist die wesentliche Identität der germ. Adjectiv- und Pronominalflexion mit Ausnahme gewisser Casus. Diese Casus sind der Dativ Sing. Fem.

im Gothischen, der Nom. Plur. Masc. (und vielleicht Fem.) im Altnordischen, der Nom. Sing. Masc. und Fem., sowie Nom. Acc. Plur. Neutri im Althochdeutschen. Diese also ausgenommen herrscht vollständige Identität mit dem Pronomen, so dass der Themavocal *a* des Adjectivs auf dieselbe Weise mit Casussuffixen versehen wird wie der Themavocal *a* des Pronomens.

Man darf nur nicht einseitig und mit vorschneller Beurtheilung blos die gothischen Formen ins Auge fassen. Hier scheinen freilich *thizôs*, *thizê*, *thizô* und *blindaizôs*, *blindaizê*, *blindaizô* ziemlich weit von einander abzustehen. Aber wenn wir nicht übereilt zu Werke gehen wollen, so müssen wir vor Allem fragen, ob das überlieferte *ai* jener Formen als *ái* oder *aí* grammatisch zu betrachten sei. Und die Antwort können nur die übrigen germanischen Sprachen darauf geben: sie entscheiden, das Ags. und Altn. durch ihren Verlust (ags. *blindre*, *blindra;* altn. *blindrar*, *blindra)*, das Ahd. durch sein niemals langes *e* für die Kürze, für *aí*. Der Herausgeber des Otfried (Kelle Vergl. Gramm. 1, 89) weiss nicht, was Lachmann schon 1824 aus einem unzuverlässigen Text gelernt hatte und 1832 Ueber Betonung S. 266 auch sagte, dass der Vers (Otfr. 1, 16, 2) *ált wàs si járò joh fílu mánegèrò* nichts für die Länge des *e* beweist. Der ganze Unterschied läuft im Goth. also darauf hinaus dass in den angeführten Formen das thematische *a* sich im Adjectiv nur zu *e* (*aí*), im Pronomen aber weiterhin zu *i* gefärbt hat: s. Müllenhoff's Regel. Auch dieser Unterschied aber fällt im ahd. *dera*, *dero* hinweg.

Für das Nominativ-*s* der Masculina muss man natürlich nicht *sa*, sondern etwa *hvas* herbeiziehen. Das *a* des Nom. Acc. Sing. Fem. und Nom. Acc. Plur. Neutri der Adjectiva gegenüber goth. *sô*, *thô* beruht nicht auf verschiedener Grundform. Das goth. *ai* des Nom. Plur. Masc. muss wie

das ahd. *a^e* lehrt, in Pronomen wie Adjectiv als *aí* betrachtet werden (S. 115).

Was die sogenannten flexionslosen Formen betrifft, so braucht man bei dem goth. Nom. Acc. Neutri *blind* nicht mit Ebel auf eine Grdf. (gleichsam *blindam*) nach Art der Substantiva zu recurriren. Denn wie *hva* aus Grdf. *kvad* wurde neben ahd. *hwaz*, gleichsam goth. *hvata*, aus Grdf. *kvad-ám* (S. 392), so kann auch bei Adjectiven das charakteristische *ám* weggeblieben und die Endung *ad* nach den Auslautsgesetzen verloren gegangen sein.

Das westgerm. *blind* des Nom. Sing. Masc. entspricht lautgesetzlich genau dem goth. *blinds*, Grdf. *blindas*. Das alts. und ahd. *blind*, *blint* des Nom. Sing. Fem. ist ebenso aufzufassen wie der Nom. Acc. Plur. der neutralen Substantiva in denselben Sprachen: die eigentliche Endung ist *a^o*, Grdf. *â*, hat sich aber aus Gründen die mir noch nicht klar sind, früh verloren (vergl. S. 116). Ueber das *a* der fem. Substantiva im Ahd. und Alts. s. die Nominalflexion. Das ahd. *blint* im Nom. Acc. Plur. Neutri erklärt sich auf dieselbe Weise. Und nach Massgabe des scheinbar flexionslosen Nom. Sing. aller Geschlechter sowie des neutr. Plurals wurden im Ahd. auch flexionslose Formen des masc. und fem. Plurals eingeführt.

Nach diesem Allen war es vom lediglich formalen Standpunct der die „Functionslehre“ als ein besonderes Gebiet abtrennen zu dürfen glaubt, es war von Schleicher’s Standpunct nicht ganz unberechtigt, wenn er a. O. bemerkt, dass im Deutschen „sämmtliche unbestimmte (starke) Adjectiva als Pronomina gelten“. Die Ausnahmen sind dabei freilich nicht beachtet.

Der goth. Dativ Sing. Fem. *blindai* richtet sich nach der Substantivdeclination: *gibai*, Grdf. *gibâja*.

Der altn. Nom. Plur. Masc. *blindir* scheint weit abzuweichen. Das *ir* ist, wie *their* und *tveir* zeigen können, Schwächung für älteres *eir*. Nehmen wir ein goth. *blindaí eis* an, Grdf. *blindai ajas*, so ergäbe das contrahirt *blindajajas*, mit Ausfall des ersten *j blindâjas*, nach Wirkung des voc. Auslautsgesetzes *blindâis* und, da *âi* germ. von *ai* inlautend und nach Wirkung der Auslautsgesetze gewiss nicht mehr getrennt wurde: *blindais*, altn. *blindeir*. Formell steht dieser Erklärung nichts entgegen, sachlich würde aus ihrer Richtigkeit folgen, dass diesem Casus des Adjectivs einst der entsprechende des Pronomens *i* oder — um die naheliegende Folgerung gleich zu ziehen — der entsprechende Casus des Pronomens *ja* folgte. Der St. *ja* aber hätte sich wie im Goth. mit *i* vermischt und wäre auch in dieser Function, als Begleiter des Adjectivs, durch *i* zum Theil ersetzt worden. Ja es wäre nicht unmöglich dass das Altn. im gleichen Casus des Fem. noch eine weitere Spur des nachfolgenden *ja* bewahrt hätte: wir finden *thœr* und *tvœr*: wie wenn *blindar* für älteres *blindœr* stünde? Es läge, wie man sieht, Umlaut der Grdf. *blindâs*, gleich goth. *blindôs*, vor. Diesen Umlaut könnte der Anlaut einer Grundf. *jâs* gewirkt haben. Wir wissen leider nicht, ob als goth. Nom. dem Accusativ gleich *ijôs* galt. Vorausgesetzt wäre dabei, dass *jâs* oder sein Vertreter noch als selbständiges Wort gefühlt wurde und also weggelassen werden konnte, so wie diese Adjectivconstruction ausser Gebrauch kam. Auch in ahd. *meg ih*, *meg iz* (Graff 2,606 f.) wird der Umlaut durch den Anlaut eines selbständigen nachfolgenden Worts bewirkt. Anders über das Masc., aber mit geringer Wahrscheinlichkeit, Lottner KZ. 7, 30.

Im ahd. Nom. Sing. Masc. *blintêr* glaube ich *blindas jas* oder, wie das Pronomen vermuthlich lautete, *blindas jis* zu erkennen. Die Verschmelzung ist meines Erachtens

nach der Wirkung des consonantischen Auslautsgesetzes geschehen: aus *blindas jis* wurde *blinda jis*, aus *blindajis* durch das vocalische Auslautsgesetz *blindais*, ahd. **blindair*, *blintêr*. Vergl. Weinhold Alem. Gramm. S. 469.

Im ahd. Nom. Sing. Fem. und dem gleichlautenden Nom. Acc. Plur. Neutri muss es besonderer Untersuchung vorbehalten bleiben zu entscheiden (wenn es sich überhaupt entscheiden lässt), ob das ahd. *u* dieser Formen überall aus *iu* mit Einbusse des *i* oder *j* hervorgegangen ist oder ob es noch für das alte dem goth. *a* und dem *o* oder *u* einiger hochd. neutr. Substantivformen (Dietrich Hist. Declin. p. 6 f.) entsprechende *u* genommen werden darf. Auch das *a*, *u* des alts. Adjectivs im Pl. Neutri lasse ich dahingestellt. Gl. Ker. 264 z. B. könnte in *unzia una. unze einu*, neben 257 *kiporaniu khind*, vielleicht der Vorfahre des flexionslosen *ein* stecken. Wie dem übrigens auch sei, genug dass die ältesten Denkmäler *iu* zeigen und dass von Uebertragung aus den *ja*-Stämmen hiebei keine Rede sein kann. Es genügt bei Graff *mîn*, *dîn*, *alt*, *al* aufzuschlagen: man findet *elliu* z. B. bei Isidor, und so *iu*, vielleicht *ju*, auch in den Monseer Fragmenten, in der Benedictinerregel, in den Murbacher und Reichenauer Glossen, in den Hymnen usw.

Die Erklärung von *blintiu* ist neben dem flexionslosen *blint* nicht zweifelhaft: *blint ju*, d. h. Grdf. *blindâ jâ*: man kann leicht annehmen dass das *â* von *blindâ* nach seiner Verkürzung sich hier noch rascher verlor, nachdem die beiden Worte zur Einheit verschmolzen waren, als sonst im selbständigen Wort.

Wir dürfen es demnach als gesicherte Thatsache betrachten, dass das Germanische einst eine Adjectivdeclination besass, in welcher das flectirte Pronomen *ja* dem flectirten Adjectivum nachfolgte. Ob in dieser Verbindung das Adjectiv nach substantivischer oder pronominaler Weise

flectirt wurde, können wir aus den wenigen uns zu Gebote stehenden Resten nicht bestimmen.

Wir sind hier an den Punct gelangt, wo wir das aussergermanische Adjectivum in den Kreis unserer Betrachtung ziehen müssen.

Man weiss, dass im Allgemeinen das Wesen des lettoslav. bestimmten Adjectivs in dem nachgesetzten Pronomen *ja* besteht.

Die Construction als solche, d. h. das Relativum als Bindeglied zwischen Adjectiv und Substantiv, darf der arischen Ursprache zugeschrieben werden.

Im Veda (Rigv. 1, 37, 5) *krîlán yác chárdhas* „die spielende Macht", vergl. Benfey Sâma-Glossar s. v. *yat.* Im Zendavesta *kharemca yim ashavanem* „den Esel den reinen", vergl. Justi s. v. *ya*, Spiegel Gramm. S. 312. In den Keilinschriften *pathim tyâm râçtâm* „den Pfad den richtigen", vergl. Spiegel Keilinschr. S. 173 § 77; Steinthal Typen S. 306.

Die skr. Stellung des Pronomens nach dem Adjectiv erweist sich durch die Uebereinstimmung des Westar. als die ursprünglichere. Von den beiden altar. Relativstämmen die wir S. 378 und 382 erkannten, scheint nach dem Genitiv zu urtheilen (vergl. S. 312) *sja* der ältere, an dessen Stelle jedoch in arischer Urzeit noch *ja* in häufigeren Gebrauch kam.

Das lettoslav. bestimmte Adjectiv lässt nun aber im Besonderen drei Arten unterscheiden.

Die erste Art zeigt das Lettische und, wie Miklosich jetzt annimmt, das Kslav. in einigen Casus. Sie besteht darin dass an den Stamm des Adjectivs das flectirte Pronomen *jis* tritt: Bielenstein 2, 55. Ksl. Instrum. Sing.

Masc. *dobryimĭ* für *dobrŭ imĭ*, und ebenso in den übrigen Casus mit *m* urspr. *bhj*; ferner Loc. Plur. *dobryichŭ* für *dobrŭ ichŭ*.

Die zweite Art zeigt das Kslav., wenn es wie in Gen. *dobraago* (für *dobra-jego)*, Loc. *dobrěěmĭ* (für *dobrě-jemĭ)* usw. das flectirte Pronomen *i* an das substantivisch flectirte Adjectivum fügt. Aus dem Litt. gehören die wenigen Fälle hieher, in denen adject. *u*-Stämme ihr thematisches *u* vor dem Pronomen bewahren: wenn ich Schleicher Litt. Gramm. S. 209 (vergl. S. 205) recht verstehe, nur der Nom. Acc. und Instrum. Sing. Masculini.

Die dritte Art zeigt das Litt., wenn es das flectirte Pronomen *jis* an das pronominal flectirte Adjectivum setzt.

Das unbestimmte Adjectiv, d. h. das Adjectivum ohne folgendes *ja*, wird im Lett. und Kslav. nach substantivischer, im Litt. nach pronominaler Weise declinirt.

Nun haben wir freilich gesehen, dass die pronominale Flexion des Litt. nicht unbeträchtliche Einwirkung des Substantivs erfuhr. Aber was an specifisch pronominalen Casus dem litt. Pronomen geblieben ist, das findet sich am Adjectiv wieder. Dies ist im Sing. Loc. (Masc. natürlich, da das ganze Fem. substantivisch) *geramè*, *geràm*, alt **geramim* (z. B. *szventa-mim-p* Beitr. 1, 506 f.) wie *tamè*, *tàm*, *jemim-pi* gegenüber dem Subst. *ponè*, Dat. alt *gerámui* gleich *támui*, aber Subst. *pónui*; Plur. Dat. alt *gerẽmus* entsprechend *tẽmus* trotz Subst. *pónamus;* Dual Dat. Instr. *gerẽm*, vergl. *tẽmdvẽm*, jedoch Subst. *pónãm*. Im Nomin. Plur. liegt allen dreien dieselbe Form zu Grunde, aber sie haben sie differenzirt: *pónai*, *tẽ*, *gerì*; vergl. S. 247 Anm.

Der substantivischen Flexion wären im litt. unbestimmten Adjectiv nur die wenigen Casus der *u*-Stämme zuzurechnen, welche (zum Theil noch mit Nebenformen aus dem *ja*-Stamm) das Thema auf *u* zu Grunde legen. Es

zeigt sich leicht (s. Schleicher Gramm. S. 205), dass dies nur in nicht specifisch pronominalen Casus stattfindet.

Man bemerkt die grosse Uebereinstimmung die zwischen dem Litt. und Germ. obwaltet. Das Germ. geht nur in Zulassung substantivischer Declination weiter: ausser jenem *blindai* des Dat. Sing. Fem. müssen auch die Nom. Acc. Sing. der *i*- und *u*-Stämme *gamain*, *hardu* hieher gezogen werden. Und von hier aus wird allerdings ein substantivisches *blind* für *blindam* nicht unwahrscheinlich, besonders wenn man, gestützt auf den Vorzug den die scheinbar flexionslose Form im prädicativischen Gebrauch erhält, sie diesem zunächst ausschliesslich zuschreibt und so auch jenes *gamain* und *hardu* rechtfertigt. Darf der Umstand in Betracht gezogen werden dass die dann noch übrige Ausnahme (*blindai*) gerade auf den hauptsächlichen Casus absolutus, den Dativ fällt, und zwar auf den Dativ gerade nur im Femininum, wo er Locativform trägt (vergl. S. 287), nicht auf den echten Dativ des Masc. Neutr.?

Hiervon abgesehen also besitzt das Germ. wie das Litt. eine Adjectivdeclination mit angehängtem *ja*, und eine zweite ohne dieses Pronomen, aber nach pronominaler Weise. Auf welche Art in der ersten das germanische Adjectiv flectirt wird, konnten wir nicht errathen: das littauische, sahen wir, wird pronominal flectirt: sollte es allzu kühn sein Gleiches für's Germanische zu vermuthen?

Wenn dem aber so ist, wenn es wirklich e i n e pronominale Adjectivdeclination m i t angehängtem *ja* und eine a n d e r e pronominale Adjectivdeclination o h n e angehängtes *ja* in beiden Sprachen gab: wird die weitere Vermuthung sich nicht daran schliessen müssen dass die zweite aus der ersten entsprungen sei?

Ich will mich näher erklären.

Wir wissen dass das Adjectivum mit *sja*, *ja* und der Gen. Sing. auf *sja* zusammenfallen. Vor dem *sja* des Genitivs zeigt sich die reine Stammform. Die reine Stammform zeigt sich ebenso noch vor dem *jis* des lett. Adjectivs und zum Theil im Slavischen. Von dieser Grundform dürfen wir ausgehen. Ist sie in dem Sinne verlassen, dass vor *ja* Substantivflexion zu Tage tritt, so hat das selbständige (unbestimmte) wie im Ostarischen und Südeuropäischen nach Substantivart declinirte Adjectiv auf das bestimmte gewirkt: so im Slavischen. Ist die Grundform in dem Sinne verlassen, dass vor *ja* Pronominalflexion zu Tage tritt, so hat das Pronomen *ja* durch das Vorbild seiner Casusbildung das Adjectivum gestaltet, genauer: dem ungeformten Adjectivstamm grammatische Form mitgetheilt. So im Litt. und Germanischen. In beiden Sprachen hat die so entstandene pronominale Adjectivflexion sich auf das selbständige Adjectiv übertragen, ohne jedoch, wie gezeigt — vielleicht mit einstiger Beschränkung auf bestimmte Gebrauchsweisen — die ursprüngliche substantivische Formation desselben gänzlich auszulöschen.

Unter diesem Gesichtspuncte werden uns nun auch, scheint mir, jene *ja*-Stämme begreiflich, welche in den meisten Casus des Litt. und Germ. an die Stelle der *u*- und *i*-Stämme getreten sind. Das Pronomen *ja* hat auf sie nicht blos seine Flexion, sondern auch sich selbst als Stammesauslaut übertragen.

Längst aber hält man mir vielleicht einen bedenklichen Umstand entgegen, dessen Discussion ich mich keineswegs zu entziehen gewillt bin: das Adjectiv mit *ja* ist nicht das bestimmte Adjectiv im Germanischen, es fällt mit dem unbestimmten zusammen, für das bestimmte ist eine eigene Form geschaffen.

In der That, das Litt. lässt nach Schleichers Gramm. S. 260 f. die bestimmten Formen eintreten: 1) im Comparativ, Superlativ und den Ordinalzahlen; 2) in den substantivisch gebrauchten Adjectiven und Participien; 3) in attributiven Adjectiven theils unserem bestimmten Artikel entsprechend, theils „wenn das Adjectiv durch einen vorausgehenden Genitiv schon bestimmt ist, z. B. *máno mylimèji brólei* (meine lieben Brüder), *máno jáunosès dënélès* (meine jungen Tage) usf.“; 4) im prädicativen Adjectiv, wenn im Deutschen der bestimmte Artikel beim Adjectiv steht, z. B. *tàs kélies tikràsis* (der Weg ist der rechte). Vergl. Dobrowsky Institut. linguae slav. p. 594 ff.

Hält man dazu nur Grimm's Uebersicht Gramm. 4, 587, so gewahrt man auf den ersten Blick genaue Uebereinstimmung mit dem germanischen Gebrauch des schwachen Adjectivs, und man wird zugeben, dass mit vollem Rechte Rask und nach ihm Andere das starke Adjectiv als das unbestimmte, das schwache als das bestimmte bezeichneten. Beifügung eines Pronomens *(ta)* scheint aber der germ. schwachen Declination ursprünglich ebenso wesentlich, wie der lettoslav. bestimmten.

Was sich im German. begeben hat, ist mithin Folgendes, wodurch sich eine frühere Beobachtung (S. 379) für uns wiederholt.

Der Demonstrativstamm *ta* ist an die Stelle des Relativstamms *ja* getreten im selbständigen germ. Gebrauch. Ein Uebergangszustand muss angenommen werden, worin die Verwendung von *ta* immer beliebter wird und immer mehr Ausdrucksweisen in ihren Bereich zieht, während in demselben Masse *ja* allmälich zurückweicht. Das Zurückweichen wird befördert einerseits durch Vermischung des *ja* mit *i*, andererseits durch Aufgehen des *ja* in *ana*, resp.

*jana, jena**). Unterdessen hat sich eine neue bestimmte Adjectivdeclination mit *ta* herausgebildet, die mit *ja* wird immer seltener verwendet, das Verständniss derselben verliert sich, es kann geschehen dass einige unbestimmte Formen statt der bestimmten in Gebrauch kommen, diese allein bleiben schliesslich übrig als die letzten Zeugen, welche von der Existenz jener ältesten bestimmten Form im Germ. zu erzählen wissen.

Abgesehen von der allgemeinen Verdrängung des Relativums *sja, ja* durch das Demonstrativum *ta, tja,* auf deren Erklärung ich für jetzt nicht eingehe, bleibt uns die neue bestimmte Form, die schwache Adjectivflexion, nur noch zu erwägen.

Es giebt mancherlei Erklärungen des schwachen Adjectivs, darunter keine überzeugende und abschliessende. Leider kann auch ich eine solche nicht in Aussicht stellen.

Jacob Grimm dachte an suffigirtes *jaíns* wofür er die Grundform *ana* ganz richtig vermuthete (Gesch. S. 963). Aehnlich redet Schleicher Kslav. Formenl. S. 274 von dem pronominalen Zusatz *n* vor den Casusendungen: was mit der in KZ. Bd. 4 entwickelten, durchaus nicht überzeugenden Theorie über Einschiebungen vor den Casusendungen zusammenhängt. Heyse System S. 377 zieht den St. *aina* im Sinne unseres unbestimmten Artikels *ein* herbei. Pott Präpos. S. 300 vergleicht den kelt. Artikel *an*. Graff's Erklärung (v. d. Hagen's Germania 2, 41) ist keine Erklärung und ruht auf falschen Voraussetzungen über die

*) Ich überlasse es Anderen zu untersuchen, ob das altn. *inn* etwa in frühere Functionen von *ja* eingetreten sei. Dass auch das zd. Relativum als Artikel steht, wird nicht überflüssig sein zu bemerken.

schwache Declination überhaupt. Diese Voraussetzungen theilt Holtzmann (Pfeiffer's Germania 8, 267), indem er ein „blos aushelfendes *n*“ an den Stamm treten lässt und sich ebenso bequem mit sonstigen Schwierigkeiten abfindet. Viel beachtenswerther ist L. Meyer's Deutungsversuch: Ueber die Flexion der Adjectiva im Deutschen S. 62 ff., vergl. Benfey Orient und Occident 1, 272 f.

Meyer beginnt damit nach Adjectivstämmen auf *n* in den verwandten Sprachen zu fragen. Dass das Litt. Slav. Lat. dergleichen überhaupt nicht darbieten, ist schon höchst bedenklich. Im Griech. können die Suffixe *van*, *man*, Stämme wie *ἄφρον-*, *ὁμόφρον-*, *οἰϝοχίτων-* udgl. (Meyer S. 63) nichts lehren. Auf das Adjectivsuffix *an* neben *a* und *ân* neben *â* in demselben Wort käme es an. Dass *an* und *a* überhaupt einander vertreten, hilft wenig. Griech. und lat. Substantiva und Eigennamen auf *ôn* neben Adjectiven auf *o* können keine unmittelbare Analogie für die schwachen Adjectiva gewähren, da man nur missverständlich dem bestimmten Adjectivum substantivischen Charakter zuschreiben würde. Die Beifügung des Pronomens und das Fehlen eines Substantivs, welchem es attribuirt würde, machen ein Adjectiv zum Substantiv, nicht der Themacharakter.

Auch ich suche Auskunft zunächst bei den verwandten Sprachen. Wir kennen die bestimmte Adjectivdeclination des Litt. Lett. und Kslav., wir wissen dass sie formell von dem germanischen bestimmten Adjectiv weit absteht. Wie hat es das Altpreussische mit seinem Adjectivum gehalten?

Der Umfang der Pronominaldeclination im Altpreuss. ist nicht gering. Ausser den Begriffen er, wer, dieser und jener und den Possessiven werden *stawids*, *kawids* (talis, qualis), ferner *ains* mit seinen Derivaten und *antars* nach pronominaler Weise flectirt. Man findet ausserdem die Dative *tirtsmu*, *ketwirtsmu* von *tirts*, *ketwirts* (der dritte,

der vierte), wie im Skr. *dvitîya* und *tṛtîya* auch pronominal flectirt werden können. Ferner dem skr. *viçva* entsprechend von *wissas* (all) Dat. Sing. *wismu* (für *wissasmu*), Dat. Plur. *wisseimans*. Wenn aber daneben Dat. Sing. *wissai*, Plur. *wissamans* und Gen. Sing. *wissas* nach Art der Substantiva vorkommt, so scheint schon hieraus ein Schluss auf das Adjectivum möglich.

Aber freilich sind die Formen des unbestimmten Adjectivs, welche die preuss. Sprachreste darbieten, nicht zahlreich. Und eine eigenthümliche Assimilation, welche selbst Pronomina mitunter erfasst und ihre Endungen dem folgenden Substantiv gleich macht, nimmt auch diesen wenigen zum Theil ihre Beweiskraft, wenn man nicht in der Thatsache dieser Assimilation selbst ein Zeugniss für einstige substantivische Flexion der Adjectiva erblicken will. Auch das schon erwähnte *mylas ginnis* kommt in diesem Sinne für den Nominativ Pluralis in Betracht. Von dem Dat. Plur. *uremmans* (*urs* alt), der etwas abweichend gebildet ist, darf man absehen, weil auch *wirdemmans* (*wirds* Wort) begegnet. Immerhin bleiben zwei sicher pronominale Dative Sing. *wargasmu* (*wargs* böse) und *emprikisentismu* (*emprykisins* gegenwärtig), die sich nicht hinwegschaffen lassen.

Was das bestimmte Adjectiv anlangt, so stimmt das Preuss. mit dem Germ. im Verlust des St. *ja* überein. Es verwendet statt dessen den vorgesetzten St. *sta* (vergl. S. 321), der auch als Artikel fungirt: nur der erste Katechismus von 1545 bedient sich, aber auch er nur in den zehn Geboten, des Stammes *scha* (Grdf. *kja* S. 372): was auf dialektische Verschiedenheit deuten wird. Das Adjectiv hat nach dem Artikel entweder ebenfalls substantivische Form oder es wird ganz abweichend construirt. Doch hat die Construction allgemeinere Geltung; ich lasse Nesselmann der sie zuerst beobachtet, darüber berichten.

„Die Sprache der alten Preussen gebraucht die charakteristischen Endungen des Genitivs und Dativs fast nur, wenn kein anderes Mittel vorhanden ist den Casus als solchen kenntlich zu machen. Ist aber ein solches Mittel vorhanden, steht z. B. vor einem Nomen der Artikel oder ein bestimmendes Pronomen oder eine Präposition, so verwendet der Preusse fast durchgehend für das Nomen, dessen Stellung im Satze nun hinlänglich definirt ist, die Accusativendung auf *n*, *ns*. Ebenso erhält, wenn mehre Worte in demselben Casus neben einander coordinirt stehen, nur das erste die concrete und charakteristische Casusendung, die folgenden aber werden mit der Endung *n*, *ns* hinzugefügt, weil nun über den Casus kein Zweifel mehr obwaltet". „Auch solche Verbindungen kommen vor, dass das hinter dem Artikel stehende Adjectiv die Endung *n*, das folgende Substantiv aber die bestimmte Casusendung erhält, z. B. *steise swintan noseilis* des heiligen Geistes; *stesmu kermeneniskan istai* dem leiblichen Essen". Nesselmann Die Sprache der alten Preussen S. 55. 57.

Jedermann wird sich durch die letzterwähnten Constructionen an das deutsche schwache Adjectiv erinnert fühlen. Gerade diese Aehnlichkeit hat aber etwas verdächtiges. Die beiden Katechismen von 1545 bieten die Construction leider nicht. Wenn der zweite „das neue Testament" durch *stae neuwenen testamenten* übersetzt, so beruht die Form *testamenten* (*testamentan* im ersten) auf dem lat. *testamentum* und die Assimilation des Adjectivs ist wie im 9. und 10. Gebot *twaysis tauwyschies* (deines Nächsten) für *twayse tauwyschies*. Ueber Abel Will aber, den Verfasser des Katechismus von 1561 urtheilt Nesselmann, dass er die Sprache entstellt habe. Es käme sehr wesentlich darauf an bis ins Einzelste zu untersuchen, wie weit diese Ansicht berechtigt sei. Dass Will den Artikel ganz auf deutsche

Art, sogar *ains* als unbestimmten Artikel verwendet und damit gegen die altpreuss. Syntax verstösst, lehrt schon die Vergleichung der beiden älteren Katechismen. Wie wenn die Analogie des preuss. Accusativs mit der deutschen schwachen Declination sein unsicheres Sprachgefühl irre geleitet hätte?

Aber wenigstens dass alle Präpositionen den Accusativ bei sich haben können, scheinen die älteren Katechismen zu bestätigen. Die Eigenthümlichkeiten des ersten (*thawan wismosing* „den allmächtigen Vater", das Adjectiv unflectirt nachgesetzt; *swinte naseilis* für *swintas*) dürfen als Fehler angesehen werden, da sie der zweite beseitigt.

Nehmen wir an, das Preuss. wie es das Volk sprach habe sich wirklich jener Wendungen bedient: wäre es wohl erlaubt in Fügungen wie *steise swintan noseilis* den Ausgangspunct für das Ueberwiegen des Accusativs zu erblicken?

Wäre das erlaubt und wäre es festgestellt dass die preuss. unbestimmte Adjectivdeclination die substantivische war: so würde ich um die Erklärung nicht verlegen sein. Sie würde sich an das lett. Adjectivum knüpfen. Verlor sich *jis* vom Adjectiv und trat dafür *stas* demselben vor: so stand zwischen *stas* und dem Substantiv der reine Adjectivstamm, man verlieh ihm grammatische Form und machte einen Accusativ daraus, indem man nur Singular und Plural unterschied.

Ich brauche nicht erst darauf hinzuweisen, auf wie unsicherem Grunde diese ganze Combination ruht. Ich habe sie überhaupt nur angeführt, weil es mir einmal sehr natürlich schien für das Problem der germanischen Grammatik das uns beschäftigt auf diesem Wege die Lösung zu holen. Der Accusativ des starken Adjectivs (mit der Wandlung des *m* in *n* wie in *thana* Grdf. *tam ám* usw.) als Declinationsthema genommen, hätte das schwache ergeben.

Allein, ganz abgesehen von der Unsicherheit jener preuss. Analogie, zu welchen weiteren Folgerungen müsste man sich für's Germanische entschliessen. Jenes lett. Adjectivthema vor *jis* hat, wie wir sahen, unter dem Einfluss des nachfolgenden Pronomens im Litt. und Germ. selbst pronominale Flexion gewonnen. Wir müssten daher an die erste altarische Periode anknüpfen, eine Construction des blossen Adjectivstammes vor dem Substantiv müsste auf spätere Zeit gekommen sein und der Adjectivstamm sich mit dem Neutralzeichen versehen haben.

Etwas Unmögliches liegt in dieser Voraussetzung keineswegs. Das Factum würde sich wenig von den Genitiven *meina*, *theina* usw. (S. 257) unterscheiden. Wir könnten auch accusativische Adverbien annehmen, mittelst des Artikels attribuirt und dann mit Flexionsendungen versehen. Wir könnten uns endlich, wenn wir die nichtarischen Sprachen bei Seite lassen, auf das Zigeunerische berufen, worin nach Pott am Adjectiv nur Numerus und Genus, nicht aber Casus bezeichnet werden. Wer weiss was wir sonst noch könnten. Aber wer hat den Muth dazu?

So weit meine jetzigen Einfälle reichen, ist hiermit nun jede Anknüpfung an verwandte aussergermanische Sprachen abgeschnitten.

Glücklicherweise lässt sich im Germanischen selbst eine allgemeine Fortbildung der *a*- und *â*-Stämme mittelst *n* nachweisen, deren Motive nicht so völlig im Dunkel liegen und zu welchen man das schwache Adjectivum in glaubliche Beziehung setzen kann. Hierüber soll der folgende Aufsatz einige Andeutungen mittheilen.

DIE NOMINALFLEXION.

Die Auslaute des Altn. im Verhältniss zu den gothischen; die altn. Declination der Substantiva vielfach entstellt durch Formübertragungen. Die zwei Classen der altn. masc. *i*-Stämme: ihre Erklärung im Zusammenhange mit den goth. und ahd. Formen. — Uebersicht der germ. Nominalflexion. Erörterungen über die Casusbildung des Singularis, insbesondere über Vocativ und Instrumental (gegen Schleicher); über die Casus des Pluralis: Nom. *âsas* von masc. *a*-Stämmen; der Gen. Plur. *â-nâm* von *â*-Stämmen, daraus Stämme auf *ân* (*jân*, gleich goth. *ein*) gefolgert. Fem. auf *jâ* (*î*) im Ahd. mit denen auf *îni* und *anjâ* vermischt. Altar. Neutralstämme auf *i* mit Nebenstämmen auf *an*, letztere im germ. schwachen Neutrum durchgeführt; Uebertritt von masc. *a*-Stämmen in die Reihe derer auf *an;* Erklärung des schwachen Adjectivs. — Die *u*-Declination im Ahd. Alts. Ags. Friesischen. Dat. und Gen. Sing. der *â*-Stämme im Ags. Alts. Ahd.; Gen. Sing. der *i*-Stämme im Ags.; Gen. Dat. Sing. der *an*-Stämme; Gen. Sing. der *a*-Stämme. Färbung des *a* und *â* in der Declination; Wechselwirkung schwacher Masculina und Feminina. Der Acc. Sing. der fem. *i*-Stämme im Ags. Fries. und Ahd. Zur consonantischen Declination: Geschichte der Feminina *nahts* usw., sowie der Verwandtschaftsnamen auf *tar*.

Die Nominalflexion begreift im Germanischen die Substantiva und schwachen Adjectiva.

Eine vollständige wissenschaftliche Darstellung derselben wäre nur auf dem Grunde einer ausführlichen Geschichte der deutschen Stammbildung möglich. So weit geht meine

Absicht für diesmal nicht, nur ein paar Hauptpuncte will ich herausheben, deren Erörterung im Zusammenhange dieser Untersuchungen kaum entbehrt werden kann.

Zuerst von der *i*-Declination des Masculinums, welche im Goth. und Westgerm. der *a*-Declination im Singular gleich geworden ist, im Altnord. aber noch Spuren ihres einstigen Daseins hinterlassen zu haben scheint.

Das lautgesetzliche Verhältniss der letzten Silben des Altn. zu den gothischen ist in der Kürze folgendes.

Goth. *a* ist zum Theil bewahrt, wie wir S. 398 sahen. In vielen Fällen wird es aber zu *i*: so im Dat. Sing. der *a*-Stämme (*fiski*, goth. *fiska*), im Nom. Sing. der Verwandtschaftsnamen und der *an*-Stämme (*fadhir*, goth. *fadar*; *hani*, goth. *hana*), auch wohl im Dat. Sing. Fem. des starken Adjectivs *blindri* für **blindera*, ahd. *blinteru*, Grdf. *-asjâi*. Ferner wahrscheinlich in der II. Plur. Präs. *nemidh*, ahd. *nemat* und in der I. III. Sing. Conj. Präs. *nemi*, ahd. *nema^e*, sogar im Partic. Perf. Nom. *numinn* für *numinr*, goth. *numans*.

Ausserdem wird daraus *u*, z. B. vor *m*: Dat. Plur. *fiskum*, goth. *fiskam*; Dat. Sing. *blindum*, goth. *blindamma*; I. Plur. Präs. *nemum*, goth. *nimam*. Vor *r*: Acc. Sing. *födhur*, goth. *fadar*. Aber auch reinauslautend, z. B. Nom. Acc. Plur. Neutr. *föt* für *fötu*, Grdf. auf goth. Stufe *fata;* Nom. Acc. Sing. Fem. *giöf* für *gifu*, goth. *giba*; Adjectiv Nom. Sing. Fem. und Nom. Acc. Plur. Neutri *löng*, goth. *lagga*. Es ist das *a^o* des Ahd. nach unserer Bezeichnung, daher auch Dat. Sing. *giöf*, ahd. *gibu*, Grdf. *-âi*.

Zugleich gewähren uns diese *löng*, *giöf*, *föt* und *blindum* (für goth. *blindamma*) Beispiele von gänzlich verlorenem *a*.

Ein *u* der letzten Silben blieb nur im Acc. Plur. der *u*-Declination unversehrt, sonst erlosch es; *i* ist theils ge-

schwunden wie im Sing. des Präsens I. *fer* für *feri*, II. III. *ferr*, goth. *faris*, *farith*, und im Gen. Sing. *fisks* für *fiskis*; theils erhalten wie in I. III. Sing. Conj. Perf. *næmi*, ahd. *nâmi*, und im Acc. Sing. *hirdhi*, goth. *haírdi*.

Goth. *ô* (*â*) wird durch *a*, goth. *ai* und *ei* werden, z. B. in den Conjunctiven Präs. und Perf., durch kurzes *i* vertreten. Einmal scheint altn. *i* auch gothischem *ê* zu entsprechen: in der II. Sing. Perf. schwach *-dir*, goth. *-dês*, aber vielleicht liegt zwischen beiden Formen die Kürzung *-das*.

Die aus *a* und *ai* hervorgegangenen *i* wirken keinen Umlaut, wohl aber die ein *a* vertretenden *u*. Die verschwundenen *i* und *u* hatten ihre Wirkung auf vorausgehenden Vocal schon gethan, als sie sich verloren: und die Wirkung blieb unangetastet.

Im Consonantismus sind wie im Neuumbr. und Lakonischen alle schliessenden einfachen *s* zu *r* geworden, was keines Nachweises im Einzelnen bedarf. Wenn *r* vorangeht, erfolgt in der Regel Vereinfachung, z. B. Gen. Sing. *brôdhur* mit Hilfsvocal *u* für *brôdhrs* gleich goth. *brôthrs*. Schliessendes *n* ist abgefallen, auch *nd* und *ns*: Infin. *nema*, goth. *niman*; III. Plur. Conj. *nemi*, *næmi*, ahd. *nemên*, *nâmîn*; Ind. Perf. *nâmu*, goth. *nêmun*; Acc. Sing. *hana*, goth. *hanan*, und so ist auch wohl im Dat. *hana* älteres *hanan* (Grdf. *kanani*) vorauszusetzen. Ferner III. Plur. Präs. *nema*, goth. *nimand;* Acc. Plur. *fiska*, *sonu*, goth. *fiskans*, *sununs*; Gen. Sing. *hana* für älteres **hanans*, Grdf. *kananas*. Ueberall zeigt sich der vorhergehende Vocal rein bewahrt. Ob dieser Umstand vielleicht berechtigt, die Mittelstufe der Nasalirung anzunehmen, weiss ich nicht. Wir sehen auch nicht klar wie bei *nd* und *ns* der Vorgang eigentlich zu denken sei. Aus *ns* wurde vielleicht *nr* und daraus *n* wie im Dat. Plur. *m* aus *mr* für *mis* laut *tveimr*, *thrimr;* und jenes *n* fiel etwa wie das einfach auslautende

ab. Aber *-and* müsste eigentlich *-att* werden wie im Perf. *batt* von *binda*. Oder dürfte man *andh* voraussetzen, daraus *ann* wie *unn* für *undh* (Welle)? Man müsste dann aber weitergehend Vereinfachung des *n* und endlich Abfall desselben statuiren. Vielleicht hat lediglich Formübertragung stattgefunden und die Endung lautete *an* entsprechend dem *un* des Perf., dem *ain* und *în* der Conjunctive.

Auch in der Declination hat die Formübertragung Vieles zerrüttet und entstellt, aber nicht so viel, dass nicht einzelne Spuren höchst alterthümlicher und den übrigen germanischen Sprachen völlig abhanden gekommener Formationen unter aller Entstellung noch erkennbar wären.

Ueberblicken wir rasch das Klarliegende.

Die masc. neutr. Stämme auf *a* und *ja* stimmen zu den gothischen genau. Nur sie allein weisen im Altn. den Gen. Sing. *-s* auf und beweisen damit die für diese Stämme von dem *-as* der übrigen abweichende Endung *-asja*. Nicht einfaches *s* kann ausgelautet haben, das wäre *r* geworden, sondern durch Assimilation *-issa* oder *-issi*, vergl. Ebel KZ. 4, 149 f.

Beibehaltung oder Verlust des *j* richtet sich hier wie bei den Femininis auf *jâ* und in der ersten schwachen Conjugation nach Lang- oder Kurzsilbigkeit des Stammes, und zwar so dass *j*, wo es auslautet und daher zu *i* wird oder auch im Inlaut wo es mit nachfolgendem *i* zu *î* (das jedoch *i* werden muss) verschmilzt, in den langsilbigen bleibt, in den kurzsilbigen schwindet, inlautend vor Vocalen in den kurzsilbigen bleibt, in den langsilbigen schwindet. So ungefähr lässt sich die nicht strenge befolgte Regel formuliren.

In den Femininis auf *â* und *jâ* begegnen wir einem ersten Zeugniss geschehener Formübertragung: der Dat.

Plur. lautet hier wo man *am* für goth. *ôm* erwartet, er lautet hier und überall, durch die ganze starke und schwache Substantiv- und Adjectivflexion *-um*. Die übrigen Formen entsprechen mit Uebergang des *a* Nom. Acc. Sing. in *u* den gothischen, nur der Dativ weicht ab, stimmt zum Westgerm. *gibu°*, Grdf. *gibâi*, nicht zum goth. *gibai*, Grdf. *gibâja*.

Mit den Stämmen auf *jâ* Paradigma *festi* hat J. Grimm Gramm. 1, 656 zur zweiten Declination des starken Femininums das Paradigma *æfi* vereinigt. Mit Unrecht wie mir scheint. Die Form des Plurals (falls sie überhaupt belegt) ist dem Paradigma *âst* entlehnt, die Casus des Singulars aber, in welchen *æfi* durchsteht, weisen auf goth. *managei*, *manageins*, *managein*, *managein*. Regelrichtiger Abfall des *n* und *ns* ergab unwandelbares *î* das sich zu *i* kürzen musste.

Die *u*-Declination unterscheidet sich nur unwesentlich von der gothischen, sobald wir erkannt haben, dass *au* als *a* (Gen. Sing. *sonar*, goth. *sunaus*, vielleicht durch Formübertragung von *giöf*), *ju* mit der schon in *izvis* für *jizvis* für *juzvis* hervortretenden Assimilation (vergl. *hvî*, *thvî* und *thessi)* als *i* wiedergefunden wird (Nom. Plur. *synir*, goth. *sunjus*). Zugleich bemerken wir dann dass der Dat. Sing. *syni* (und nach dieser Analogie mit Umlaut *fedhr*, welches auch in den Genitiv eingedrungen) nicht zum goth. *sunau*, sondern zum ahd. *suniu* sich gesellt. Im Gen. Plur. *sona* (goth. *sunivê)* beobachten wir wieder Formübertragung, und zwar wieder von den *a*-Stämmen.

Die Nom. Plur. der fem. *u*-Stämme haben ihr *i* eingebüsst *(tennr* für *tennir*, goth. *tunthjus*, wie *synir)* wie sonst kurzsilbige, die Gleichheit des Accusativs *(tennr* gegenüber dem goth. *tunthuns* und dem Masc. *sonu)* mit dem Nominativ ist abermals Folge einer falschen Analogie und abermals der ersten Declination, in welcher bereits das goth. Femininum diese Gleichheit besass: daher sogar schwach

Nom. Acc. Plur. *tungur* und auch Nom. Acc. Plur. *fedhr*, wovon nur der Nom. in goth. *fadrjus* begründet. Auch der Dat. Sing. der *u*-Feminina hat unter der Uebermacht der *â*-Stämme gelitten: das einzige *hendi* hält fest an seinem *i* für *ju*, *tönn* hingegen richtet sich offenbar nach *giöf*. Finden wir doch ebenso *âst*, *âstu* im Dat. Sing. der fem. *i*-Stämme trotz goth. *anstai*, ahd. *enstî*.

Ja dieses Paradigma *âst* ist aus entlehnten oder nach fremder Analogie gebildeten Formen beinahe ganz und gar zusammengesetzt. Nur *brûdhr*, *hildr* und Eigennamen bewahren das *r* des Nominativs und *i* des Dativs Sing. (goth. Nom. *ansts*, Dat. *anstai*). Aber letzteres erinnert das uniformirende Sprachgefühl schon an den Dat. der *jâ*-Stämme welcher dem Accusativ gleich ist (Dat. Acc. *festi*, Grdf. *-jâi*, *-jâm*): daher wurden auch die Accusative *brûdhi*, *hildi* gebildet.

Der gewöhnliche Nominativ jedoch *âst*, Gen. *âstar* nach *giöf*, *giafar*, Dat. und Acc. desgleichen. Ebenso Gen. Dat. Pluralis. Der Acc. Plur. ist wieder dem Nom. gleich. Der Nom. Plur. allein zeigt Eigenthümlichkeit: *âstir*. Merkwürdiger Weise ohne Umlaut, den man nach goth. *ansteis* erwarten sollte. Aber die Grdf. ist *anstajas*, und ebenso wie im Gen. Sing. goth. *anstais* und ahd. *enstî* von einander abweichen, indem ersteres die Grdf. *anstajas*, dieses mit Färbung des *a* die Grdf. *anstijas* voraussetzt: ebenso konnte im Nom. Plur. das Altn. mit einem älteren *ansteir* sich ihnen beiden mit ihrem *ansteis*, *enstî* entgegenstellen. Ein solches *ansteir*, wenn ich es richtig annehme, giebt uns zugleich einen wichtigen Fingerzeig für die Masculina der *i*-Declination.

Diese Masculina zerfallen bekanntlich in zwei Classen, in durchaus umlautende und in durchaus nicht umlautende: erstere repräsentire uns *belgr*, letztere *bragr*.

Wir müssen uns an die Formen halten, die aus falscher Analogie einer anderen Declination nicht entsprungen sein können. Dazu rechne ich erstens die Dative Sing. *belg*, *brag* gegenüber *armi*, *megi* von dem *a*-Stamm *arma*, dem *u*-Stamm *mögu (magu)*; zweitens den Nom. Plur. *bragir* gegenüber *armar* und *megir*, welchem *belgir* gleich ist; drittens die Acc. Plur. *belgi*, *bragi* gegenüber *arma*, *mögu*. Diese Accusative können nur auf altem *ins* beruhen, der Mangel des Umlauts in *bragi* muss daher lediglich der Analogie der übrigen nirgends Umlaut zeigenden Casus zugeschrieben werden.

Die anderen Formen dagegen finden sich theils bei Masc., theils bei Fem ebenso wieder Eigenthümlich aber bleibt ihre Combination theils unter einander theils mit den schon hervorgehobenen Casus, und eigenthümlich bleibt in der umlautenden Classe das *j* im Gen. Sing. *belgjar*, Gen. Plur. *belgja*, Dat. Plur. *belgjum*. Nur die kurzsilbige *jâ*- und *ja*-Classe bieten es sonst, aber von Beschränkung auf kurzsilbige ist im vorliegenden Falle keine Rede.

Halten wir die Gen. Plur. *belgja* und *braga* zu einander, so ist ihr Gegensatz derselbe wie im ahd. *gesteo* und goth. *gastê**). Letzteres stimmt gerade so zu *anstê* wie *braga* zu *âsta*, und die Uebereinstimmung wird durch die

*) Das einzige Hilfsmittel woraus man sich darüber unterrichten kann, welche Formen wirklich belegt sind und welche nicht, die erste Auflage von J. Grimm's Gramm. Bd. 1, gewährt S. 7 keinen Nachweis für diesen Genitiv. Die mir bekannten Beispiele sind Marc. 5, 22 *synagôgafadê*; Luc. 7, 2 *hundafadê;* 10, 1 *stadê;* 10, 5 *gardei;* 1. Tim. 4, 3 *matê.*

Nominative Pluralis *bragir*, *âstir* bestätigt. Auch dort dürfen wir daher *brageir* als ältere Form ansetzen.

Goth. *gastê*, *anstê* entstehen aus Grdf. *gastajâm*, *anstajâm* (wenn ich so ohne Beachtung der Lautverschiebung ansetzen darf) durch Ausfall des *j* und Contraction von *a* und *â* zu *â*: *gastâm*, *anstâm*. Ahd. *gesteo*, gleichsam *gastjâm*, entsteht auf dieselbe Weise aus der gefärbten Grundform: *gastijâm*, *gastiâm*. Goth. und Ahd. unterscheiden sich also hier geradeso wie im Sing. *anstais*, *anstai* und *ensti*, *ensti*.

Es wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als die beiden Classen der nord. *i*-Declination daraus zu erklären dass dieser Gegensatz des zu *i* gefärbten oder nicht gefärbten *a* im gunirten Themavocal sich dort innerhalb einer und derselben Sprache hervorgethan habe.

So kämen wir auf die Nom. Plur. *belgîr*, *brageir*, die Gen. Plur. *belgjâ*, *bragâ* und die Gen. Sing. *belgîr*, *brageir* von denen aus sich die Declination gestaltete. Im Dat. Plur. dürfen wir vor dem Durchdringen des Umlauts *balgim*, *bragim* ansetzen. Wie aus diesen Formen die überlieferten geworden sind, ist überall leicht anzugeben. Der allgewaltige Einfluss der *a*- und *â*-Stämme mit und ohne *j* vor dem *a* und *â* hat auch sie nicht verschont, sondern mit Beibehaltung der allgemeinen Physiognomie ihrer Flexion ihnen die nächstähnliche *a*- oder *â*-Form aufgedrängt. Wenn *bragar* nach *giafar* an die Stelle von *brageir* trat, so ist das ganz ähnlich dem *sonar* neben goth. *sunaus*, was altn. *sunaur* zunächst ergeben würde. Doch will ich nicht verschweigen, dass an älteres *bragâr*, aus Grdf. *bragajas* durch Ausfall des *j* entstanden, möglicherweise gedacht werden könnte.

Es fragt sich noch um die Dative *belg*, *brag*. Grundf. ist *balgaji*, *bragaji*. Nehmen wir -*iji*, -*aji* mit Bewahrung

des *j* an, so begreift sich zwar Umlaut und Nicht-Umlaut, aber keineswegs der Abfall der Endung. Nehmen wir *-aji* mit Ausfall des *j* an, so würden wir, nachdem *i* durch das vocalische Auslautsgesetz fortgeschafft, *a* erhalten, was wie in der *a*-Declination zu *i* geworden wäre. Es bleibt also nur *-iji* mit Ausfall des *j*, *î* vor Wirkung des voc. Auslautsgesetzes, *i* nach derselben, und dieses *i* nach S. 415 f. früh verloren.

Jener andere Fall aber, *aji*, *ai*, *a*, war wohl im Goth. und Westgerm. eingetreten: Nom. Dat. und Acc. stimmten mithin zur *a*-Declination. Der allein stehende Genitiv konnte der Analogie nicht widerstehen. Uebrigens bietet das Ahd. noch einige Beispiele von *i* (wahrscheinlich *î*): Dietrich Hist. Decl. p. 9 f.

Nachdem diese Vorfrage erledigt, können wir sogleich zur Aufstellung der Declinationsformeln schreiten.

Die germanischen Stammausgänge und Casussuffixe lauteten, ehe die Auslautsgesetze sie zerstörten, wie folgt. Wobei die Casussuffixe der consonantischen Stämme und ihre specielle Gestaltung bei masc. Stämmen auf *an* vorangestellt werden und die vocalischen in bekannter Ordnung (von den neutralen nur die *a*-Stämme als vierte Reihe, in sechster und siebenter Masculina und Feminina vereinigt) nachfolgen. Die aufgeführten Casus sind Nom. Gen. Dat. Acc. Singularis und Pluralis.

I.	*s*	*as*	*i*	*an*	*as*	*ân*	*amis*	*as*
II.	*ân*	*anas*	*ani*	*anan*	*anas*	*anân* *nân*	*amis* *namis*	*anas*
III.	*as*	*asja*	*ai*	*an*	*âsas* *âs*	*ân*	*amis*	*ans*
IV.	*an*	*asja*	*ai*	*an*	*â*	*ân*	*amis*	*â*

V.	*â*	*âs*	*âi* *âja*	*ân*	*âs*	*ân* *ânân*	*âmis*	*âs*
VI.	*is*	*ajas*	*aji*	*in*	*ajas*	*ajân*	*imis*	*ins*
VII.	*us*	*avas*	*avi*	*un*	*avas*	*avân*	*umis*	*uns*

Der Nominativ erfordert kaum eine Bemerkung, über *ân* der zweiten Reihe s. S. 317. In der vierten Reihe ist *an*, nicht *am* angesetzt und ebenso im Acc. Sing. und im Gen. Plur. durchweg ausl. *n* für *m* wegen des Acc. Sing. Masc. pronominal *an-a*. Vergl. S. 96.

Genitivsuff. *asja* in III und IV ist S. 417 gerechtfertigt.

Wenn man in westarischen Sprachen ausser bei *a*- und *â*-Stämmen den echten Dativ ganz leugnet, so geht man, glaube ich, zu weit. Im Italischen haben ihn meines Erachtens Aufrecht-Kirchhoff, in griech. Infinitiven Bopp 3, 323 mit Recht angenommen, und auch im Lettoslav. dürften einige Fälle vorliegen. Für das Germ. aber ist jene Beschränkung vielleicht richtig. Ich sage „vielleicht", weil sich nicht beweisen lässt, dass im germ. Nomen überhaupt das Dativsuff. *ai* vorhanden war. In V ist *âi* jedenfalls die Endung, ob sie nun für *â-ai* oder *â-i* stehe. In III und IV kann man *ai* oder *âi* ansetzen, das Resultat ist lautgesetzlich dasselbe (*a*): ich habe ersteres vorgezogen, weil ahd. a^e sich findet, während *âi* sowohl im Adjectiv wie im Substantiv nach V als a^o erscheint, d. h. als *o* oder *u*. Für goth. *ai* nach V *gibai* reicht man weder mit dem Locativsuff. *i* noch mit dem Dativsuff. *ai* aus: vergl. S. 118. Nur das zd. litt. Locativsuff. *ja*, *je* (S. 287) gewährt uns die Grundform die wir brauchen. Ueber die Vermischung des Loc. und Dativs im Allgemeinen S. 274.

Ueber das Accusativ-*n* ist zum Nominativ geredet.

Ueber Vocativ und Instrumental, beide in der Tafel übergangen, hier wenige Worte.

Die germ. Urformen des Vocativs sind nicht mit Sicherheit zu erschliessen. Für die *a*-Stämme ist freilich kein Zweifel: *daga* wird nach vocal. Auslautsgesetz *dag.* Ist aber bei den *i*- und *u*-Stämmen das Thema gunirt oder ohne Guna als Vocativ gebraucht worden? Die *u*-Stämme bieten eine ungefähr gleiche Zahl von *u* und von *au*, erwarten mithin die Regel und Entscheidung von Seite der *i*-Stämme. Aber die *i*-Masculina sind im Sing. in die *a*-Classe übergegangen, und wenn für die *i*-Feminina das Paradigma *anst*, also Grdf. *ansti* angiebt, so weiss ich leider nicht, auf welchen Belegen die Angabe ruht. Auch die verwandten Sprachen lassen uns im Stich, das Skr. Slav. und Litt. mit ihrem Guna, das Griech. mit seinem reinen Themavocal, das Zend mit seinem Schwanken zwischen Guna und Nicht-Guna. Oder will man sich etwa auf den sonstigen näheren Verband zwischen dem Lettoslav. und Germ. berufen und darnach für Guna der *u*-Classe entscheiden? Aber wie trügerisch dieser nähere Verband ist, wenn man sich ihn allzunahe vorstellt, wie wenig man ihm unbedingt trauen kann, zeigt sich gleich beim Instrumental.

Die Endung *â* liegt deutlich darin vor, wir werden, wenn wir sie voraussetzen, Verkürzung und Färbung zu *o*, *u* (also *a°*) erwarten, uns über gelegentliche Bewahrung der Länge im einsilbigen Pronomen aber nicht verwundern.

Dem entspricht goth. *thê*, *hvê*, *svê* (*simlê?*) von den St. *ta*, *kva*, *sva*: ahd. *du*, *wô* und *wuo* (Graff 5, 10; 4, 1192) und *sô* von denselben Stämmen. Dagegen ahd. *theo*, *diu* (durch Formmischung Gl. Ker. 280 *djiu)*, mit weiterer Schwächung *thi*, *the* (welches übrigens ebensogut auf älterem *tho*, *thu* beruhen könnte), ags. *theós*, *thŷ*, *thi*, *the* vom St. *tja:* über altn. *thvî* S. 364. Ferner ahd. *hiu*-, ags. *heó*, *hŷ* vom St. *kja*. Ahd. *hwea*, *hwia*- (*huuialihii* Kero 39), *hweo*, *hwiu*, geschwächt *wi*, *we;* ags. *hvŷ*, *hvî*, altn. *hvî* vom St. *kvi:*

ein ahd. *hwêo* entsprechend goth. *hvaiva* kann nicht mehr mit Sicherheit aufgestellt werden, *uuieo* bei Notker beweist wie *ieo* nur zweisilbige Aussprache: vergl. *fieo* für *fiho, fieho.*

Dazu die ahd. und alts. Instrumentale von substantivischen und adjectivischen *a-*, *ja-* und *i*-Stämmen auf *o*, *u*, *ju* (letzteres bei *i*-Stämmen für Grdf. *ajâ*, *ijâ*, *iâ*): Haupt Denkm. S. 300 f.; Dietrich Hist. Decl. p. 10—13; Weinhold Alem. Gramm. S. 423. 426. Sogar von einem Femin. consonantischer Declination *mit prustu* (Graff 3, 276). Falls Graff's (1, 55) und Weinhold's (Alem. Gramm. S. 430) Annahme von Instrum. auf *ju* bei *u*-Stämmen berechtigt, so müsste in Grdf. *-avâ*, *-ivâ* das *v* geschwunden sein: es hat aber wohl nur Vermischung mit dem Dativ stattgefunden, wo vermuthlich *u* und *iu* (für *ovi*, *uvi* und *evi*, *ivi*) neben einander standen, s. unten.

Endlich gehören die altn. Dat. Sing. Neutri der Adjectiva, auf *u* hieher. Das Angelsächsische bietet mit weiterer Schwächung (wie im Dat. Sing. *gife*, ahd. *geba*o) durchweg *e**).

Dass das *o*, *u* des Instr. im Ahd. kurz ist, kann, dünkt mich, ebenso wenig einem Zweifel unterworfen sein, als dass es auf ursprünglichem *â* beruht.

Schleicher aber, der auch die Holtzmann'sche leider von Jac. Grimm (Germ. 3, 154) adoptirte Erfindung eines

*) Eine ags. Instrumentalform der *u*-Declination ist nicht sicher. Andr. 336 *ic eóv freodho healde* wird allerdings durch die Construction (Grein Sprachschatz 2, 52) und ebenso Genes. 57 *he dreáme benam his feónd, fridho and gefeán ealle* ein Instrumental erfordert. Aber thatsächlich ist in allen Substantivstämmen der Instrumental dem Dativ formell gleich geworden, wir werden deshalb in diesem *freodho*, *fridho* nichts sehen dürfen als einen instrumentalisch gebrauchten Dativ, dessen Form auf *o* Grein 1, 343. 348 auch sonst belegt. — Mit Jac. Grimm, Ettmüller, Grein langes *ê* im ags. Instrumental zu statuiren, ist ganz unmöglich: das bemerkt auch Delbrück S. 34 Anm.

ahd. Instrumentals der Feminina auf *â* (dagegen Dietrich bei Haupt 11, 393 ff. Hist. Decl. p. 28—30) anerkennt, hat über den vorliegenden Punct schon in Kuhn's Zeitschr. 4, 269, dann Beitr. 1, 409 f. 2, 458; Compend. S. 472 f. der ersten, S. 581 f. der zweiten Aufl. eine andere Meinung aufgestellt. Dem Lettoslav. entsprechend soll *mi* germ. Instrumentalsuffix gewesen sein. Aber setzen wir eine Grundf. *wolfami* an, so musste durch das vocalische Auslautsgesetz *i* fallen und es blieb *wolfam*. Früheren Abfall des *i* vorauszusetzen sind wir durch nichts berechtigt; aber wenn selbst das conson. Auslautsgesetz eine Form *wolfam* angetroffen hätte, so würden wir *wolfa* und nach dem vocal. Gesetz *wolf* bekommen. Verlängerung des thematischen *a* und Verstümmelung des Suffixes zu *m*, solcher gewaltsamer Annahmen müsste man sich bedienen um Uebereinstimmung mit den östlichen Nachbarsprachen des Germ. herzustellen. Was sage ich: herzustellen? Die Uebereinstimmung ist genügend vorhanden, wenn man nur nicht dabei beharrt gegen die litt. Lautgesetze auch den litt. Instrum. *vilkù* für *vilků̊* (vergl. den Instrum. des bestimmten Adjectivs: *gerů̊'-ju*) auf eine Grdf. in *-mi* zurückführen zu wollen. Das Unberechtigte des Verfahrens wird noch deutlicher, wenn man den ahd. Instr. *-ju* der *i*-Stämme erwägt. Wie will man von *stadimi* oder selbst *stadim* auf *stediu* gelangen? Den Begriff der Formübertragung darf man doch nicht ohne Noth in Bewegung setzen.

Ich hoffe daher, der auf strenge Handhabung der sicher nachgewiesenen Lautgesetze stets so bedachte Gelehrte, den ich hier bekämpfe, werde selbst seine Ansicht fallen lassen und zu der früher allgemein gebilligten Bopp's mit mir gerne zurückkehren.

Damit nehme ich die Erläuterung der Uebersichtstafel wieder auf und gehe zum Plural über.

Die im Nominativ der *a*-Masculina (Reihe III) angesetzte Doppelform entspricht dem thatsächlichen Stande des Westgermanischen. Im Ostgermanischen mussten beide zusammenfallen, auch *âsas* ergab *âss*, *âs*. Im Westgerm. aber, wo ausl. *s*, vollends nach *â*, nicht geduldet wird, muss hinter bewahrtem *s* ein Vocal abgefallen sein. Das ags. *as*, altfries. *ar*, alts. *ôs*, *âs* können nicht die ursprünglichen Auslaute bewahren und unmittelbar zum goth. *ôs* gehalten werden. Lieber als eine unerklärliche Verletzung der Lautgesetze zuzugeben, recurriren wir doch auf die alte ostar. Endung *âsas*: vereinzelte Uebereinstimmung einer westar. Sprache mit dem Ostar. ist nichts Unerhörtes; die Beschränkung auf das Masculinum trifft überraschend mit dem Zd. zusammen.

In ahd. Ortsnamen hat schon Mone Anzeiger 5, 372 und neuerdings Förstemann KZ. 14, 164—170 ebenfalls die Endung *as* bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts nachgewiesen. Dass im Ahd. wirklich die Nebenform *a* bestand, wird man demnach nicht leugnen. Im Heland macht Kelle Vergl. Gramm. S. 105 auf *slutila* des Cottonianus 94, 18 aufmerksam*). Die alts. Beichte hat dreimal *ôs*, die Essener Stücke (Denkm. Nr. 69. 70) aber nur *a*. Ungefähr im Laufe des neunten Jahrhunderts wird also auch niederdeutsch das *ôs*, *as* verdrängt worden sein. Die Analogie des Adjectivums verbunden mit den übrigen Substantiv-Pluralen ohne *s* mag der Nebenform *a* das Uebergewicht gegeben haben, während im Ags. *as* ausschliesslich herrscht.

*) S. 68 weiss Hr. Kelle von einem Nom. Plur. *ganga* der altsächs. Beichte (Denkm. Nr. 71), S. 105 von einem Accusativ Plur. *thorna* im Cottonianus des Heland. Beide existiren nicht. Solche Unzuverlässigkeit der thatsächlichen Angaben in einem Werke, das grundsätzlich alle genauen Citate vermeidet! Nach S. 105 soll die niederdeutsche Abwerfung des *s* im zwölften Jahrhundert beginnen: aus S. 68 aber ist das Richtige zu entnehmen.

Das Suff. *mis* im germ. Dat. Plur. ist S. 277 gerechtfertigt. In II *namis* nach goth. *abnam*: in der Regel tritt vor *m* ein *a*-Stamm für den *an*-Stamm ein wie im Skr.: *hana-m* Grdf. *kana-bhjas* wie skr. *rǎja-bhyas*.

Das *âs* des Acc. Plur. in V ist nach ostgerm. *âs* (goth. *ôs*, altn. *ar*) angesetzt, entsprechend dem litt. *às* für *âs* (entgegen dem ksl. *y* für *âns*). Das eigentliche Suffix ist mithin *as* wie bei den consonantischen Stämmen. Im Westgerm. sind ausserdem *ans*, *ins*, *uns* durch *ańs*, *ińs*, *uńs* zu *âs*, *is*, *ûs* gelangt und haben sich nach Abfall des *s* mit den Nominativen vermischt. Daher dringt auch das auf Grdf. *âsas* beruhende *ôs*, *as*, *ar* in den Accusativ. Vergl. S. 104.

Im Genitiv Plur. steht II *ńân* nach goth. *abnê*, *aúhsnê* und V *ânân* nach dem Westgermanischen. Beide erfordern nähere weiter ausgreifende Erörterung der sogen. schwachen Substantivdeclination und der Feminina auf *â*.

Wenn ahd. vom St. *gebâ* der Gen. Plur. *gebôno* lautet und auch die übrigen westgerm. Sprachen eine ähnliche Grundf. voraussetzen, während das Ostgerm. keine Spur davon aufweist, so stimmt das in auffallender Weise zu dem ostar. *ânâm* neben *âm* der *â*-Stämme (Bopp Vergl. Gramm. 1, 488). Und wenn wir uns erinnern dass Griechisch und Italisch gerade in den Genitiv Plur. dieser Stämme die pronominale Endung *âsâm* eindringen lassen, so werden wir kaum zweifeln dass diese Formübertragung durch älteres nominales *ânâm* begünstigt wurde (anders L. Meyer Griech. und lat. Declin. S. 85 f.). Darnach müssen wir der arischen Ursprache zu *âm* und *sâm* auch noch *nâm* als Suff. des Genitiv Plur. vindiciren. Das wesentliche Element der Endung kann natürlich nur *na* sein. Wenn es richtig war,

bei *sâm* an *sa* als Präposition zu erinnern, so dürfen wir in diesem Falle die Präpositionen welche aus dem Pronomen *a-ma*, *ana* nach S. 231 abstammen, herbeiziehen. Beachtenswerth, dass sichere westarische Spuren dieses Genitivsuffixes nur für die *â*-Stämme behauptet werden können.

Nun stimmt aber thatsächlich dieser Gen. Plur. *ôno* starker Feminina mit den schwachen überein. Es wäre daher nicht unmöglich dass beide Wortclassen auf einander gewirkt hätten und das constante *a* des Nom. Sing. *geba* im Ahd. und Alts. (gegenüber ags. *gifu*, altn. *giöf)* auf Uebertragung von *zunga* (St. *zungân*) beruhte. Im *ân*-Stamm ist die Länge durch ältere Nasalirung bewahrt wie im Masc. und Neutrum der *an*-Stämme: S. 120. Ebenso verdankt der Acc. Sing. *geba* sein constantes *a* der Grdf. *-ân*, *-âm*. Daher weicht auch im Ags. der Acc. *gife* vom Nom. *gifu* ab und im altn. starken Adjectiv der Acc. Sing. Fem. *langa* vom Nom. *löng*, während der subst. Acc. *giöf* dem Nominativ gleichlautet wie im Goth., offenbar weil das ausl. *n* einfach abgeworfen, nicht als Nasalirung des vorhergehenden Vocals erhalten wurde. Mit dieser einzigen Ausnahme des altn. Substantivs lauten in allen germ. Sprachen ausserhalb des Gothischen der starke Acc. Sing. Fem., der schwache Nom. Sing. Fem. und der schwache Nom. Acc. Sing. Neutri einander vollkommen gleich: ahd. alts. altn. *a*, altfries. ags. *e*.

Sucht man zur germanischen *an*-Classe nach auswärtigen Parallelen, so ist eine merkwürdige Beobachtung leicht zu machen: die in Wurzel und Suffix übereinstimmenden Wörter verwandter Sprachen schliessen ihren Stamm auf *â*. So z. B. lat. *lingua*, goth. *tuggô*; lat. *vidua*, skr. *vidhavâ*, ksl. *vĭdova*, goth. *viduvô;* griech. γυνή, goth. *qinô;* griech. θύρα, goth. *daúrô;* griech. θηλή, ahd. *tila*; zd. *mîzhdâ*,

ksl. *mĭzda*, goth. *mizdô**). Ferner hat schon Bopp Vergl. Gramm. 3, 379 die altar. oxytonirten Abstracta auf *ấ* (z. B. skr. *bhidấ* Spaltung, *mudấ* Freude, gr. *φυγή*, lat. *fuga* usw.) mit goth. *reirô*, *brôthra-lubô*, *trigô* verglichen.

Nur das Lat. bietet mit *ratio* St. *ratiôn* eine merkwürdige Bestätigung von goth. *rathjô* St. *rathjôn*. Aber das Suffix *tiôn* (vergl. Beitr. 1, 443) entspricht dem skr. *tyấ* (L. Meyer Orient und Occident 2, 604), und desgleichen darf mit L. Meyer a. O. S. 611 f. in dem goth. Abstractsuffix *jôn* (*sakjô*, *garunjô* usw.) und dem lat. *iôn* (*capio*, *legio*, *regio* usw.) das skr. *yấ* gesehen werden.

Bopp hat das *n* dieser Suffixe einmal als unorganisch bezeichnet Diese Ansicht wird jetzt sehr vornehm als keiner Widerlegung werth bei Seite geschoben. Ich bin so frei mich dazu zu bekennen, und halte es für möglich dass für das Lat. bei den Suffixen *tjâ* und *jâ*, für das Germ. noch in anderen Fällen der Genitiv Plur. *ânâm* ausreichte um zur Folgerung eines Stammes auf *ân* zu verführen. Diese Folgerung ist der Ursprung des schwachen Femininums.

Aber sind da nicht noch die schwachen Feminina mit dem St. auf *ein*: *managei* usw.? Wie werden wir sie in unsere Erklärung einbeziehen?

Das Richtige über diese Wörter enthält schon Bopp's Vergl. Gramm. 3, 337. 340. Ihr *n* ist ebenfalls „unorganisch“ d. h. meiner Ansicht nach aus dem Gen. Plur.

*) Das Verhältniss zu westgerm. *mêda*, *mêta*, *miata* ist nicht ganz klar. Ags. *mêd* und *meord* neben einander. Gehört ahd. Gl. Ker. 258 *Sugillat. misdu murthirid* hieher? Allerdings scheint ahd. *ê* nur durch Ausfall eines Consonanten zu entstehen, so im Perf. redupl. (S. 11), so in *stêm*, *gêm* (S. 175), so in *-mês* (S. 193), so in *hêr* (S. 465). Es ist mithin wesentlich Ersatzdehnung eines kurzen *e*. Merkwürdig das Zusammentreffen mit skr. *ê*: nicht blos oben S. 16 *pêtimá*, vergl. auch den Imper. *dhêhi*, *dêhi* (Grdf. *dhad-dhi*, *dad-dhi*) mit zd. *dazdi*.

gefolgert. Und das lässt sich hier auf dem Boden des Germ. selbst beweisen. Das *n* findet sich nur im Ostgermanischen: westgermanisch entsprechen die ahd. Fem. mit durchgehendem *î* des Singulars, die ags. mit durchgehendem *eo* oder *o*: das sind einfach *jâ*-Stämme, deren flexivische Verschiedenheit von den *â*-Stämmen nur auf dem *j* vor *â* beruht. Dass goth. *ei* des Nominativs dem *iu*, *eo* in ahd. *maneghiu*, alts. *strengiu*, ags. *menegeo*, usw. entspreche, wurde schon S. 118 bemerkt.

Die ahd. Feminina mit durchstehendem *în* des Singulars entsprechen den goth. Ableitungen von Verben der ersten schwachen mittelst Suffix *ni*: goth. *daupeins*, ahd. *daufîn;* goth. *galaubeins*, ahd. *chilaubîn* usw. Sie sollten im Gen. Dat. eigentlich die Form *-înî* aufweisen. Aber sie haben sich mit denen auf *î* vermischt und sich nach ihrer Analogie gestaltet. Ja noch eine fernere Vermischung hat stattgefunden mit den Fem. auf *anjâ* (skr. *ânî*, vergl. oben S. 340), ahd. *unnea* (altn. *ynja*), *enna*, *inna*. Die Belege sind Jedem zur Hand*).

Folgerung eines *an*-Stammes aus einzelnen Casus die ihn enthalten, also eine ähnliche aber bei weitem nicht so starke Formübertragung wie wir sie in den schwachen Femininis zu erkennen glaubten, liegt in ein paar schwachen Neutris vor.

Das Skr. besitzt einige Neutra auf *i* welche fast alle ihre Casus von Stämmen auf *an* bilden: *áxi* (Auge), *ásthi* (Knochen), *çákthi* (Schenkel, vergl. W. *skag* in ags. *scacan*,

*) Ich muss es dem Leser selbst überlassen mit der vorstehenden Darstellung die scharfsinnigen und auf den ersten Blick sehr einleuchtenden Erörterungen Benfey's in Orient und Occident 1, 261—292 (vergl. L. Meyer Flexion der Adjectiva S. 47—61) zu vergleichen und über deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu entscheiden.

ahd. *scahhôn)*: Namen von Körpertheilen wie man sieht. Die Eintracht der Stämme auf *i* und *an* muss in solchen Wörtern der altarischen Zeit angehören: vergl., wenn auch nicht überall mit erhaltenem Geschlecht, lat. *ossi-*, gr. *ὀστι-νο-* zu skr. *ásthi* und Anderes: so wie sich goth. *augan-* zu *áxi-*, *áxan-* verhält, so scheinen lat. *auri-*, litt. *ausi-* zu goth. *ausan-* (griech. *οὐατ-* für *οὐσατ*, ksl. *uches-* mit anderen, aber *an* vertretenden Suffixen) zu stehen und ein altar. *ausi*, Gen. *ausnás* vorauszusetzen. Weniger sicher *âsi* „Mund" nach lat. *ôri-* und den skr. Stämmen *âsyá*, *âsán*, *âs* und *kardi* „Herz" nach gr. *καρδία*, skr. *hṛdayam* neben goth. *haírtan-*.

Hat diese Ansicht Grund, so würden die Stämme *augan*, *ausan*, *haírtan* wenigstens im Nom. Acc. Sing. ihr *ô* für *ân* nur durch Uebertragung besitzen. Der Nom. Acc. Plur. *augôna* stimmt, wie Bopp 3, 391 hervorhebt, sehr schön zu ved. *axâni* (altarisch *-ân* nach S. 264), was die Dehnung des Suffixvocales *a* betrifft: übrigens hat Stammerweiterung mit *a* stattgefunden, *augôna* steht für *augônâ*. Die ahd. seltenen Plurale *auga*, *herza* (Graff 1, 122. 4, 1045) müssen uns daher für ursprünglicher gelten: sie setzen die Grdf. *ân* (S. 260 f.) voraus. Die gleiche Stammerweiterung im Dat. Plur. *namn-a-m*, *vatn-a-m*, während der Gen. Plur. *namnê* dem skr. *nâmnâm* auf das vollkommenste gleicht. Beide letztgenannte *naman* und *vatan* (ved. *udán)* sind wohl echte neutrale *an*-Stämme. Der Verlängerung des Themavocals im Nom. Acc. vergleicht L. Meyer (Flex. d. Adj. S. 43) mit Recht den griech. Nom. Acc. *ὕδωρ*, der aber zunächst zu ahd. *wazzar* gehalten werden muss.

Auch Masculina auf *an* besass ohne alle Frage die arische Ursprache. Und wieder lehren goth. Genitive wie *aúhsnê*, *abnê* die hohe Ursprünglichkeit der skr. Unterscheidung zwischen starken, mittleren und schwächsten Casus.

Nicht minder aber ist es eine unzweifelhafte Thatsache, dass die Reihen der germanischen Nomina Agentis auf *a* durch Uebertritt in die schwache Declination sehr beträchtlich gelichtet wurden: vergl. Theod. Jacobi Untersuchungen über die Bildung der Nomina in den germanischen Sprachen (Breslau 1847) S. 24. Hier dürfen nun jene griech. und lat. Substantiva auf *ôn* neben Adjectiven auf *o* (S. 409) herbeigezogen werden: ihr langer Themavocal mag auf den starken Casus älterer *an*-Stämme beruhen.

Irre ich nicht, so stehen wir vor der einzigen Erklärung des schwachen Adjectivs, welche vorläufig gegeben werden kann. Germ. Masculina und Feminina werden aus *a*- und *â*-Stämmen *an*- und *ân*-Stämme. Denken wir uns, dass Adjectiva im Masc. und Fem. sich ihnen anschlossen, so wird das Neutrum auch nicht lange hinter ihnen zurückgeblieben sein. Wie aber konnte sich der Anschluss vollziehen?

Wir vermutheten einstige Doppelform des germ. Adjectivs: das unbestimmte Adjectiv nominal flectirt wie in den urverwandten Sprachen und das bestimmte Adjectiv, in welchen auf den unflectirten Stamm das pronominal flectirte Relativum folgte. Durch Uebertragung dieser Flexion auf den Adjectivstamm und durch selbständigen Gebrauch so flectirter Adjectiva ohne nachfolgendes Pronomen entstand das starke Adjectivum.

Noch ehe dieser Process der Uebertragung vor sich ging, müssen die nominal declinirten Adjectiva, deren Gen. Plur. Fem. *ânâm* lautete, sich in Stämme auf *n* fortgebildet haben. Und ihre Verbindung mit dem St. *ta* im Sinne des bestimmten Adjectivs muss so beliebt und zugleich so fest geworden sein, dass die starke Form in diese Construction nicht eindringen konnte.

Man sieht, wie sich die ganze Frage auf die Ablösung

des St. *ja* durch den St. *ta* und den genaueren historischen Vorgang bei dieser Ablösung zuspitzt.

Aus den oben vorgelegten Grundformen der german. Declination die ostgerm. und westgerm. Formen zu entwickeln, fällt nicht schwer, wenn man sich die Lautgesetze gegenwärtig hält, wie sie oben S. 96 ff. dargestellt wurden. Eine eigentliche Geschichte der germ. Declination kann nicht in der Absicht dieser Blätter liegen. Die leichten Umrisse die ich gegeben habe, mögen durch einige Bemerkungen über Vocalfärbung und Formübertragung in der Declination vervollständigt werden. Wie im Eingange das Ostgerm. so steht hier das Westgerm. im Vordergrunde der Betrachtung.

Das ahd. Paradigma der *u*-Stämme (Reihe VII), wie es Dietrich Hist. Decl. p. 15 aufstellt, bietet nicht viele Abweichungen vom gothischen. Der Gen. Plur. *sunio, hantio* ist der der *i*-Classe, offenbar aber liegt *-ivâ* wie im Goth. zu Grunde. Der Nom. Plur. *sunû* setzt in Grdf. *sunavas* die Färbung des gunirenden *a* zu *o*, *u* voraus (*sunuvas*) während *hantiu* zum goth. *-jus* stimmt. Im Dat. Sing. steht wie im Altn. (S. 418) dem goth. *-au* für *-avi* ahd. *-iu* mit der hellen Färbung gegenüber (Kelle Vergl. Gramm. S. 198). Das *i* des Dativs beruht schon auf Uebergang in die *i*-Declination wie der Gen. Pluralis. Der Gen. Sing. *sunô* ist regelrichtiger Vertreter des goth. *sunaus:* auslautend *au* muss ahd. *ô* werden. Das Ahd. ist aber nicht der einzige westgerm. Dialekt der Spuren dieser Classe aufweist. Das Ags. Altfr. scheinen sogar nähere Verwandtschaft mit dem Gothischen, ja völlige Eigenthümlichkeit zu bewähren.

Im Alts. (Schmeller Gloss. sax. s. v. *sunu)* ist die Analogie der *ja*-Stämme in den Sing., die Analogie der *i*-Stämme

in den Plural eingedrungen. Aber Gen. Dat. Sing. *suno, sunu* entstammen der echten Formation.

Im Alts. und Altfr. müssen wir alle drei Formen des gunirten *u* (*au*; *ou* d. i. *û*; *iu*) voraussetzen, um den überlieferten Beispielen dieser Declination gerecht zu werden. Von den anderwärts entlehnten Casus wird dabei ganz abgesehen.

Altfr. Nom. Acc. Plur. *fêt*, *têth*, ags. Dat. Sing., Nom. Acc. Plur. *fêt*, *têdh* setzen alten Dat. Sing. und Nom. Plur. auf *iu* voraus. Die ags. Dative *sunu*, *freodho* (oben S. 425 Anm.), Nom. Plur. *sunu*, *suno* (Grein 2, 496 f.) gehen mit ihrem *u* und dessen Schwächung *o* auf altes *û* zurück. Dagegen muss man in den ags. Dat. Sing. *suna*, *vuda* usw. Nom. Plur. *suna*, in den altfries. Dat. Sing. *fretha*, *honda*, Nom. Plur. *suna*, *honda* (Richthofen Wb. 760a. 823b. 1056b) wohl früheres *â* anerkennen, welches wenigstens im Altfries. stets ursprüngliches *au* vertritt. Dieses *a* für *au* finden wir denn auch in ags. Genitiven Sing. *suna*, *vuda* usw., altfries. *suna*, *fretha*, dem Ahd. und Goth. entsprechend.

Mit dem Goth. überein kommt im Gegensatze zum Ahd. und Altn. der Dativ *a*. Von allen übrigen germ. Sprachen abweichend und nur der Grundf. gemäss ist aber dieselbe ungefärbte Gunaform im Nom. Pluralis. Ich bin daher nicht abgeneigt, das *a* des Dat. Sing. sowohl wie des Nom. Plur. für blos übertragen aus dem Genitiv Sing. zu halten.

Indess gehört eine derartige Formübertragung aus einem obliquen Casus in den anderen nicht gerade zu den häufigen Erscheinungen. Die Uebertragung in den Nom. Plur. erklärt sich schon leichter aus der ehemaligen Gleichheit mit dem Dat. Sing. (ahd. Dat. Sing. *hantiu*, Nom. Plur. ebenso *hantiu*).

Aber auch die Wechselwirkung zwischen Dativ und

Gen. Sing. lässt sich gerade im Ags. nachweisen, im Fem. auf *â* (Reihe V): Gen. Dat. *gife*, *gife*. Der Dativ ist richtig als Schwächung von *gifo* (S. 118) wie Instrumental *däge* für *dago*. Im Genitiv aber erwartet man *gifa* für *gifâ*: die Form des Dativs ist dafür eingedrungen. Aehnlich gewährt die Sprache des Heland Gen. *geba*, Dat. *gebu*, daneben für beide Casus *gebo*. Das Ahd. desgleichen mit nur noch vollständigerer Gemeinschaft: auch *u* im Genitiv und *a* im Dativ: keineswegs jedoch beliebiger Wechsel in einer und derselben Gegend zu einer und derselben Zeit, vergl. Graff 1, 14. 49 f. 56; Mone Anz. 8, 583; Dietrich Hist. Decl. S. 23 f.; Müllenhoff Denkm. S. XIII; Weinhold Alem. Gramm. S. 418, Bair. Gramm. S. 344 f.

Auch im Genitiv der *i*-Stämme sondert sich das Ags. vom Ahd. Alts. und hält sich zum Gothischen, aber ohne dass Uebertragung im Spiel sein könnte. Neben dem Dativ *bêc* (für *bêce*) steht der Genitiv *bôce*, also kein umlautwirkender Vocal in der Endung: **bôkai* und nicht **bôkî*.

Noch weitere Verschiedenheiten zwischen den westgerm. Sprachen in Bezug auf Abschwächung, Färbung und Assimilation des *â* und *a*, die nicht ohne charakteristisches Interesse sind, bieten sich der Beobachtung dar.

Wenn in II das Goth. den Gen. *hanins* und Dat. *hanin* aufweist, so hat man wohl mit Recht Assimilation des Themavocals durch den Flexionsvocal vermuthet: Dat. *hanin* für *hanani*. Das *as* des Genitivs müsste sich frühzeitig zu *e*, *i* gefärbt haben, also *hanins* für *hananis*.

Hierin stimmt das Ahd. zum Gothischen. Man findet z. B. für Dativ wie Genitiv mit Umlaut *nemin* (Graff 2, 1080), Dat. *forasekin* Kero Prol., *henin* Hymn. 25, 6, Gen. *lichemin* Gl. Reich. B 504ᵃ. Vergl. Weinhold Bair. Gramm. S. 354.

Diese Assimilation nun ist dem Niederdeutschen, Ags. und Altn. vollkommen fremd. Alts. im Gen. Dat. wie Acc. durchweg *un*, ags. *an*, altfries und altn. *a* (S. 416).

Anders scheint es mit dem Gen. Sing. der Masc. und Neutra auf *a* (III. IV) zu stehen. Das *i* in *dagis*, *vaúrdis* dürfte kaum, wie angenommen wurde, dem *j* von *a-sja* seine Entstehung verdanken. Das *a* des Stammes wird sich einfach nach Müllenhoff's Regel zu *e* und *i* gefärbt haben. Ahd. Genitive auf *as* weisen Mone Anz. 5, 371 und Weinhold Alem. Gramm. S. 413, Bair. Gramm. S. 339 f. aus Urkunden nach. In der Litteratur dürfte im achten und neunten Jahrhundert *es* fast ohne Ausnahme herrschen. Späteres *as* und *is* (Kelle Vergl. Gramm. S. 32 f.) lehrt uns nichts für die Declination, und für die Lautlehre wenigstens nichts Neues. Alts. dagegen *as* und *es*: in der Beichte ersteres bei weitem überwiegend. Altfries. *es* und *is*, nicht ohne locale Scheidung, vergl. M. Heyne Kurze Laut- und Flexionslehre S. 280. Ags. hat das *a* in diesem *as* wie in Wurzeln sich zu *ä* gewandelt, erhalten in Namen *Wilfaraes*, *Hrofaes* usw. (Mone Anz. 5, 372), um schliesslich freilich auch dem unvermeidlichen *e* zu verfallen.

Inlautendes *a* vor *m* (Dat. Plur.) hat sich bei allen übereinstimmend zu *om* und *um* geneigt: erhaltenes *a* weist im Ahd. Dietrich nach, Hist. Decl. p. 5 f. Vor *n* dagegen (II) bleibt *a* im Ags. Fries. wie im Altn., während das Sächs. und Hochdeutsche den Weg durch *o* zu *u* einschlagen. Genau dasselbe Verhältniss bei dem *â* der schwachen Feminina und Neutra vor *n*: ahd. *ûn* (über älteres *ôn* Denkm. S. 454 zu Nr. 56, 36—42; dazu *êristôn* Kero Hatt. 1, 99); alts. *un*, *on* von ursprünglichem *an* nicht mehr zu unterscheiden; ags. *an*; fries. *a*; altn. dagegen, merkwürdig zum Ahd. stimmend, *u*. Ein ähnliches Verhältniss ferner beim ursprünglich unverkürzten *â* des Nom. Sing. der *an*-Stämme (II)

und des Genitiv Pluralis: wir finden es als *ô*, *o* nur im Hochdeutschen und Altsächsischen. Auf dieselbe Weise entfernt sich alts. *ôs* im Nom. Acc. Plur. der *a*-Masculina vom Altfr. und Ags. Das ahd. *-a* derselben Casus steht aber fest: über das sonderbare *himilo* Isid. 1a, 2. 12b, 18, wozu sich *sunufatarungo* des Hildebrandsliedes zu gesellen scheint (über *grurio* im Hel. 4, 1 vergl. Germ. 11, 210), enthalte ich mich des Urtheils. Desgleichen ist mir das *o* einiger alem. Denkmäler im Nom. Acc. Plur. der *â*-Feminina (Dietrich Hist. Decl. p. 8 f. Weinhold Alem. Gramm. S. 419) und des starken Adjectivs Fem. nicht hinlänglich klar: Notker hat dafür noch *â*, worin indess schwerlich der Beweis wirklich noch dauernder Länge gesehen werden darf.

Die Endung *um*, *un*, *on* des Dat. Plur. ist niederdeutsch und ags. die allgemein geltende geworden: hochdeutsch sind die Unterschiede lebendiger: *im* für *i*-Stämme wird noch gefunden, und das *ôm* der *â*-Feminina hat sich als *ôn* bis ins elfte Jahrh. erhalten. Es wird ebenso wie der Gen. *ôno* von den schwachen Femininis getheilt. Dieses genitivische *ôno* hat sich im Ahd. an die Stelle des *ono* für *ano (anâ)* der schwachen Masc. und Neutra gesetzt, und infolgedessen wurde auch das *ôm* des Dativs übertragen: *discoom*, *willoom* in der Benedictinerregel. Dagegen finden wir umgekehrt im Niederdeutschen und Ags. das schwache Masc. und Neutrum massgebend für den Gen. Plur. sowohl des schwachen als auch des starken Femininums: *anô*, *ena* ist die gemeinschaftliche Endung. Doch fehlen für das Ahd. hier wie in den meisten schwierigen Fragen der Flexionsgeschichte noch die genauen und erschöpfenden Beobachtungen.

Als eine speciell ags. und fries. Formübertragung schliesse sich hier der Acc. Sing. der Feminina auf *i* (VI) an, welcher den Femininis auf *â* (V) gleich ist, also auf *e*

auslautet. Die Uebertragung war gerade nur in diesen beiden Dialekten möglich, weil (falls das Ags. für einen älteren Stand des Fries. mit beweisen darf) nur in ihnen das starke Femininum auf *â* die Form des Nominativs der aller übrigen Casus entgegensetzt, so dass also eigentlich dieses Verhältniss sich auf die *i*-Feminina überträgt, deren Gen. Dat. Sing. dem Gen. Dat. Sing. der *â*-Feminina bereits gleichlautend *e* geworden war.

Anderer Art scheint es zu sein, wenn im Ahd. zuweilen der Acc. Sing. *-heitî* begegnet (Heinzel Heinrich von Melk S. 106 zu Z. 36) und in Heinrichs Erinnerung an den Tod der Nom. *pfaffheite.* Theils kann hier Analogie der Fem. auf *î (jâ)* eingewirkt haben, theils Analogie des flexionslosen Zustandes der fem. *i*-Stämme, welcher alle obliquen Casus unter einander und mit dem Nominativ gleich macht.

Die sogen. Flexionslosigkeit dieser Feminina ihrerseits, wofür wieder die reichlichen Belege mangeln (bei Weinhold Alem. Gramm. S. 427 *anst* und *deoheit* aus der Benedictinerregel), beruht auf Vermischung mit den Femininis consonantisch auslautenden Stammes, deren Flexionslosigkeit im ganzen Sing. und im Nom. Acc. Plur. die nothwendige Folge der westgerm. Auslautsgesetze ist: vergl. unsere Reihe I S. 422.

Schon im Goth. hält nur *nahts* mit seinem Dativ Plur. *nahtam* welchem ahd. *nahtum* (Jac. Grimm Haupt's Zeitschr. 7, 455; Graff 2, 588) entspricht, die Regel genau ein. Sonst ist *im*, also Uebergang in die *i*-Classe die gewöhnliche Endung des Dat. Plur., und *vaíhts, dulths* wechseln überhaupt zwischen der consonantischen und *i*-Declination. Im Ahd. kommt unflectirt durch den ganzen Singular *naht* vor, auch Acc. Plur. *naht* (Graff 2, 1020). Nur im Sing.

burc (Graff 2, 179) und *itis* (Gramm. 1, 630; Graff 1, 159). Durch pluralische Flexionseigenthümlichkeiten stellen sich in diese Classe *thio buah* Otfr. 3, 16, 7. 5, 6, 19; *brustum* Isidor 21a, 22 (Graff 3, 276); *dheodum* Isid. 6a, 12, wo jedoch die Monseer Hs. *deotom* hat, wie auch die Pariser 5b, 19. 9a, 20. Im Heland begegnet 121, 12 der Acc. Plur. *magad*, mehrfach Nom. Acc. Plur. *naht* usw.

In dem adverbialischen Gen. Sing. *nahtes* darf man nicht den unmittelbaren Abkömmling des gothischen *nahts* erblicken. Solche ausnahmsweise Erhaltung eines auslautenden *s* im Ahd. wäre ohne alles Beispiel. Die Verbindung *tages unde nahtes* dürfte wohl zuerst dieses *es* gesehen haben. Aber eine sehr weitgreifende Analogie schliesst sich daran, für welche die Gleichheit des Nominativ Sing. mit dem der masculinen *a*-Stämme den Ausgangspunct bildete. Zunächst verfielen ihr mit dem ganzen Singularis im Gothischen wie im Deutschen die Masculina auf *i*. Dann die ursprünglich consonantisch auslautenden Masculinstämme von denen schon im Goth. nur *guth* und *man* den echten Gen. Sing. (*guths*, *mans*, dazu nach Gramm. 3, 89 *anaks*, aber vergl. oben S. 105) bewahren, während *mênôths* nach Uppström Germ. 11, 95 *mênôthis*, *reiks reikis* und *fijands* mit seinen Genossen *fijandis* bildet: zum Dat. Plur. *mênôthum* vergl. *bajôthum* vom Nom. Plur. *bajôths*. Im Ahd. sind ohnedies diese Masculina bis auf *man* und den Nom. Acc. Plur. *fîant*, *friunt*, *bûant?* (*indegenos. lantpuant* Vocab. S. Galli Hatt. 1, 14) und den Dat. Sing., Nom. Plur. *ginôz* (Graff 2, 1126; Denkm. S. 449 zu Nr. 55, 26—29) verschwunden.

Von den Femininis welche sich derselben Analogie bequemen, ist im Ahd. das erwähnte *nahtes* wohl das einzige. Aus dem Heland weist aber Schmeller Gloss. sax. S. 174 n. 8. 10 *giburdies*, *burges*, *nahtes*, *wihtes*, *custes*, *weroldes*,

aus einem niederländischen Breviarium des 15. Jahrhunderts sogar *des maghets*, *des reinicheits*, *des joncfrowes* nach. So belegt Kosegarten in Höfers Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache 4, 210 ff. die niederdeutschen Genitive *stades* und *wisches* von *stad* (Stadt), *wisch* (Wiese), und zwar in der Regel *der stades*, dann aber auch mit Attraction des Artikels *des stades*, ohne dass deshalb in den andern Casus Uebertritt in das Masculinum zu beobachten wäre. Solcher Uebertritt schliesst sich jedoch allerdings im Heland an Genitive wie die erwähnten.

Hieher gehört auch dass schon in den ältesten ahd. Quellen der Genit. *fateres*, Dat. *fatere* neben *fater*, westar. Grundf. *patras*, *patri* gefunden wird (Graff 3, 375). Nichts Aehnliches aber von *bruodar*, *muotar*, *tohtar*, *suestar* (Graff 3, 300. 2, 709. 5, 380. 6, 906), ausser im Altfries. wo sie insgesammt gänzlich in die *a*-Declination übergegangen sind.

Am reinsten überhaupt scheint die Declination der Verwandtschaftsnamen auf *tar* das Altsächsische bewahrt zu haben, indem nur die Unterscheidung starker und schwacher Formen verloren ging, übrigens aber genau nach der Regel von I der ganze Singular und der Nom. Acc. Plur. ohne Flexion erscheinen.

Im ahd. Plural ist die Synkope der schwachen Formen des Genit. und Dativs nicht ganz eingebüsst: *pruadro*, *pruadrum* in der Benedictinerregel (Graff 3, 300). Im Nom. Acc. scheidet sich wieder *fater* von den übrigen, indem dieses Wort ganz allgemein in die *a*-Declination übergetreten ist, während bei *bruodar*, *muotar*, *tohtar*, *suestar* dieser Uebertritt in den fränkischen Dialekten unterblieb, nur in den sogen. strengahd. ebenfalls stattgefunden hat.

Dieselbe Sonderstellung von *fäder* mit Plural nach der *a*-Declination und Gen. Sing. *fäderes* neben *fäder* treffen wir im Ags. an. Bei den übrigen deuten Nom. Acc. Plur.

brôdhru, *môdru* usw. auf Uebergang in die *u*-Declination wie im Gothischen, ja sogar auf den Singular scheint sich dieser Uebergang hier erstreckt zu haben: wenigstens steht der Dat. Sing. *brêdher* zu *fêt*. Dass derselbe Uebergang oder vielmehr dieselbe Stammerweiterung durch *u* sich in anderen arischen Sprachen, im Skr. und Griech., findet, ist aus Bopp Vergl. Gramm. 3, 358 bekannt.

NUMERALIA UND ADVERBIA.

Die german. Declination der Stämme *dva* (Nebenst. *dvaja* und Distributivst. *dvaja-k-na)* und *tri*. Die Zehnzahl aus W. *dak* mit Suff. *an*, *ant (at)*. Hundert *(da)kan-tam* aus *dakan* mittelst Suff. *ta*. Die germ. *i*-Stämme der Zahlwörter von Vier bis Zwölf. Die Fünfzahl, Grdf. *panki*. Zusammenhang zwischen Acht, Vier und Drei. Elf und Zwölf und ihre litt. Gegenbilder. Das Grosshundert westarisch; die erste Hälfte von der zweiten auf verschiedene Weise gesondert; goth. *sibuntê-hund* usw. Das lettoslav. und germ. Numerale für tausend: Grdf. *tû-kant-jâ? (tû* gleich Zehn?). — Die germ. adverbialen Dative Plur. als Vertreter von Instrumentalen. Adv. Instr. Sing. in Zeitbestimmungen und sonst. Der adverbialische Gen. Sing. Germanische Adverbia auf *ô* für *ât* (gr. *ως*, lat. *êd*, *ê)*, ablativisch, dagegen lettoslav. Adverbia auf *ai* locativisch. Localadverbia auf *ra*, *tra*, *trâ*.

Es wäre die Aufgabe einer vollständigen Formenlehre der germanischen Sprachen oder auch nur einer erschöpfenden und abschliessenden Erörterung der germanischen Auslautsgesetze, alle Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen auf ihre grammatische Form hin zu untersuchen. Ein so weit aussehendes und schwieriges Unternehmen liegt nicht in meinem gegenwärtigen Plan. Einiges hoffe ich in den vorhergehenden Aufsätzen für die künftige umfassendere Behandlung zurecht gelegt zu haben. Einiges weniges Andere soll hier im Anschluss an eine kurze Erörterung der Zahlwörter zusammengestellt werden.

Ueber die Einzahl ist S. 235 f. genügend geredet. Die Declination ist die pronominale.

Der Declination der Zweizahl liegt das Thema *dva* zu Grunde, welchem der St. *andva*, skr. *ubha* (S. 281 ff., vergl. Pott Präpos. S. 581. 753) zur Seite steht. Im Nom. und Acc. Masc. Fem. und im Dativ finden wir gothisch beide Stämme (die Aphärese in *ba-* erklärt sich aus dem Accent skr. *ubhā́u*, litt. *abù* gegenüber griech. *ἄμφω*) der Analogie des pronominalen Plurals verfallen. Aber im Genitiv steht nicht *tvizê* wie *thizê* und im Nom. Acc. Neutri nicht *tvô*, *bô* wie *thô*, sondern *tvaddjê* (vorauszusetzen: *baddjê)* und *tva*, *ba*. Letztere darf man wohl unmittelbar, wenn sie auch für das goth. Sprachgefühl mit Formen wie *vaúrda* vermuthlich zusammenfielen, auf die Grdf. *tvai*, *bai* gleich skr. *dvê*, *ubhê* zurückführen. Und im Genitiv steckt zwar nicht das ganze skr. *dváy-ôs*, aber doch (die Grundf. ist *tvajê*, vgl. ahd. *zueio* und *zuaijo* wie Weinhold Alem. Gramm. S. 306 die Gl. Par. A S. 166 mit Recht emendirt) *tvaj-* mit der Pluralendung. Das Zusammentreffen mit dem aus Thema *dvi* mittelst des Suffixes *a* und Guna des Wurzelvocals oder aus Thema *dva* mittelst des Suffixes *ja* abgeleiteten Stamme *dvaja* verstattete diesem nun noch weiteren Eingang in die Declination der Zweizahl (vergl. gr. *δοιώ* für *δϝοιώ* neben *δύω*), wie der ahd. Nom. Acc. Neutr. *zuei* zu beweisen scheint: wofern hier nicht die Analogie mit *dei* eingewirkt hat. Schwierig sind die ahd. Dativformen *zueom* und *zuim* neben dem regelmässig pronominalen, aber seltenen *zuêm* (Graff 5, 716), auch *zueim* fällt auf. Ist auch hier das Thema *dvaja* im Spiel? Jene *zueom*, *zuim* scheinen sich mit ahd. Dativen Plur. von *ja*-Stämmen wie *peineom*, *entim* (Weinhold Alem. Gramm. S. 425 f.) zu vergleichen.

Das goth. ursprünglich distributive *tveihnai* fordert einen altarischen St *dvaja-k-na*, ebenfalls von St. *dvaja*. Zu

dem *k* vergl. zunächst den goth. St. *ainahan*, dann was Pott Zählmeth. S. 168 f. sonst beibringt. Das Suff. *na* stimmt zu den lat. Distributiven *bini*, *terni*, *septeni*, *octoni*, *noveni*, welchen der Form und ohne Zweifel dem Ursprunge nach die litt. Cardinalia *septynì*, *asztůnì*, *devynì* entsprechen. Ahd. *zuêne* entspringt aus *zuaihne*, indem das *h* Verengung des *ei* bewirkt. Geht in ags. *tvegen* das *g* auf *h* oder *j* zurück? Von *tvegen* ist *begen* nur ein Abbild ohne jede innere Begründung.

Vollkommen identisch in seiner Bildung steht aber der St. *baja* neben *tvaja*, der in sämmtlichen germ. Sprachen mit einer Fortbildung durch *th*, hochd. *d* auftritt, die ich nicht einzeln darzulegen brauche.

Der Benennung der Dreizahl ist der substantivisch durch alle drei Geschlechter flectirte Stamm *tri* gewidmet. Ob im Gothischen diese älteste Flexion noch in ihrer vollen Reinheit bewahrt war, wissen wir nicht. Für das Neutrum *thrija* muss ein Stamm *thrija* angenommen werden wie der St. *ija* für den Nom. Acc. Plur. Neutr. *ija* (vergl. S. 380). Lautete von demselben Stamm das Femininum *thrijôs?* Das ahd. Fem. *drijo*, *drìo* (das sangallische *drî* des zehnten Jahrhunderts hat wohl keinen Anspruch auf Ursprünglichkeit mehr, sondern ist aus dem abgeschwächten *drîe* contrahirt) setzt eine solche gothische Form voraus, ist aber insofern davon abgewichen, als es nicht substantivisch *drîa* bildet, sondern sich an die adjectivische Weise hält, wie denn auch für das Masculinum schon bei Isidor *dhrîe* begegnet neben dem echten *dhrii* aus Grundf. *trajas*, *trijas*. In den Genitiv *(thrijo, drîo)* dringt die adjectivische Analogie erst mit dem elften Jahrhundert, während *zueiero* schon beim Uebersetzer des Tatian gefunden wird: vergl. Graff 5, 240.

In Betrachtung der übrigen Cardinalia gehen wir von der Zehnzahl und ihren verschiedenen Gestalten aus. Der Stamm derselben ist offenbar *dak*, woran die Suffixe *an* oder *ant*, in schwacher Form *at*, treten (vergl. Benfey Wurzellexikon 2, 214). Jenes liegt in skr. *daçan*, goth. *taíhun*, gr. δέκα vor; *at* in der Verstümmelung *çat* für *daçat* in skr. *triṅçát*, *catvâriṅçát*, *pancâçát;* zd. *thriçata* (daneben merkwürdig *thriçãç)*, *cathwareçata*, *pañcâçata;* — *ant* in griech. -κοντα, lat. *-ginta*.

Den St. *dak* haben schon Andere (Curtius Etym. S. 125, vergl. Pott Etym. Forsch. 2, 220) mit W. *dak* in griech. δέχομαι in Verbindung gebracht. Am natürlichsten scheint es demgemäss, in dem Wort einen alten Namen beider zum Empfangen aufgehaltener Hände zu erblicken.

Mit Unrecht, glaube ich, hat man noch weiter gehende Verstümmelung der Zehn ausser den in *-çát* und -κοντα sicher vorliegenden angenommen. Skr. 60—90 *shashṭí*, *saptatí*, *açîtí*, *navatí;* zd. *khshvaçti*, *haptâiti*, *astâiti*, *navaiti* „können in aller Strenge nicht anders als durch Sechsung, Siebenung usw. wiedergegeben werden, d. h. ein Verein von sechs zweitgradigen Einheiten, will sagen Zehnern" (Pott Etym. Forsch. 2, 218). Daher *daçati* ebensowohl Dekade als Hundert: Petersb. Wb. 3, 548. Das Suff. *ti* ist auch sonst, allerdings selten, betont.

Das *çáti* in skr. *viṅçáti*, zd. *viçaiti* unterscheidet sich sehr wesentlich von diesem *-tí*. Mit Benfey Wurzell. 2, 214 (vergl. Bopp Vergl. Gramm. 2, 85 Anm. 1 und Corssen Krit. Nachtr. S. 96) nehme ich es als Dualform: zwei Zehner. Als Grundf. kann man für das Zd. Griech. Lat. sehr wohl *dvai (vai) katî (kantî*, *kati)* ansetzen. Von den übrigen unten. Die Beifügung von *dvai* — denn der blosse Dualis *katî*, *kati* sollte genügen — bestätigt die Richtigkeit des S. 255 über den ältesten Gebrauch des Duals Bemerkten.

Die Zahlen 30—50 zeigen sich im zd. Nom. Acc. als singulare Neutra auf *a* (Bopp a. O. Spiegel Gramm. S. 178): daneben aber der Instr. Plur. *pañcaçatbîs* von einem consonantischen Stamme wie skr. *pancâçadbhis*. Das Griech. und Lat. nehmen den *a*-Stamm pluralisch (Corssen Krit. Beitr. S. 509).

Ein solcher neutraler *a*-Stamm, gebildet aus der Zehnzahl mit Suff. *tá* (welches sich dem skr. Collectiva bildenden *thá* zunächst vergleicht) ist auch Hundert: vergl. skr. *dáçan* mit *(da)çatám*; gr. *δέκα* und *ἑ(ν)-(δε)κατόν*; goth. *taíhun* mit *(taí)hunda*; lat. *decem* mit *(de)cen-tum*. Dem litt. *szìmtas* (das Litt. hat das Neutrum bekanntlich eingebüsst) steht kein einfaches *deszim* mehr zur Seite: diese Entstellung möchte man dem Lat. entsprechend vermuthen: in dem ganzen lettoslav. Sprachstamm ist an die Stelle der Zehnzahl die Dekade preuss. *dessimpts*, *dessempts*, litt. *dészimtis*, ksl. *desentĭ* getreten.

Skr. *çatá* steht zwar meist als neutrales Substantiv mit dem Genitiv des gezählten Gegenstandes, es kann aber auch nach Art des lat. *centum* in der Form seines Nominativ-Accusativs *çatám* (ich denke, als neutrales Adverbium) dem mit Pluralendungen versehenen Ausdruck des gezählten Gegenstandes vorangehen (Bopp Kl. Gramm. S. 161).

Halten wir diese syntaktische Regel fest und dehnen wir sie in den urverwandten Sprachen, insbesondere im Germanischen, auch auf andere Zahlwörter aus, so wird uns die Form der meisten nur mehr geringe Schwierigkeit bieten.

Vier heisst skr. *catvâras* im Masculinum, gr. *τέσσαρες* im Masc. und Fem. Dazu bildet das Griechische sein gewöhnliches Neutrum *τέσσαρα*. Aber die altarische Gestalt des Neutrums war vermuthlich *katvâri* entsprechend dem

skr. *catvāri*. Damit kommt buchstäblich der litt. Nom. Masc. (Neutri) *keturì* überein. Das Litt. bildet davon wie von einem substantivischen *i*-Stamm den Accus. *kéturis*, die übrigen Casus und das Femininum wie von einem pronominalen Stamm auf *ja*. Das Germ. geht ebenfalls vom Neutrum aus, Grdf. *fidvôri*, deren *i* natürlich abfallen muss, verwendet es adverbialisch, daneben aber im Genitiv und Dativ flectirte Formen eines *i*-Stammes, welcher dann ahd. (vielleicht nach Analogie des St. *tri*) auch in den Nominativ vordringt.

Nach dieser Analogie richten sich nun alle Cardinalia bis Zwölf. Doch steht dieser Erklärung entgegen dass ein solches *i* die einzige Spur der S. 264 besprochenen Neutralendung im Westarischen wäre, da man nach S. 395 lat. *quae*, *hae-c* nicht wohl mit Corssen Krit. Nachtr. S. 97 hieher rechnen kann. Es wäre daher blosse Stammerweiterung durch *i* wie sie die consonantischen Stämme im Lettoslav. erfahren, immerhin möglich (Weinhold Alem. Gramm. S. 429, § 399). Aber auch die Fünfzahl, worin ich dem *i* alte Berechtigung zuschreiben möchte, könnte Ausgangspunct einer Formübertragung gewesen sein.

Griech. *πέντε*, lat. *quinque*, „altir. *cóic* d. i. wahrscheinlich **côci*- aus **conci*" (Schleicher Comp. S. 497), litt. *penkì*, goth. ahd. *fimf* für *fimfi*. Die ältere Litteratur über diese Zahl s. bei Pictet Origines Indoeurop. 2, 565 ff., die neuere bei Curtius Etym. S. 408 und dazu Corssen Krit. Nachtr. S. 74 f.: anlautend *p* scheint mir doch das Wahrscheinlichste. Der westar. Grdf. *panki*, die sich aus der Zusammenstellung ergiebt, steht die ostar. Grdf. *pankan* eigenthümlich gegenüber. Man fühlt sich sofort an die S. 431 f. besprochenen Neutra auf *i* und *an* erinnert, welche meist Körpertheile bezeichnen: ein altar. *panki*, Gen. *panknas* möchte man folgern, und verschiedene Erklärungen der

Fünfzahl welche die Hand darin suchen, fallen uns bei. Darunter scheint auf den ersten Blick bei weitem die der indischen Grammatiker, welche Lassen adoptirte und Pictet a. O. wieder aufnahm, den Vorzug zu verdienen: von W. „*pac (pancatê)*, extendere“. „Le sens qui en résulte, erläutert Pictet, est aussi clair que satisfaisant: en comptant sur les doigts, et en arrivant au cinq, on les étendait tous ensemble“. Aber man sehe das Petersb. Wb. 4, 357. 1029 unter *pac* und *prapanca*: es würde sich darum handeln die Wurzel anderwärts und in sinnlicherer Bedeutung nachzuweisen: „weiter ausführen“ ist nicht „ausbreiten“. Ich habe an unser *fangen*, *Finger* gedacht: es bleiben aber auch dagegen Bedenken: s. die Verwandtschaft bei Curtius S. 241 f. Die Urgestalt der W. müsste wohl *pakv* lauten.

Ich werde mich nicht in Muthmassungen über den Ursprung der übrigen Zahlwörter einlassen. Ich will nur hervorheben, dass Sechs ursprünglich reines Adverbium scheint, etwa ein Ueberbleibsel der Wendung „eins neben (*secus*) der Hand“. Man wird allerdings schwerlich geneigt sein, die Grdf. *sakvas* zuzugeben. In der Siebenzahl läge ein ähnlicher Sinn, wenn sie mit W. *sap* zusammenhinge.

Zwischen der Acht, Vier und Drei scheint ein Zusammenhang obzuwalten, aus dessen Ergründung sich ihre Erklärung einst ergeben muss. Die reduplicirten Femininformen skr. *tisrás*, *catásras* rufen uns neben *catvāras* die Wandlungen des *tv* im Du und im Ablativsuffix zurück: wir müssen, dünkt mich, *ti-tvr*, *ti-tvar* und *ka-ta-tvar* als Grundf. der reduplicirten Stämme ansetzen. Mithin ist *tvar-i* die volle Grdf. für den St. *tri* der Dreizahl. Vergleichen wir nun ferner die Acht, so scheinen sich die Elemente der Vier ohne *r* darin wiederzufinden *ak-tav-*, so dass wir, falls hier wirklich Zusammenhang obwaltete, *ka-tv-ar* und *tv-ar-i* trennen müssten. Der gemeinschaft-

liche Bestandtheil wäre *tu*, ein Stamm von dem wir unten in ganz anderer Verwendung noch zu handeln haben.

Solche Erwägungen, wenn sie auch zunächst resultatlos verlaufen, können doch einen Anderen vielleicht auf das Richtige führen: und darum wollte ich sie nicht verschweigen.

Für die Sechszahl ist die germanische Grundf. *sehs-i*. In *niuni-* für *nivani-*, *nav-an-i* und **tehani*, **tah-an-i* (ahd. Nom. *zehanî*, goth. *taíhun)* hat auch das Germ. wie ursprünglich ohne Zweifel alle arischen Sprachen an dem Suffix *an* Theil. Der germ. St. *sibuni* ist nicht ohne Schwierigkeit: man erwartet *siftun* oder etwas ähnliches. Ksl. *sed-mĭ* das wie *os-mĭ* (acht) nach Schleicher unter dem Einfluss des Ordinalsuff. *ma* steht (vergl. oben S. 447 das gefolgerte litt. *deszim* und lat. *decem*, *novem*, *septem*), kann man schwerlich vergleichen: sonst wäre *sibni* für *siptni* dem *sedmĭ* für *septmĭ* sehr analog, vergl. auch Curtius S. 470 über *ἕβδομος*. Es bleibt also nur übrig, dass *sibuni* für *sibbuni* für *sibduni*, *saptan-i* stehe.

Goth. *ahtau*, Grdf. *ahtav-i*, stimmt zu lat. *octâvo-*, gr. *ὀγδοϝο-* und skr. *ashtâu*, wie Bopp (und in der zweiten Aufl. des Comp. S. 499 auch Schleicher) gegen Diejenigen welche in diesem skr. Nom. Acc. eine Dualform erblicken, gewiss mit Recht annimmt.

Auch in Elf und Zwölf finden wir die germanischen Grundformen *ainlibi*, *tvalibi* mit dem *i* versehen. In ihnen offenbart sich merkwürdiger Einklang mit dem litt. indeclinabeln *-lika* das alle Zahlen der zweiten Dekade als zweites Compositionsglied, wo man einen Ausdruck für Zehn erwartet, zu bilden hat. Bopp's Deutung aus *dika*, *daka* hat viel Bestechendes auch für strenge Befolger der Lautgesetze gehabt, gegen welche damit doch nach Allem was wir

wissen verstossen wird. J. Grimm ist seiner eigenen Deutung (Gramm. 2, 946 f.) aus litt. *likti* (linqui, remanere), goth. *leiban* (manere) um jener willen in der Geschichte der deutschen Sprache S. 246 untreu geworden, später aber (Germania 1, 19) wieder zu ihr zurückgekehrt: mit gutem Grunde wie mir scheint. Auch Schleicher's neueste Modification der Bopp'schen Erklärung, Comp. S. 501, wonach durch Anklang an *likti*, *leiban*, also durch Umdeutung, sich ursprüngliches *dika* gewandelt hätte, wird kaum das Richtige treffen: die gleiche Umdeutung bei Littauern wie Germanen, es wäre zu sonderbar, obgleich auch so das Zusammentreffen nur aus gemeinschaftlicher Feststellung in uraltem Verkehr gedeutet werden kann.

Am gelehrtesten und ausführlichsten ist J. Grimm's Ansicht durch Pott Zählmeth. S. 172 ff. gestützt und vertheidigt worden. „Schon das Lettische, die übrigen slav. Idiome ungerechnet, sollte uns von dem Versuche die Zahl 10 in *lika* zu suchen, abschrecken" (S. 189): denn sie enthalten ganz deutlich, aber in ganz verschiedener Gestalt die Zahl Zehn. Lett. zählt man *wîn-pa-dsmit*, *diw-pa-dsmit* usw. „eins über zehn, zwei über zehn"; ksl. *jedinŭ na desęte* „eins auf zehn" usw. Dasselbe was lett. *pa*, was ksl. *na*, muss litt. *lika* ausdrücken, die Zehnzahl daneben aber verschwiegen sein: wir werden zu diesem Verschweigen bald eine genaue germ. Analogie kennen lernen. Dennoch ist die Zehnzahl die eigentliche Grundlage des Wortes, welche gewissermassen unsichtbar declinirt wird, während der sichtbare adverbiale Zusatz unverändert bleibt. Und weil Zehn im Litt. ein Substantiv ist, werden auch diese Vassallen der Zehnzahl syntaktisch als Substantiva behandelt und haben daher die gezählte Sache im Genitiv Plur. bei sich. Es ist „als sagte man griechisch z. B. δυοῖν, τριῶν, τετταρῶν κτλ. πλεονάζουσα (sc. δεκάς) ἀνδρῶν" (Pott S. 192).

Doch kann über die Construction noch nicht mit Sicherheit abgeurtheilt werden, so lange die grammatische Form unklar ist. Und das ist ebensowohl für *lika* wie für das voraufgehende Numerale der Fall. Der nächste Verwandte des ersteren scheint ksl. *lichŭ* (*περιττός* redundans: Miklosich Lex. p. 339): man könnte darnach den erstarrten Nominativ eines Adjectivs zu dem Fem. *deszímts*, der Pott'schen Umschreibung gemäss, darin finden. Aber auch der Instrum. Sing. eines Abstractums auf *â* wäre denkbar: (zehn) mit Ueberschuss von eins, zwei usw. Es fehlt jedoch im Litt. wie im Germ. jeder feste Anhaltspunct zur Entscheidung.

Sehr merkwürdig nun, dass das Germ. diese Ausdrucksweise nur für Elf und Zwölf verwendet, im Uebrigen aber die zweite Dekade dem Lat. und Ostarischen, also wohl dem Altar. gemäss durch conjunctionslose Nebeneinanderstellung der Einer und der Zehn (vergl. S. 237. 353) ausdrückt. Die Selbständigkeit der Glieder zeigt sich in der von Graff 5, 628 angeführten ahd. Wendung *fone dien anderên drin zênin.*

Dieser Abscheidung des ersten Dutzends vergleicht sich die Behandlung der Zahlen von Zwanzig aufwärts, worin das Germ. nicht wie das Ostar. bis zu Fünfzig einschliesslich, sondern bis zu Sechzig einschliesslich eine besondere Formation aufweist. Die duodecimalen Neigungen welche hierin zu Tage treten, hat Jacob Grimm längst anerkannt und hat z. B. die glückliche Bemerkung von Wilh. Nitzsch über die germanische Heereseintheilung (Müllenhoff bei Haupt 10, 552 f.) bestätigt: zur Erklärung braucht man sicherlich nicht mit Holtzmann Germania 1, 222 den Oberdruiden zu incommodiren.

Das Germ. scheint nicht allein zu stehen mit der Schei-

dung der ersten Sechzig von den folgenden. Auch das Griech. weicht von den Siebzigen an in der Bildung ab, indem es nicht das Cardinale, sondern das Ordinale dem unveränderten *κοντα* vorsetzt: *ἑβδομήκοντα*, *ὀγδοήκοντα*, *ἐνενήκοντα*. Desgleichen bietet das lat. in *nonaginta* ein sicheres Ordinale, *octoginta* könnte für *octavaginta* stehen wie homer. *ὀγδώκοντα* für *ὀγδοήκοντα*, über *septuaginta* Benfey Pluralbildungen S. 6 Anm. (vergl. oben S. 270). Und ebenso enthalten altir. Siebzig und Achzig (Neunzig ist nur erschlossen) die Ordinalzahl: Schleicher Comp. S. 504. Das Lettoslav. hat wie das spätere Ahd. und andere german. Mundarten jede Unterscheidung eingebüsst.

Irre ich nicht, so sind wir nach dem Angeführten gezwungen die Unterscheidung der beiden Hälften schon dem Altarischen, das Grosshundert den Westariern zuzuschreiben. Nur fragt es sich, ob die griech. ital. und celt. Unterscheidung blos am ersten Compositionsgliede dem Ursprünglichen entspricht, oder ob nicht vielmehr das zweite Compositionsglied daran ebenso oder noch mehr betheiligt war?

Ich glaube das letztere. Das skr. *çati* von Zwanzig finden wir bei den Griechen wieder, wird ihnen nicht auch das *çat* von 30—50 in der Gestalt *κος* etwa und zwar in den Cardinalien von 30—60 früher geeignet haben? Dazu stimmt dass von goth. *sibuntê-hund* an aufwärts (dass so und nicht *sibun-têhund* zu theilen sei, hat meines Wissens Holtzmann a. O. zuerst gesehen) uns das griech. *κοντα* als *hund* begegnet, ersteres vermuthlich ein plurales, letzteres sicher ein singulares Neutrum St. *kanta* für *dakanta*: Luc. 15, 7 flectirt *niuntêhundis*. Die Construction (*niuntêhund garaíhtaízê* oder *sunjus niuntêhund*, s. J. Grimm Germ. 1, 23) stimmt zu der des skr. Neutrums *çatám*. Der Singular erinnert an das zd. *-çatem* der Zahlen 30—50.

Alles erwogen, dürfen wir für 20 *-kati*, 30—60 *-kat*,

70—120 (entsprechend dem *taíhuntêhund* mochte der Gothe *ainliftêhund*, *tvaliftêhund* weiter zählen, wie der Angelsachse wirklich bis *tvelftig*, der Norweger bis *tôlftiu* zählte: Grimm Gesch. S. 251) *-kantam* als einstige Urgestalt des zweiten Compositionsgliedes bei den westlichen Ariern ansetzen: die pluralische Auffassung *-κοντα*, *-ginta* wäre secundär. Und vielleicht ebenso altar. 20 *-kati*, 30—50 *-kat*, 60—90 *-kantam*: die ostar. Abstracta auf *ti* für 60—90 wären jüngere Gebilde, während umgekehrt im Germ. bei 30—60 ostgerm. *tigus*, westgerm. *tig*, *zuc*, *zoc*, *zec*, eine Bezeichnung der Dekade, Platz griff.

Nicht leicht ist aber die wahre Form des ersten Compositionsgliedes zu erkennen.

Freilich die *tvai tigjus*, *threis tigjus*, *fidvôr tigjus* des Goth. sind klar und durchsichtig genug. Wie aber verhält es sich gleich mit *zueinzuc*? Ich weiss für dies *zuein* in der That keine irgend sichere Erklärung. Ebenso wage ich über skr. *vin-*, *trin-*, *catvârin-* und das wie es scheint entsprechende lat. *quadrin-*, *octin-* in *quadringenti* und *octingenti* nichts vorzubringen: „blos phonetische Nasalirung des *i*" kann ich nicht mit Corssen Krit. Nachtr. S. 73 darin erblicken, dem Gedanken an einen Locativ möchte ich nicht zu leicht nachgeben.

Indem ich Anderes übergehe, will ich nur goth. *sibuntê-hund*, *ahtautê-hund*, *niuntê-hund*, *taíhuntê-hund* noch näher prüfen. Ahd. sind entsprechend *sibunzo*, *ahtozo*, *niunzo*, *zehanzo* nachgewiesen. Dazu gehören altsächs. *atsibunta* (Hel. 5, 2 Cott.), *antsibunta*, *antahtoda*; angelsächs. *hund-seofodhe*, *hundeahtodhe*, *hundnigodhe*.

Vergleicht man die goth. ags. und ahd. Form, so zeigt sich dass die Dekade in diesen Zahlbezeichnungen vorne oder rückwärts stehen konnte und im Ahd. wegblieb wie in den litt. *-lika*, goth. *-lif*. Aus der ags. ist die alts.

Form entstanden, indem das *hund* missverstanden und auf die Präposition *ant* oder *at* gedeutet wurde.

Was den andern Compositionstheil betrifft, so liegt in alts. *antahtoda* und im Ags. missverständliche Umdeutung auf das gewöhnliche Ordinale vor. Dieses beruht auf dem altar. Suffixe *ta* (vergl. was das Skr. betrifft, Aufrecht-Kirchhoff 1, 132 Anm. 1): bei dem goth. *-tê-*, ahd. *zo* könnte man an das skr. *tha* in *caturthá*, *shashṭhá* denken, denn altar. *th* wird germ. mit erster Verschiebung *t*. Beide Suff. sind im letzten Grunde identisch und beruhen auf der Grdf. *tva*. Aus der Localbedeutung „an der Stelle Vier“ geht das Ordinale „der vierte“ hervor (anders Pott Zählmeth. S. 216. 224). Aber die Herbeiziehung dieser und anderer Suffixe an welche gedacht werden könnte, verbietet sich, scheint mir, durch *ahtautê*, worin nicht wie in der Ordnungszahl goth. *ahtuda* der St. *ahtu*, sondern das selbständige Cardinale *ahtau* hervortritt. Es muss daher auch *tê* ein selbständiges Wort sein, ohne Zweifel die (ebenfalls auf St. *tva* beruhende) Präposition *tô*, *zuo*, welche in ihrer griech. Gestalt *δε* noch Postposition ist.

Nun erklärt sich auch der Singular der Dekade in diesen Wörtern: *sibun-tê hund* ist die Zehn bei, auf Sieben, d. h. die Zehn an siebenter Stelle. Das Ordinale des Griech. Lat. Celt. wird auf derselben Anschauung beruhen.

Schon im Goth. wurden die angeführten Zahlwörter nicht mehr ihrem wahren Sinne nach gefühlt, wie die Schreibung *taihuntaihund* bezeugt. Ja das altn. *tîu* (gleich *tîu* 10) in *âttatîu*, *nîutîu* usw. dürfte aus gleicher irriger Auffassung und Zusammenfassung der Silben *-tê-hund* hervorgegangen sein. In Wahrheit existirt hat das Neutrum *têhund* niemals, zu dessen Erklärung Bopp Vergl. Gramm. 2, 87 eine sonst nicht nachweisbare Vertretung von *ai* durch *ê* statuiren, Schleicher Comp. S. 504 eine Urform *dâkantam* construiren wollte.

Das neutrale Genus der Dekaden und Hunderte scheint die Veranlassung gewesen zu sein, dass auch das 1000 bedeutende Substantiv, das ursprünglich ein Femininum war, schon im Goth. einmal, dann im Ags. und Mhd. zu neutraler Flexion überging.

Die verwandten Formen dieses Thema *thûsundjâ* sind ksl. *tysaňšta* (Grdf. *tusantja* oder *tûsantja*) und litt. Nomin. *túkstantis*, lett. *tûkstûts*, Grdf. *túkstanti*, ein Femininum. Der altpreuss. Acc. *tusimtons* stimmt näher zum Ksl. als zum Litt. und Lettischen.

Die litt. und lett. Ausdrücke haben, wie schon Pott Et. Forsch. 1, 276; Zählmeth S. 137 bemerkte, das Ansehen eines Participii Präsentis von *túkstu*, *tûkstu* „ich schwelle, werde fett", das Bielenstein Lett. Sprache 1, 376 Nr. 46 im Lett. nachweist. Und gewiss nimmt Schleicher Comp. S. 506 Umdeutung einer der slav. gleichen Grundform mit Recht an.

Derselbe Schleicher weist a. O. auf die Aehnlichkeit des preuss. Stammes *tusimta* mit dem litt. *szimta-* „hundert" hin. Und damit wird wohl der definitive Aufschluss über das Wort angebahnt sein. Das kslav. *sŭto* 100 steht ebenso nur mit etwas abweichendem Lautwandel zu *tysaňšta*: hier wie dort *s* für *k*, mithin eine Grundf. *tû-kant-ja*, worin das Hundert durch vorgesetztes *tû* oder *tu* zum Tausend erhoben wird. Die Folgerung ist dann freilich unausweichlich dass der Ausdruck lettoslavischen Ursprungs und von den Germanen vor dem Eintritt der Lautverschiebung entlehnt sei: Dobrowsky Instit. p. 337 und Schleicher Formenlehre der ksl. Sprache S. 141 nahmen einst das Umgekehrte an.

Ob sich für *tû-* auf lettoslav. Boden selbst eine nähere Anknüpfung bietet, als die folgenden Betrachtungen, weiss ich nicht: jedenfalls werden dieselben zu einer vorläufigen Verständigung darüber ausreichen.

Goth. *thiuda* (Volk); preuss. *tauta* (Land), lett. *tauta*

(Volk), litt. *tautà* (Oberland, Deutschland): umbr. osk. *tauta touta, tata* (Stadt); altir. *túath, túad* (Volk; altgall. τοουτιους „Bürger" Schleicher Comp. S. 281: vergl. Pott Wurzelwb. 1, 793 ff.; Curtius Etym. S. 204; M. Müller Vorl. 2, 199 f.; Pictet Origines 2, 391) spiegeln den Unterschied des Territorial- und Stadtstaates in ihren verschiedenen Bedeutungen: aber die oberste politische Einheit ist überall gemeint: wir werden auf einen westarischen Begriff und ein westarisches Wort *tautâ* geführt.

Das Abstracta bildende Secundärsuffix *tâ* setzt einen Adjectivstamm *tau* voraus, der sich in der Glosse des Hesychius ταῦς· μέγας πολύς erhalten zu haben scheint. Vergl. vedisch *tuvi* in Composition „viel, stark, sehr" und „das ähnlich gebrauchte cambr. *tew* (zur Zeit pinguis, densus), früher Adj. (firmus, efficax), in compositis, ut videtur, augens significationem: Zeuss p. 127" (Pott). „Vielheit" wäre demnach die Bedeutung von *tautâ*.

Alle Westarier, auch die Lettoslaven müssen wie das Abstractum und die W. *tu* so das genannte Adjectivum besessen haben. Wir dürfen also *tû-kant-jâ* als eine Mehrheit von Hunderten, als „Vielhundertschaft" betrachten: ein allgemeiner Ausdruck der sich auf die specielle Bedeutung Tausend leicht einschränkte. Beispiele solcher Einschränkungen giebt Pott Zählmeth. S. 119 ff. Ueber das classische Beispiel in den Kenningar der Snorra Edda auch Jac. Grimm Rechtsalterth. S. 207, Gramm. 3, 473 f. Goth. *tévi* bedeutet eine Schaar von Fünfzig (W. *du* in griech. δύναμαι, Pott Wurzelwb. 1, 909, mit *tu* gleichbedeutend), zd. *viç* nach Justi eine Gemeinschaft von fünfzehn Männern und Frauen; den westgoth. *thyuphadus*, Chiliarch, (gewiss keine blosse „Kürzung" von *thusundifaths*, Grimm Gesch. S. 254 Anm.) will ich nur anmerken. Alte Volks- und Heereseintheilungen scheinen dabei meist zu Grunde zu liegen: man

erinnert sich der ausgewählten *centeni* vor der germanischen *acies* aus Tac. Germ. c. 6 (Müllenhoff bei Haupt 10, 551 f.), sie bestanden zur Hälfte aus Reitern, zur Hälfte aus Fussvolk: eine solche Hälfte wird *têvi* geheissen haben.

Eben um solcher Beispiele willen muss die Möglichkeit noch im Auge behalten werden, dass *tu* Substantiv und auf die Bedeutung von Zehn eingeschränkt worden sei. So kommen wir schliesslich vielleicht allerdings auf jenes 10×100, das Schleicher in der ersten Aufl. seines Comp. S. 406 mittelst starker Verstümmelungen herausrechnete.

Das grammatische Resultat wollen wir festhalten dass die unflectirten Zahlwörter neutrale (accusativische) Adverbien sind und uns damit den Weg zu den Adverbien überhaupt bahnen.

Die sicher altarischen Adverbialbildungen sind die mit Accusativcharakter *m* aus Adjectiven auf *a* und die Instrumentale Pluralis eben derselben.

Das Litt. hat die letzteren rein erhalten, im Germ. ist überall der Instrumental Pluralis mit dem Dativ zusammengeflossen, wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir jene Adverbien als Dative Plur. wieder finden. J. Grimm hat die Beispiele Gramm. 3, 94 f. 774 zusammengestellt.

Dazu kommt *simblum* (a. O. 136, vergl. 128). Grimm erklärt es anders, und in der That kann man gegenüber den Formen *simbolon*, *simbulun* den Gedanken an das Substantiv *simbel* (Gastmahl) nicht abwehren, die Sprache selbst muss zu dieser Deutung abgeirrt sein. Aber die ursprüngliche Form ist ohne Zweifel *simlum* (vergl. goth. *simlê)*, und das führt auf lat. *semol*, *semper*, *singuli*, kurz auf eine Weiterbildung des St. *sama* (eins, S. 269) mittelst Suff. *ra*, *la*.

Aber noch mehrere der von Grimm anderwärts aufge-

führten Adverbialformen scheinen hieher gezogen werden zu müssen. So die mittelhochdeutschen auf *-lichen* (Gramm. 3, 95. 96. 97): Weinhold weist S. 248 die von Grimm vermisste ahd. Form nach in einem *smâhlîhhêm* der Gl. Ker., also des achten Jahrhunderts. Dann tritt schwacher Dat. Plur. in dem Superlativ des Pronominalstammes *hi hitumum* (demum) Gl. Frankf. S. 88 (*-um* wie in *sachum* S. 84, *frumum* S. 88 derselben Glossen für *-ôm)* hervor. Und ihm analog treffen wir bei Graff 1, 429 *aruum* und *aruuigom* Gl. Reich. A (Diut. 1, 224): daneben goth. *arvjô* in derselben Bedeutung „umsonst, vergebens", von einem Stamme dunkler Herkunft.

Wie im Litt. und sonst können nicht minder Substantive adverbialisch im Instrumental-Dativ Pluralis stehen: litt. *naktimìs*, ags. *dagum and nihtum*, altn. *nóttum*: vergl. skr. *dyúbhis* (bei Tage). Ueber ähnliche germ. Bildungen Gramm. 3, 136—138.

Adverbiale Instrumentale Singularis finden sich in Zeitbestimmungen mit Tag und Nacht und Jahr in Composition mit dem Pronominalstamm *hi: hiutu, hiuru, hînaht.* Auch in den entsprechenden lat. und griech. Zeitbestimmungen dürfen Ablativ und Dativ als Vertreter des Instrumentals angesehen werden. Ueber ostar. Verwendung des Instr. in gleichem Sinne Delbrück S. 54 f.; Spiegel Keilinschr. §§ 75. 78 S. 172. 174. Doch können jene westarischen Formen ebenso gut auf den Locativ zurückgehen (Delbrück S. 40 f., vergl. S. 47), der im Litt. bei Zeitbestimmungen wie *tamè metè* (in dem Jahre: Schleicher Gramm. S. 264 f.) steht.

Genau stimmen wieder litt. *anū́ dáiktu* (durch jene Sache), *nĕkù bûdù* (auf keine Weise) mit ahd. *diu dingu, nohheinu mezzu* udgl. Gramm. 3, 139.

Wie goth. *himma daga* und ahd. *hînaht* nur Instrumentalform vertreten, so sind auch die Gramm. 3, 133. 135 f.

Weinhold Alem. Gramm. S. 240 aufgeführten substantivischen Adverbia des Dativs (der bei den schwachen Masculinis Gramm. 3, 133 mit der Form des Genitivs zusammenfällt) für den Instrumental in Anspruch zu nehmen. Doch muss man ags. *simle* (jugiter) mit goth. *simlê* ποτέ zusammen als echte Instrumentalform ausscheiden. Wie weit sie wieder Locative ersetzen, entscheide ich nicht: nur bei *heime* (zu Hause) ist, wenn man *οἴκοι*, *domi* und litt. *namê* (Schleicher Gramm. S. 265) in Betracht zieht, der Locativ unzweifelhaft.

Die andere Art altar. Adverbialbildung mit dem Nom. Acc. Neutri des Adjectivs, welche auch das Griech. Lat. und Slav. kennt, weist Grimm 3, 97—101 für die flexionslose und die flectirte starke Form im Germ. nach. Das schwache Neutrum in ähnlicher Function anzuerkennen, kann ich mich nicht entschliessen, darüber sogleich Näheres. Ueber den Accusativ Sing. Masc. starker und schwacher Form (95—97) wird es gut sein das Urtheil zu suspendiren bis die dunklen Localadverbien ablativischer Bedeutung auf goth. ahd. *ana*, alts. ags. *an*, altn. *dh-an* völlig aufgeklärt sind: vergl. indess S. 108. Goth. *than*, *hvan* darf man schon um des ahd. *danne*, *denne*, *hwanne*, *hwenne*, ags. *thonne*, *hvonne* willen schwerlich als Acc. Sing. Masc. betrachten.

Nicht ohne Schwierigkeit ist die Auffassung der germanischen Adverbien in Genitivform. Bopp vergleicht das skr. *cirásya* „endlich, nach langem“. Den nächsten Anspruch verglichen zu werden haben jedoch ohne Zweifel die griechischen *ὁμοῦ*, *ἀγχοῦ*, *πολλοῦ*, *ὀλίγου* (Grimm 3, 125). Und wie ihnen pronominale Natur oder Maassbestimmungen innewohnen, so zeigen sich auch die ältesten germanischen dieser Formation von ähnlicher Art: *alles*, *sumes*, *simbles*,

tages indi nahtes usw. (Gramm. 3, 88—94*). 127—133). Es fragt sich, ob wir hierin den echten Genitiv oder den Vertreter des Ablativs vor uns haben. Ich stimme für letzteres, ohne jedoch mit voller Sicherheit entscheiden zu wollen. Eine andere, ebenfalls noch nicht genügend aufgehellte Frage schliesst sich hier an, die über die ahd. Adverbia auf *o* (Gramm. 3, 110—114).

Von den goth. Adverbien auf *ba* (Gramm. 3, 109 f. vergl. Schmeller Münchener Gel. Anz. 1846 Dec. S. 930 f. Höfer in seiner Zeitschrift 2, 199. 206) war oben S. 278 die Rede. Wir erkannten *bhaja* als die wahrscheinliche Urgestalt des Suffixes, das weder dem Dativ noch Instrumental noch Ablativ ausschliesslich zugeeignet werden kann. Vergl. die lett. Adverbien auf *am* die wohl nicht mit Bielenstein 2, 272 als Accusative, sondern als Instrumentale aufzufassen sind.

Neben ihnen besitzt das Goth. eine Anzahl Adverbien auf *ô* (Gramm. 3, 101), welche äusserlich die Form des schwachen Neutrums an sich tragen, aber doch schwerlich als solche aufgefasst werden dürfen. Oder wäre es vorsichtig, die goth. Adv. auf *-leikô* (*analeikô, antharleikô, galeikô, lathaleikô, samaleikô, vairaleikô*) von den ahd. auf *-lîcho* zu trennen, insbesondere da das constante ahd. *o* auf frühere Länge dieses Vocals mit Bestimmtheit hinweist? und da die äusserste Unwahrscheinlichkeit der Verwendung schwacher Form, welche im Allgemeinen nur vermöge und mit dem Pronomen *sa, sô, thata* existirt, nicht geleugnet

*) Von den S. 94 als Adverbien des Gen. Sing., bei Weinhold S. 248 als Adv. des Dat. Sing. Masc. oder Neutri schwacher Form aufgeführten Wörtern sind die Comparative und Superlative, ebenso *einin* von J. Grimm selbst aus dem Mangel starker Form ohne Zweifel ganz richtig erklärt, dunkel aber bleibt mir *tagalîhhin*.

werden kann? Ist ferner nicht auch *sniumundô* ein deutliches Particip, so dass es dicht neben ahd. Adverbien wie *leogando*, *wirkendo* usw. (Gr. 3, 118) tritt?

Irre ich mich also nicht, dass die goth. Adv. auf *ô* mit den zahlreichen ahd. auf denselben Vocal zu einer und derselben Bildungsweise gehören, so dürfen auch die ags. auf *e*, ags. *deope*, *georne*, *svîdhe*, *efne*, *ädre*, *hâdre*, *-lîce* (Gr. 3, 102; Koch 2, 297) von den altsächs. auf *o*, alts. *diopo*, *gerno*, *suîtho*, *efno*, *adro* (Zeitschr. 13, 335), *hêdro*, *-lîco* (Gr. 3, 114) nicht getrennt werden. Und dem zu Grunde liegenden *â* des Ausgangs entspricht nicht minder altn. *a* in *giörva*, *illa*, *vîda* und zahlreichen Adverbien auf *liga* oder *la* (Gr. 3, 103): über das Verhältniss von *-liga* zu *-leikô* S. 370 Anm.

Wir gelangen somit zu einer allen germanischen Sprachen gemeinsamen Adverbialbildung, deren vocalisches Element *â* ist, demnach mit dem Vocale des Instrumental- sowie des Ablativsuffixes übereinstimmt. Welches dieser beiden müssen wir darin erkennen? Denn über den Kreis der bekannten arischen Casus mit unseren Vermuthungen hinauszugehen, haben wir offenbar kein Recht, so lange innerhalb desselben eine genügende Erklärung möglich ist.

Dass im Gothischen pronominale Instrumentale auf *ê* erhalten sind, würde nicht gegen den Instrumentalis sprechen, denn auch im Genit. Plur. z. B. ist eine Differenzirung in *ê* und *ô* eingetreten. Aber bedenklicher ist schon die Beibehaltung der Länge im Ahd. neben sonstiger Verkürzung, und vollends die altnordischen *a* neben dem instrumentalen *u* des neutralen Dativs der Adjectiva rathen dringend von dieser Identificirung abzustehen. Bleibt also nur der Ablativ: vergl. Bopp Vergl. Gramm. 1, 353.

Der Ablativ aber stimmt vortrefflich zu den griechischen Adverbien auf *ως*, von denen kein Mensch bezweifelt, dass

sie auf altes *ât* zurückgehen. Er stimmt ferner zu den lateinischen auf *ê*, über die jedoch eine kurze Verständigung noth thut.

Lat. *facilumêd* und osk. *amprufîd* (improbe) bezeugen *êd*, *îd* — wir dürfen ansetzen *eid* — als ursprüngliche Endung, die Ablativendung mithin der *i*-Stämme (zd. *-ôiṭ*) an Adjectiven auf *a*. Ich glaube auch in diesem Falle an die Macht der Formübertragung. Dass sich der Abl. Sing. der *u*-Stämme im Osk. und Umbr. nach der Analogie der *i*-Stämme richtet mit völliger Einbusse des thematischen *u*, erinnert schon Schleicher. Noch bekannter ist dass der Ablativ der consonant. Stämme im Umbr. Osk. Lat. dem der *i*-Stämme gleich lautet, d. h. dass in diesen Casus *eid* für *od*, oder nach zd. Lautgebung *ôiṭ* für *aṭ*, eintrat. Auf gleiche Weise sahen wir S. 245 lat. *mêd*, *têd*, *sêd* aus altar. *mat*, *tvat*, *svat* werden. Auch in der umbr. osk. *u*-Declination steht vielleicht *-eid* für *-v-od*. Und ebenso dürfte in jenen Adverbien die ältere Endung *od*, *ot* mit kurzem *o*, gleich zd. *aṭ*, gewesen sein. Dass die zd. nominalen *a*-Stämme die Ablativendung *aṭ* neben *âaṭ* (worauf lat. *ôd*, griech. *ως*, germ. *ô* beruht, vergl. S. 120) zulassen, wurde S. 301 f. erwähnt. Allerdings hat mithin die Sprache, wie Schleicher Comp. S. 553 bemerkt, eine Doppelbildung zur Unterscheidung der adverbiellen von der eigentlich ablativischen Function benutzt.

Aeusserst merkwürdig treffen diese italischen Adverbien auf *eid* mit den preussischen auf *ai* (Nesselm. S. 52), den lettischen auf *i* (Bielenstein 2, 269), den littauischen auf *ai* (Schleicher Gramm. S. 218), den kirchenslavischen auf *ě* (Dobrowsky Instit. p. 428 § 98) zusammen.

Schleicher vergleicht a. O. das litt. Neutrum *taí* vom St. *ta*. Aber im Adjectivum ist der Ausgang des Neutrums das stammhafte *a* ohne Zusatz: *gëra* wird auf Grdf. *gërad*

zurückgehen. Das Preuss. kennt auch im Pronomen kein *ai*: *ka* und *sta* führen auf Grdf. *kad* und *stad*. Das Ksl. verwendet ausdrücklich neben jenen Formen auf *ě* das Neutrum seiner Adjectiva als Adverbium. Demzufolge müssen die lettoslav. Adverbia auf *ai* vom Neutrum gänzlich getrennt werden. Gleichwohl wäre es nicht erlaubt, eine Combination mit der ital. Grundf. *aid* zu versuchen: denn jene Adverbien tragen die Form des Locativs an sich, und der Locativ steht, wie mich Miklosich belehrt, auch sonst modal.

Immerhin ergiebt sich aus den vorstehenden Betrachtungen, dass der Ablativ als westarischer Adverbialcasus in ziemlich ausgedehnter Geltung stand. Was das Ostarische an ablativischen Adverbien bietet (Benfey Vollst. Gramm. S. 343; Kuhn Beitr. 4, 181; Spiegel Altb. Gramm. S. 198), scheint nicht genau zu entsprechen: doch steht mir hiefür kein hinlängliches Material zu Gebote.

Blicken wir zurück, so hat sich uns die grosse Zahl der nach Grimm zur Adverbialbildung verwendeten Casus auf Accusativ, Instrumental und Ablativ eingeschränkt, und in allen drei Puncten fanden wir das Germanische nur an dem festhaltend was bereits urarischer oder doch westarischer Sprachgebrauch gewesen war. Dass eine Anzahl Formen noch genügender Aufhellung entbehren, soll dabei nicht verschwiegen werden.

Was die Pronominal- und Ortsadverbien betrifft, so will ich auf einen einzigen Punct noch eingehen.

Es giebt im Skr. ein Suffix *tra* das Adverbia mit locativer Bedeutung aus Pronominalstämmen und Wörtern die wie Pronomina declinirt werden, bildet. Daneben ein anderes Suff. *trâ*, das Adverbia mit locativer oder accusativer

Bedeutung bildet: *dêva-trâ* „unter“ oder „zu den Göttern“, also ein Locativ der Ruhe oder ein Locativ des Ziels.

H. Ebel hat KZ. 5, 237 das erstgenannte Suffix für eine Reihe von germanischen Pronominaladverbien angenommen, und in einigen Fällen gewiss mit Recht. Für goth. *hêr* setzt man am natürlichsten eine Grdf. *hadra* an, ahd. *hêr, hear, hiar* erklärt sich am einfachsten aus älterem *hedra*, und ebenso stellen sich ahd. *hwâr, thâr, sâr* mit ihrer Länge zu skr. *kútra, tátra.*

Aber für goth. *hvar, thar, aljar, jaínar* scheint mir Bopp's Vergleichung mit skr. *kár-hi, êtár-hi* (Vergl. Gramm. 2, 197; vergl. 3, 497) doch wohl vorzuziehen, weil man schwerlich in den zunächst verwandten litt. Adverbien *kùr, kìtur, vìsur* die gleiche Verstümmelung und für goth. *hvarjis*, litt. *kùrs* (oben S. 373) eine Grundf. *kvatrajas* annehmen darf. Die Annahme zweier verschiedener Suffixe *-r* oder *ra* und *tra* scheint mir bei der sonstigen Functionsgleichheit dieser Bildungssilben (oben S. 341 f.) unbedenklich.

Dem skr. *trâ* entsprechend finden wir goth. *hvadrê, hidrê, jaíndrê,* altn. *thadhra, hedhra,* ags. *thider, hvider, hider*; ahd. *hwara, hera, thara* für älteres *hwarâ, herâ, tharâ.* Darin scheint das *d* spurlos ausgefallen wie nach Ebel in *hiri* für *hidrê i,* worin die unterbliebene Brechung des *i* vor *r* sich auf solche Weise erklären würde. In ahd. *hwarot, herot, tharot,* alts. *hwarod, herod, tharod* (*-ôt, -ôd?*) scheint an jene *-râ* für *-trâ* noch das Suffix *ta* (gr. σε), goth. *d, th* getreten, worüber S. 307. Steckt in altn. *hvert* (wohin) das griech. *-δε*, niederd. *te?* Jenes goth. *th* scheint in goth. *dalatha* (unten, neben *dalath* hinunter) und altn. *thadhan, hvadhan, hedhan* weitergebildet.

Ablative des Suffixes *tra* fand Bopp in goth. *hvathrô, thathrô, jaínthrô* usw. (Vergl. Gramm. 1, 352), und dagegen

lässt sich bei der sicher ablativischen Bedeutung jener Wörter kaum etwas Stichhaltiges einwenden.

In *aftarô, ufarô, undarô* scheinen Ablative von Comparativen mit nicht streng ablativischer Bedeutung vorzuliegen. Neben ihnen sind die Comparative *afar, hindar, ufar, undar* auch der Form nach Locative, wie skr. *upári* gleich *ufar* ausweist (Bopp Vergl. Gramm. 3, 493).

Ich stehe am Schlusse. Oder muss ich sagen: am Anfang? Denn ich habe das deutliche Bewusstsein, wie Vieles in diesem Buche nur begonnen ist.

NACHTRÄGE. REGISTER.

NACHTRÄGE.

S. 14. Ich wünschte die Chronologie der germanischen Conjugation einfacher so dargestellt zu haben: 1) Spaltung des *a* in *a*, *e* und *o*, dadurch Verschiedenheit des Wurzelvocals im Präs. und Perf. der Wurzeln *gab*, *nam*, *band*, *bid*, *bud*. 2) Entstehung des *â* im Plur. Perf. von *haf*, *gab*, *nam*. 3) Abwurf der Reduplication in *gab*, *nam*, *band*, *bid*, *bud*, d. h. in den Wurzeln, deren Präs. und Perf. durch Färbung des Wurzelvocals differenzirt sind. 4) Gestaltung des Sing. Perf. von W. *haf* nach dem Vorbild des Plurals, d. h. Entstehung des *â* im Sing. Perf. dieser Verba. 5) Spaltung des *â* in *ê* (*â*) und *ô*.

S. 21 f. In der Erklärung des Guna bin ich weiter gegangen als nach dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntniss erlaubt ist. Ich halte fest 1) dass die arischen Diphthonge *ai*, *au* aus *î*, *û* entstanden sind: denn die historisch beobachtbaren Entstehungsarten der Diphthonge sind durch Contraction (allgemeiner gesprochen: durch Addition der Laute, aus denen sie bestehen) und aus langen Vocalen, erstere aber lässt sich nicht anwenden; 2) dass die Mittelstufe zwischen langem Vocal und Diphthong, zwischen Dehnung und Gunirung zweitönige Aussprache des langen Vocals war, vergl. S. 125. 129 f. 131. Bezeugt ist solche Aussprache von den circumflectirten Vocalen des Lat. und Griechischen: vergl. die Flexa oder Clinis und verwandte Neumen, Denkm. S. 277. Verwandt, ja vielleicht identisch,

jedenfalls als mögliche Vorstufe der Diphthongirung hier vergleichbar, ist der vierte „den Vocal vernehmlich verdoppelnde“ Accent des Serbischen (Miklosich Vergl. Lautl. S. 317) und der gestossene Ton des Lettischen in einfach langen Vocalen, worüber Bielenstein 1, 35 f.: „Das Wesen der Erscheinung wird verständlich, sobald wir den einfachen langen Vocal aus zwei kurzen Vocalen uns bestehend denken. Die beiden kurzen mit einander identischen Vocale können mit gedehntem Ton continuirlich zusammen klingen, oder aber der Ictus hebt das erste Element vor dem zweiten nachdrücklich hervor und lässt das vom ersten gewissermassen abgebrochene, gewissermassen durch ein freilich unendlich kleines Vacuum vom ersten getrennte zweite Element leicht und kurz nachhallen“. — Aus welchen Motiven nun die zwei Töne verschiedener Höhe zu zwei verschiedenen Vocalen werden — ein Vorgang der im Allgemeinen unter den Begriff der Differenzirung fällt —, darüber lässt sich noch nichts vermuthen und ich nehme sowohl die Erklärungsversuche von S. 21 f. und S. 28, als die Bemerkung über das *a* S. 28 f. zurück. Dagegen brauche ich von der Statuirung eines vorklingenden unbestimmten Vocals als des ersten Symptoms der Differenzirung nicht abzugehn.

S. 37. Die nicht besonders klar und unzweideutig ausgedrückte Meinung geht auf eigentliche Nachahmung, Nachbildung des bezeichneten Gegenstandes durch den Act der Lauthervorbringung. In W. *vâ* z. B. wird geradezu das was die Wurzel ausdrückt, das Wehen, mittelst der Sprachorgane erzeugt. Keine Anwendung leidet diese Meinung aber auf die reinen Formwurzeln, die mathematischen Theile der Sprache, wenn ich sie so nennen darf (vergl. S. 352). Habe ich nun deren grosse Fruchtbarkeit in der Wurzelbildung S. 325 ff. mit Recht vermuthet, so erhebt sich zunächst die Frage nach Abgrenzung des Gebietes der beiden

Wurzelclassen. Irre ich nicht, so hängt ein bedeutendes philosophisches Interesse an dieser Untersuchung. Es handelt sich um die Macht und den Einfluss der allgemeinen und nothwendigen Intuitionen a priori (nach Kant's Bestimmung) in der Geschichte des menschlichen, zunächst des arischen, Denkens.

S. 64 f. Es ist nicht ordentlich hervorgehoben, dass das isidorische anlautende *ch*, welches als der Media nahestehende d. h. als die leichte romanische Tenuis bestimmt wurde, Zeugniss ablegt für die germanische Tenuis (wie sie der hochdeutschen Spirans des Inlautes zu Grunde liegt), weil dieser Anlaut im Dialekte des Isidor klärlich unverschoben blieb.

S. 75. Für die Natur der deutschen Media geben die aus dem Deutschen entlehnten Wörter solcher Sprachen, welche die schärfere Sonderung von Tenuis und Media besitzen, interessante Belege an die Hand. Z. B. ungarisch *pintér* (Küfer, österr. Binder), *pék* (Bäcker, österr. Beck), *pléh* (Blech), *tolmács* (Dolmetsch): s. Bloch Ungar. Gramm. S. 12. Für die slavischen Sprachen findet man in Miklosich' Abhandlung über die slav. Fremdwörter eine ganze Anzahl von Beispielen: am häufigsten *p* für *b* (neben unverändertem *b*), selten *t* für *d*, nie — so viel ich bemerkt habe — *k* für *g*. Ebenso hat sich im Deutschen selbst bekanntlich gerade in der Labialreihe die Schreibung der Tenuis am längsten erhalten.

S. 85. Ich will doch erwähnen, dass M. Abel Hovelacque La théorie spécieuse de Lautverschiebung, Paris 1868, sich ebenfalls gegen die Annahme dessen, was ich Tenuisaffricata nenne, als Mittelstufe im ersten Verschiebungsact erklärt. — Was aus der neuerschienenen Litteratur des letzten Jahres an Citaten und Berichtigungen sonst etwa nachzutragen wäre, dürfte kaum Wesentliches betreffen.

S. 111 f. 189. Die Erklärung der gothischen I. Sing. Conj. ist falsch. Nicht *m*, wie ich mit Schleicher annahm und noch für das Althochdeutsche annehme, ist Personalendung, sondern *am* (S. 228) wie z. B. in skr. *bôdhêy-am*. Also Grundf. *gibajam*, gleich *gibaam*, *gibâm*, *gibau*. Für den Conjunctiv Perfecti genügt ohnedies die Grdf. *gagabjâm*.

S. 117. Die altirische vorwärtswirkende Assimilation welche hier gemeint ist und die ihr Analogon im Ahd. besitzt, gehört nicht in diesen Zusammenhang.

S. 126. 132. Der Färbung des *â* zu *ê* ist vielleicht der zend. Laut zu vergleichen, den wir durch *âo* zu transscribiren pflegen, der aber graphisch betrachtet vielmehr die Elemente *âe* enthält. Gewisse zd. Vermischungen zwischen Instrumental und Nominativ-Accusativ Pluralis der *a*-Stämme könnten damit zusammenhängen.

S. 142. Was aus den Eigennamen geschlossen worden, die der Antiochener Ammianus überliefert, kommt in Wegfall: solches *ch* für *k* ist ungenaue griechische Schreibung, die sich auch in Gothen-Namen findet und daher nichts für die Lautverschiebung beweisen kann. (Müllenhoff.)

S. 144. Neben dem Umlaut scheint eine viel ältere Epenthese in germanischen Wörtern zu Tage zu treten. Um nur einige von bekannter Verwandtschaft zu nennen: goth. *aikan* Grundf. *agja-*, *hails* Grundf. *kalja-*, *hraiv* Grundf. *kravja-*, *aithei* Grundf. *atjân-* (für *atjâ)*, *hein* Grundf. *kanja-* (lat. *cuneus)*, *heitar* Grundf. *kadhjara-* (griech. *καθαρός*), *meinjan* W. *man*, usw. Ob etwa auch inneres *au* durch solche Epenthese entstanden sein könne, ob der Vorgang sich noch in anderen Sprachen nachweisen lasse, untersuche ich jetzt nicht. Merkwürdiger Weise pflegt man nicht einmal die Möglichkeit desselben zu erwägen, wenn man von Uebergängen aus einer Vocalreihe in die andere spricht.

S. 146. Zur Charakteristik des Niederdeutschen vergl.

die früher daselbst eintretende Dehnung der kurzen Wurzelsilben (S. 151), welche natürlich Folge des stärkeren Accentes ist.

S. 151. In der Regel II, *b* muss es heissen: „oder durch auslautenden kurzen Vocal mit der längeren Pause am Versschluss“.

S. 175. Nächst dem ksl. *dad* konnte zd. *dath* verglichen werden. Ebenfalls im Zd. findet sich auch schon Abfall der Reduplication, Spiegel Gramm. S. 387.

S. 176. Weinhold Bair. Gramm. S. 289 bringt allerdings baiwar. Beispiele der I. Sing. auf *-n* bei. Sind das jedoch wirklich alle die sich finden, so möchte ich in *phligen ich* das Hiatus füllende *n* (Weinhold a. O. S. 174) erkennen und halte mich nach den übrigen Anführungen zu der Frage berechtigt: sind die Sumerl. und Admonter Glossen rein baierisch?

S. 177. Formübertragung. Als eine Regel die für viele Fälle ausreicht, lässt sich vorläufig hinstellen: Wenn eine Form *a* es über eine Form *b* davonträgt und sie verdrängt, so haben *a* und *b* ein Element *α* gemeinsam, das sie von ähnlichen und zunächst verwandten Formen unterscheidet; die thatsächliche Uebermacht von *a* aber beruht auf der Häufigkeit des Gebrauches. Man kann, um es genau zu nehmen, Flexionsübertragung, Suffixübertragung (unter diese Rubrik gehören die meisten der beliebten Identificirungen lautgesetzlich unvereinbarer Suffixe), Stammübertragung und Stammumbildung unterscheiden. Analoge Vorgänge wie Umdeutung, Missverständniss, falsche Folgerung sind im Register von der Formübertragung leider nicht gesondert.

S. 184 Anm. Der Widerspruch gegen Pott's Identificirung von *hlamôn* und *clâmâre* ist nichtig: man denke nur an germ. *naman-* und skr. *nâman*, lat. *nômen*.

S. 196. Für die Grundform des Infinitivs auf *an* halte ich *ani*, gleich griech. -ειν für -ενι, Locativ eines neutralen *an*-Stammes. Dieses Neutrum ist in dem Stamme auf *anja*, der in alts. und ahd. infinit. Genitiven und Dativen -*annias*, -*anna*, -*enne* erscheint, mittelst *ja* weitergebildet.

S. 221. Zu -*tât* vergl. S. 199.

S. 236, vergl. 306 f. Wenn man die Schicksale des *v* neben Lingualen erwägt, so schliesst sich daran leicht die Frage nach den etwaigen Schicksalen des *v* neben Gutturalen. Und da lässt sich nicht leugnen, dass gerade im Pronomen neben die Reihe *atva*, *tva*, *ta*, *dha*, *da* die analoge Reihe *akva*, *kva*, *ka*, *gha*, *ga*, ja sogar neben *sa* mit Wechsel der Articulationsstelle *ja* gestellt werden kann. Das bleibe indess einstweilen nur eine aufgeworfene Frage, der man noch den Hinweis auf die physiologische Glaublichkeit eines *akva* aus *atva* hinzufügen mag.

S. 264. Nach S. 446 wäre der Dual consonantischer Stämme auf *i*, *î* doch schon der arischen Ursprache beizumessen. Ueber das *i* des Plurals der Neutra vergl. auch S. 447 f.

S. 267. Die Endungen welche an *sma* treten (s. S. 389), werden für verhältnissmässig jung erklärt, weil die älteste Ablativgestalt in der Präpos. *smat* vorliegt (vergl. S. 294 und die Ablative S. 241), weil *âi* erst aus *â* differenzirt ist (S. 289) und durch *âm* (*â-am* S. 284) und *im* (S. 286 f.) das späte Neutraldeterminativ *m* (S. 299 f.) vorausgesetzt wird.

S. 288 f. Die Erklärung von *sai* widerspricht dem vocalischen Auslautsgesetz, da eine Grundf. *sai* sich nicht als solche erhalten haben würde. Dagegen kann die S. 385 für *jai* vermuthete Erklärung auch hier angewendet werden.

S. 291. Das Eindringen des Acc. Plur. *rañky* in den Nominativ Plur. und Gen. Sing. wird noch begreiflicher, wenn man erwägt, dass es vermuthlich eine Nebenform

Grdf. *rankâs* für den Accus. Plur. gab: vergl. S. 423, V und S. 428.

S. 342. Zu der allgemeinen Bemerkung über die dritte Person vergl. S. 173 f.

S. 359. Man vermisst vielleicht den Mittelgedanken, dass die Befreiung der Wortfolge als ein Ergebniss der durchgeführten Flexion anzusehen ist.

S. 371. Skr. *ê-ka* müsste hier wegfallen, wenn es mit lat. *aequus* identisch ist.

S. 375. Der Widerspruch gegen die Identificirung von litt. preuss. *kai* mit griech. *καί* ist ungerechtfertigt. Denn jenes *kai* ist offenbar locativisches Adverbium nach S. 463 f.

S. 376. Zu *tha-u-h* vergl. goth. *thau* und *aíththau*.

S. 378. Wenn im German. das Relativum durch das Demonstrativum vertreten wird, so erinnert man sich der germ. Vorliebe für parataktischen Satzbau (Müllenhoff in der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen Bd. 8 S. 186). Die Verwendung des Interrogativs, wo die arische Ursprache sich des Relativs bediente, deutet auf häufigen rhetorischen Gebrauch der fragenden Satzform. In einer Aufzeichnung des elften Jahrhunderts (Denkmäler S. 210, 22) findet sich: *taret iz etteswenne demo hirte? iz taret ave ientie demo quartire.* Diese Frageform ist der Ursprung unseres conjunctionslosen Vordersatzes. Ganz allgemein muss man sich gegenwärtig halten, dass was äusserlich betrachtet in der Sprache als Ersatz erscheint, meist die wahre Ursache des Verlustes ist.

S. 386 f. Selbstverständlich ist dann *î* nicht als die Interjection (S. 288), sondern als Verstärkungspartikel anzusehen.

S. 456 f. Dazu gehört als germanisches Wort das sich vor der ersten Lautverschiebung über das germanische Gebiet hinaus verbreitete, der Völkername *Teutones*.

S. 459 unten. Ahd. *hînaht* (S. 372) ist zu streichen.

DRUCKFEHLER.

S. 78 Z. 5 und 8 v. u. lies nhd. st. ahd.
S. 98 Z. 13 „schwerlich grössere Regelmässigkeit sehen, vielmehr"
S. 106 Z. 12 „den arischen Neutralstämmen"
S. 133 Z. 7 v. u. „des skr. und arischen *â*" (statt *a*)
S. 138 Z. 11 v u. lies S. 28 st. S. 128
S. 144 Z. 15 v. u. „*baraiti* für *barati*"
S. 222 Z. 9 l. Imperativ st. Imperf.
S. 232 S. 17 f. „Er zeigt sich"
S. 242 Z. 12 „Skr. *mâma*"
S. 244 Z. 15 „Skr. *asmê*"
S. 261 Z. 1 „auf *âo (âs)*"
S. 263 Z. 12 v. u. „Für die ostarische Ursprache"
S. 295 Z. 5 l. Wurzel st. Wurzelform
S. 379 Z. 11 „nicht auf solche Weise gefährdet"
S. 384 Z. 5 l. das Adv. st. des Adv.
S. 384 Z. 14 l. altar. st. ostar.
S. 400 Z. 16 v. u. „(vergl. S. 108. 116)."
S. 429 Z. 7 v. u. „zur germanischen *ân*-Classe"
S. 447 Z. 11 l. *(tai)hund* st. *(tai)hunda*

REGISTER.

Ablativ Sing. 120. 301 ff. 311. 461. Plur. 293.

Ablaut 6 ff. 30 f. s. Conjugation.

Abstracta mit dem Infinitiv zusammenhängend 334 f.

Accent. Wesen 134. 150. Steigen und Sinken mit dem Redeton 127. Function im Satz 296. 351. Differenzirend 218. 262. 335. 338. 357. Accentprincipe 147—156 (German. Accentgesetz 151 ff. erklärt 159. 161. German. Oxytona 152. 161 f. n.). Einfluss auf Quantität der Vocale 18. 472 f. (zu 146); auf Qualität der Vocale 125—132. 135; auf Schwächung der Ableitungs- und Flexionssilben 145. Accent der Verbalclassen 331. 332 n. 340. 346. 357 f. Skr. und german. Verbalaccent 8. 262 f. Wirkungen 9.

Accusativ 298 f. 315.

Adjectivum 333. 397 ff. 433 f. *i*-Stämme 398.

Adverbium 106. 108. 221. 277. 278. 279. 281. 287. 302 ff. 314 f. 331. 333. 334. 447. 458 ff.

Affirmation 378.

Affrication 47. 67 f. 71 f. 99.

Albanesisch 209. 226. 371.

Alemannisch 55. 66. 72 n. 89. 126. 176. 203. 206. 250. 370 n. s. Notker.

Allitteration 90. 160 f.

Altarisch (urarisch, indogermanische Ursprache). S. auch Ostarisch, Westarisch. Perioden der Urgeschichte 353 ff. Gründlichkeit der Gesinnung die sich im Altar. geltend macht 351. — Lautlehre. Accent und Metrik 150. Guna s. Diphthonge. *ai* und *âi* nicht streng zu trennen 289 (219). Qaf 85 (doch vergl. 371). Tenuesaffricatae 85. Lautgesetze: *a* der letzten Silbe bedroht 216. 219. 296. 320 f. 358. *n* für *m* zwischen Vocalen 228. 231. 235. 239; Media für Tenuis zwischen Vocalen 238. 300. 307. Wandlungen des *tv* 236. 306 f. 311. 449; des *kv?* 474; anlautend *v* für *tv?* 239; *v* für *dv* 238. 253 f. 326; *bh* für *dv?* 282 f.; *v* für *m*? 269 f.; Schwund des *v* 236. (251 f.?) 265. 270. 306; Schwund des *m* (des *v?*) 267. Anlautend *j* für *tj?* 238 f. — Formenlehre. Chronologie der Declination 294 ff., der Conjugation 294. 340 f. Die *a*-Stämme 222. 229. 254. 294. 358. Ausserdem s. die einzelnen grammat. Kategorien. — Stammbildung. *i*-Stämme neben *a*-Stämmen 237. 269. 281. 301. 370. 376. Ausserdem s. Suffixe. — Syntaktisches.

Casuslehre 268. 271 ff. 280. 459. Casus absolutus 273. Uebertroffener Gegenstand beim Comparativ 324. Construction des Adjectivs 403; der Numeralia 447. 451. 453. Conjunction *jât* 383 f. Function des Stammes *ja* 378. 384. usw. — Wurzeln:

am 323.
ap 282 n.
ar 324.
as (sein) 320. 326. 347 f. 348 f. 353.
as (werfen) 325.
âs 325.
av 324.
bhî 282.
bhid 282.
du 457.
i 324.
ju 324.
mâ 323.
magh, *mag* 324.
ma, *man* 185. 323.
rikv 369.
si 324. 325.
skag 431.
ska, *skva* 185.
ta, *tan* 324. 326.
tu 450. 457.
van 324.
var 324.
vid 185.

Altbaktrisch s. Zend.

Altgermanisch s. Germanisch.

Althochdeutsch. Lautlehre. Schreibung 30. 70 f. 75 f. 78. 98. 101. Reinheit des Vocalismus 138. 141 f. 142. 145. Zur Chronologie des Vocalismus 29. Vocaleinschub 29. 145. Aussprache der Diphthonge 30. Quantität der Endsilben 114. Umlaut 144 f. (*meg ih*, *meg iz* 401.) Accentgesetz 151—153. 165. Charakter des Ahd. 145. Vorliebe für *a* in Flexionssilben in Gl. Reich. B. 191. Die Diphth. *ea*, *oa* aus *ê*, *ô* 28. Ahd. *ê* 430 n. *-ieo-* 425. Lautgebung des Isidor 64. 65. 68. 471. *th* 68. *r* für *s* 102. S. Lautverschiebung. Otfried. — Formenlehre. Verba in *mi* 174 ff. *-mês* der I. Plur. 190 ff. 239. *-i* der II. Sing. Perf. 194. Die II. Sing. Perf. schwach 201. *-to*, *-tôn*, *-tî* 201. 203 f. II. Plur. *-ant*, *-unt* 210 f. *dirro* Nom. Sing. Masc. 365. *dezi* 365. 385. *-i* am Pronomen 385. Nom. Acc. Plur. Neutr. *dei* 385. Relativpartikel *der* 385. 388. *theih*, *theist* 392. Nom. Sing. Masc. Adj. *-êr* 401 f. Nom. Sing. Fem. und Nom. Acc. Plur. Neutr. Adj. *-iu*, *-u* 402. Acc. Sing. *heitî* 439. — Die Partikel *iph* 377 n. Verbum substantivum ausgelassen 345.

Altnordisch. Lautlehre. Auslautsgesetze 398. 415 ff. Synkopen 366. 388. 399. Natur des Accents, resp. Charakter des Vocalismus 146. Diphthonge 30. Vocalismus unter Einfluss der Consonanten 139—141. *av* f. *ö* 144. *r* f. *s* 97. 102. 366. *dh* f. *d* 74. *pt* 72 n. Schicksal des ableitenden *j* in Declination und Conjugation 417. — Formenlehre. *ek heiti* 197. Imperativ 200. Verbum substantivum 205. Formübertragung in Personalsuffixen 210 ff. Passiv 224. Personalpronomen 250 f. Pronominalflexion: Nom. Plur. Masc. *-eir*, *-ir* 401; Fem. *-aer* 401; Dat. Sing. Neutr. 425; *sâ* 363 f. *thessi* 365 ff. 381. *hann* 371 f. Nominalflexion 417 ff. Dat. Plur. 364. 418. — Suffig. Artikel 309. 371. 408 n. *samr* 367. *thvîlîkr* 369. *hverr* 373. *nökkur* 373. Adjectiva *-ligr* 370. *-gi*, *-at*, *-a* 374. *-na* 374. *-s*, *er* 383 ff. Adverbia *-a* 462. Numeralia *-tîu* 455.

Altpersisch. Z. B. Auslautsgesetz 163. — III. Sing. Potent. *biyâ* von W. *bhu* 208. III. Sing. Imperf. Act. *-s* 343; Plur. *-san* 343 f. Infinitiv *-tanaiy* 337. — Nom. Sing. *napâ* 318 n. Loc. Dualis *daçtayâ* 251. Zur Declin. der femin. *i*-Stämme 387. Instr. Plur. *-aibis* von *a*-St. 290. Pronomen *di* 300 f.; *uvâipasiyam* 301; *iyam*, *îm* 381; *hya* 382. Declination der Pronomina: Gen. Plur. *sâm* vom St. *sa* 391; Gen. Plur. Fem. *-aisâm?* 390 n; Acc. Plur. Masc. *-ai* 393; Instr. Sing. *-anâ* 231. 235. — Gebrauch des Imperfects 230. Der Artikel 309 f. n. Ab-

lativ mit *hacâ* 272 n. Dativ durch Genitiv vertreten 275. Construction des Adjectivs 403.
Altpreussisch s. Preussisch.
Altsächsisch (Niederdeutsch). Z. B. 30. 126. 127. 139 f. 145. 146. 203. 207. 210 f. 250. 251. 260. 365. 373. 376. 388. 402. 454. 462. 472 f.
Angelsächsisch (Englisch). 30. 127—131. 139 f. 146. 195. 197. 200. 203. 205. 207. 210 f. 250. 365. 374. 376. 381. 388. 390. 399. 425 n. 438. 445. 454. 462.
Aoriste Die angeblichen germanischen 12. Ein westarischer periphrastischer 202 f. Ursprung 230. Dritte und fünfte Bildung 207 f. n. 346. Sechste Bildung 346. Aor. mit W. *as* im Allgem. 349.
Arisch s. Altarisch, Ostarisch, Westarisch. — Ost- und Westarisch z. B. 4. 173. 241. 317. 448.
Armenisch 246. 278. 340.
Articulationsstellen 42. 73 ff. 83.
Artikel 309 f.
Aspiration 45 f. 62.
Assimilation 25 f. 69. 73. 82 (147). 105. 117 f. 140. 179. 269. 381. 417. 436.
Augment 229 ff.
Auslautsgesetze. Die germanischen: die Thatsachen 93—121. Westgerman. Störung 97—103. Datirung 147. 163. Erklärung 135. 163 f. Die sonstigen arischen 163. — Germ. ausl. *n* für *m* 96. 423.
Baiwarisch (Baierisch, Oesterreichisch) 24. 27. 55. 66. 70. 84. 101. 176 (473). 211. 253. Ursprung 164.
Blaselaut 58. 83.
Casussuffixe s. Suffixe.
Celtisch 85. 117 (472). 144. 149. 155. 163 177. 199. 217 f. 224. 226. 239. 342. 408. 448. 453. 457
Comparativ 105. 106. 187 f. 324.
Composition. Ursprung 349, vergl. 333. Compositionsvocal 331 f. Dvandvacomposita 237. 353. 375. 452.
Congruenz 333.
Conjugation, arische. I. Person 226. 228 f. (Verba auf *â* und *mi* 173. 228). II. Person 236. III. Person 342 ff. 356. Dualendung am prädicativen Verbaltheil 261 f. 263. — Verbalclassen: Drei Generationen 340 f. Classe I. 331. 357. II. III. 340. IV. 184. 186 n. 332 n. 358. V. 340. 357. VI. 331. 357. VII. 340. 357. VIII. 340. 357. IX. 340. 357. X. 182 n. 332 n. 358. Präsensst. *-ta* 338, *-ava* 340, *-ska* 341, *-s* (W. *as?*) 349.
Conjugation, germanische. Chronologie 14 ff. 118. 469. Der Ablaut zwischen Präs. und Sing. Perf. 8. Das Partic. Perf. Pass. 9. Die *â* des Plur. Perf. 9. Die Präterito-präsentia 9 f. Die reduplicirenden Verba 11 f. Der Ablaut *a-ô* 12. 469. Die Ablaute durch Gunirung 18. 30 f. — Goth. *-a* der III. Plur. Conj 110 ff. *-au* der I. Sing. Conj. 111 f. 472. Indic. Pass. 117. 197. 227 f. Wirkliche und scheinbare Verba auf *mi* 174 ff. Schwache Conjugation 178—188. 201 ff. Geschichte der Personalsuffixe 189—212. 252. Dualendung am prädicativen Verbaltheil? 262 n.
Conjunctionen 330. 353. 377. Vergl. Composition.
Conjunctiv 284. 357.
Consonantismus. Begriff der Conson. 39. Brücke's System 40—44, gegen Merkel vertheidigt 51—57. Die Affricaten 44—48. Tö-

nende und tonlose Conson. (Tenues und Mediae) 41 f. 59—62. 65. 75 f. Consonantumlaut 67. Auslautende Conson. 65. 93. 163 f.

Copula 348 f. 353.

Dativ Sing. 289. Plur. 293. Westar. 423.

Declination, germanische. Pronominalflexion 241 ff. 249 f. 253. 363—392; Accus. der germ. Adj. und Pronom. 108; Nom. Acc. Sing. Neutr. 107. 392; Nom. Plur. Masc. *-ai*, Dat. Plur. *-aim* 263. 392; Gen. Plur. *-izê* 390. — Adjectiv- und Pronominalflexion 398 f. Adj. *u*- und *i*-Stämme 398. 406. Das starke Adjectiv 398 ff. Substantivische Flexion des Adjectivs 400. 405. Das schwache Adjectiv 407 ff. 433. — Uebersicht der Nominalflexion 422 f. Nom. Acc. Dualis *-a* 261. *i* Dativsuff. 274. Gen. Plur. 438. Dativ Plur. 105. 277. 428. 437. 438. 444. 459. Vocativ 424. Instrum. Sing. 424 ff. — *a*-Stämme: Gen. Sing. 417. 437; Dat. Sing. 423; Nom. Plur. 427. 438. *â*-Stämme: Nom. Sing. 119. 429; Dat. Sing. 287. 418. 423; Gen. Dat. Sing. 435 f.; Acc. Sing. 429; Nom. Acc. Plur. 428. 438; Gen. Plur. 428. 438. *i*-Stämme: Masculina 420 ff.; Feminina, Gen. Sing. 436, Flexionslosigkeit 439 (Stämme auf *îni* 431). *u*-Stämme 434 f. *an*-Stämme: Nomin. Sing. 120. 317. 429. 437 f.; Gen. Dat. 436 f.; Masculina 433; Neutra 432. *ân*-Stämme 430 f.; Nominativ 429. Die obliquen Casus der schwachen Declination 437. Consonantische starke Feminina 439 ff., Masculina 440, die Verwandtschaftsnamen 96 f. 441 f. Zahlwörter 444 ff.

Dentales s. Linguales.

Determinative der Neutra 298 ff. des Lebendigen 319 ff. der Wurzeln 324. 327. 340. 357.

Differenzirung 31. 120. 215. 220. 229. 235 (283). 240. 244. 255. 272. 289 f. 292. 299 f. 311. 346. 351. S. Accent.

Diphthonge. Begriff und Aussprache 29 f. Entstehung aus langen Vocalen 19. 21 f. 27. 469 f.

Dittologien (Doppelformen) 215. 219. 227 usw. S. Differenzirung.

Dualis 251 ff. 261—266. 446. 474.

Epenthese 144. 278. 472.

Eranisch s. Zend, Gâthâdialekt, Altpersisch, Neupersisch, Armenisch, Ossetisch.

Form, grammatische 351. 354 f. 330. Formwörter und Satzbetonung 295.

Formübertragung, Uniformirung, falsche Analogie, Umdeutung, Missverständniss, falsche Folgerung 473. — 17. 153. 161. 177. 180. 192. 194. 197. 199. 200 f. 203. 210 ff. 215. 221. 225. 227 f. 235. 237. 244 ff. 266 n. 278. 291 f. 314 ff. 328. 333. 364 ff. 390. 392 ff. 417 ff 428 ff. 448. 454 f.

Fränkisch (Mitteldeutsch) 68 f. 70 n. 72 n. 125. 126. 176. 178. 369.

Friesisch z. B. 195. 210 f. 438 f.

Futurum 219 f. n. 358.

Gâthâdialekt. Z. B. I. Sing. Präs. *-â* 173. II. Plur. Med. *-zdûm* 237. Infin. *-zdyai* 237. — Nom. Acc. Plur. *naméni*, *naménî*, *naménîs* 264. Loc. Sing. *-âo*, *âu* von *u*-Stämmen 266 n. Acc. Sing. *-vém*, Plur. *véñg* von *u*-Stämmen 298. Pronominalformen: vom St. *i* 234. 235; Nom. Sing. *tvem*, *tvém* 242; Dat. Plur. *ahmâi* 243; Acc. Plur. *nâo* 265; Nom. Sing. Masc. *hvô* 312. 364; *hé*, *ké*, *yé* 316. Possessivstämme *ma*, *thwa* 258. — *bâ* „immer"? 376.

Gemination 67.

Genitiv: der Personalpronom. 110. 242. 243. 257 f. 267. 274. 298.

Sing. Dual. *-as* 311. Sing. *-sja* 312. 325. Sing. Fem. pronominal *-sjâs* 389 f. Pluralis 120. 261. 298. 299 (*-nâm* 298 n. 428 f. *-sâm* 390 f.).

Genus: des Verbums 216—218. 223—227. 259. 356. 357; des Nomens 298 ff. (348). 319 ff. (333 f. 340). S. Neutrum.

Germanisch. Eigenthümlichkeit innerhalb des Westarischen 4. 162. Kein näherer Verband mit Lettoslavisch 424. Nationalcharakter, Religion, Poesie 156 ff.; Volkseintheilung, Zwölfzahl, Grosshundert 452 ff. 457 f. Die Ethnogonie bei Tacitus 164. Ostgermanisch und Westgermanisch 97 ff. 104. 108. 113. 119. 164. 251. 253. 367. 384. 417 ff. passim. Verhältniss zur Antike 160. 165 f. — Lautlehre. S. unter den einzelnen grammat. Kategorien. — Formenlehre. S. Conjugation, Declination. — Syntaktisches. Z. B. Imperativ im abhängigen Satz 195. Die nhd. I. Plur. Imper. 199. Conjunctiv 200. Dativ 273. Genitiv 274. 275. 383. Instrumental 274. Demonstrativum für Relativum 378. 433 f. 475. Interrog. für Relat. (z. B. *wenn)* 475. Conjunctionsloser Vordersatz 475. Das bestimmte Adjectiv 407. — Wörter und Suffixe:

-â 286. 288.
ahtau 450.
ahtautêhund 454 f.
ainlif 450 ff.
ains 235. 444.
aiththau 306. 475.
ak Conj. 285.
ak Interj. 288.
akei 384.
aljar 465.
an Präpos. 231.
an neben Optativ 110 f.
an- 112.
anda- 307.
-and 440.
-anjâ 431.
-ar Adv. 465. 466.
are III. Plur. 205 n.
-arô Adv. 466.
aruum 459.
art II. Sing. 205.
as W. 205 f.
at 304.
aththan 306.
au 288.
augô 432.
auk 285.
-ba Adv. 278. 461.
-bai Adv. 278.
bai 281. 282 n. 444.
bajôths 440. 445.
bhu W. 205 ff.
bi 282 n.
bin 177. 207.
binden 282.
bis Imper. 200. 208.
brust 425. 440.
buah 440.
burc 440.
-d Adv. 307. 465.
dalatha 465.
daúrô 429.
deot 440.
-dhan Adv. 465.
dieser 321. 365.
dortig 310.
du 304. 305.
dulths 439.
ebanlôt 369.
eddeshwer 383.
ei 382 ff.
-eini 179. 431.
eiris 106.
eiscôn 184 n.
enti, mhd. *end* 106.
eode 205.
ësz 253.
fater 441.
fidvôr 448.
fimf 448.
fiskôn 184.
frijôn 184.
ga- 282 n.
gân 174 f.
ginôz 440.
giwisso 377.
guth 440.
haban 185. 371.
hafjan 12. 185.
hairtô 432.
haitan 197. 203 n.
halbs 368.
halôn 184 n.
her 372.
hêr 465.
hidrê 465.
hiri 204. 465.
hitumum 459.
hiu 372.
hja- 372. 424.
hlamôn 184 n. 474.
-hun 373 f.
hund 447.
hvadrê 465.
hvaiva 425.
hvan 460.
hvar 465.
hvarjis 373. 465.
hvas 370.
hvathar 373.
hvê 424.
hvêlauds 369.
hvêleiks 369.
hvert 465.
hvi- 370. 424.
hvileiks 369.
hvugu 374.
hwanta 302.
ibai 278.
ibu 278.
iddja 204.
iggara 110. 257.
iggis 253.
ihha 242. 250.
ija- 380.

ik 233.
in 231. 383.
ink 253.
is 379 ff.
ith 306.
itis 440.
iuwa- 260.
izva- 270.
izvara 110. 257.
izvis 243. 249. 379.
ja 376 f.
jabai 278. 305.
jac 376.
jah 374. 376.
jai 385.
jainar 465.
jains 232. 382.
jaindrê 465.
-jôn 430.
jouh 376.
ju 303 n.
juggalauths 369.
jus 243. 250.
-k 241. 250.
kraft 354.
curi, ni 194.
curit, ni 200.
lâ 288.
Leben 369.
Leib 369.
leiban 451.
leik 370.
leikan 370.
-leikô Adv. 461.
**leiks* 370. (314 n.)
liban 368.
-lîhhêm Adv. 459.
magad 440.
mais 106.
man 440.
manjan 187.
meina 110. 257.
mênôths 440.
mik 242.
mis 242.
mith 268.
mizdô 430.
munan 185. 196 f.
naba 281.
nabulo 281.
nac 373. 376.
nahts 439 f.
namô 432.
namôn 184.
nei 385.
nih 374. 376.
niun 450.
niuntêhund 454.
ô 288.
-ô Adv. 461 f.
ôgs 200.
oi 289.
-ôn 430.
rathjô 430.
sa 316. 363 f.
sai 288 f. 474.
saihs 449 f.
saisôst 194.
salbôn 368.
sama 269. 367.
samalauds 369.
samaleiks 369.
samant 268.
scahhôn 432.
seina 110. 257.
si 381.
sibun 450.
sibuntêhund 453.
silan 185.
silba 269. 368 f.
simblum 458.
simlê 424. 458. 460.
skaman sik 185.
skulan 196.
smakka 269.
stân 174 f.
sums 367.
-sun Adv. 105.
suns 105.
sva 269. 305.
svalauds 369.
svaleiks 369.
svê 305 424.
sweizu 184.
swizzu 184.
taihun 446. 450.
taihuntaihund 455.
tê 455.
Teutones 475.
têvi 457 f.
-th Adv. 307. 465.
thahan 185.
than 460.
thandê 302.
thar 465.
thatainei 384.
thatei 365. 384. 385. 392.
thau 112. 475.
thauh 376. 475.
the 388.
thê 424.
theáh 376.
thei 384. 392.
theina 110. 257.
**thêleiks* 369.
thishun 373 f. 383.
thishvazuh 383.
thiuda 457.
-thjôn 430.
thohein 383.
-thrô Adv. 465 f.
thu 242.
thuk 242.
thulan 185.
thus 242.
thûsundi 456.
thvî 364.
thyuphadus 457.
tila 429.
trauan 185.
tuggô 429.
tuon 175. 189. 200 f.
tvai 308. 444.
tvalif 450 ff.
tveihnai 444.
u 112.
-ublja 339 n.
-ubni, -ufni 339 n.
ufar 466.
ugkara 110. 257.
ugkis 253.
-uh 374.
umbi 281.
unk 253.
uns 249.
unsa- 260.
unsara 110. 257.
unsis 233. 243. 249.
untha- 307.
uo- 285.
vaihts 374. 439.
vatô 432.
veis 238. 250.
viduvô 429.
vit 253.
vitan 185.
wazzar 432.
-wert, -wertes 105.
wile, du 194.

ylca 381.
za 304.
zawêt 185.
zuo 304.
zweinzuc 454.
zwêne 445.

Gothisch. Angebliche Reinheit des goth. Vocalismus 7. 128 n. Neigung zu den vocalischen Extremen 29. 132. *au* für *û* vor Vocalen und Liquiden 19 n. Ein angebliches Lautgesetz über *ht* und *ft* 66 f.; über *aja* 181 n. 204. 397. *h* 69. *w* 70 n. Aussprache des *d* 74, des *ê* 127. *r* für ausl. *rs* 96. *r* für *z* 98 f. *z* für *s* 99 ff. *au* für *âm* 111. — *ai* Reduplicationsvocal 11. Die angeblichen III. Sing. Conjunctivi -*aith* 196. Das angebliche Medium 198. Keine Formübertragung in der Conjugation 210. — Nom. Sing. -*jis* der *ja*-Stämme 113 f. Nom. Sing. *i* der *jâ*-Stämme 118. Abstracta auf *eini* 179. 431. *ainnôhun* 388. Usw.

Griechisch. Lautlehre. Auslautsges. 163 (ausl. ρς 96). Epenthese 144. Aeolische Betonung 147. 152. φ für υ 270. — Conjugation. Denominativa 183 f. Aeol. Verba in -μι 177. I. Sing. -μαι 226, -μην 216 f. I. Plur. -μεν, -μες 193. 239. -μεθα 237. II. Plur. -σθε 237. III. Plur. -σαν, -σασι 343 f., Imper. -ντων 199. 220, -τωσαν 221. Aoristus Pass. -θην, -ην 202 f. Infinitiv -σθαι 237. 284. — Declination. Personalpronomen 242 f. 245. 252. 257. 278. Possessivum 257 f. 260. Nominativ mit Vocalverstärkung 317. Nom. Plur. der α-St. 393. Gen. Plur. -άων 391. 393. 428. Casussuff. -ϝιν 278, -οιιν Dual 393. Dat. Plur. -οισι 263, -αισι 393. Eine Analogie des schwachen Adjectivs 409. 433. — Wörter und Suffixe:

ἀλείφω 368.
ἄλλος 342.
ἅμα 268.
ἁμό- 368.
ἀμφί 281.
ἄμφω 281.
ἄν 110. 112.
ἄρα 342.
γυνή 429.
-δα Adv. 305.
δέ Part. 308.
δε Postpos. 304. 455. 465.
-δε Pronom. 301. 376.
-δεί Adv. 305.
δεῖν, δεῖνα 301.
δέκα 446.
-δεσσι 301.
-δεων 301.
-δην Adv. 305.
-δί Adv. 305.
-δις Adv. 305.
δοιώ 444.
-δόν Adv. 305.
δύο 261.
εἰ 305.
ἑκατόν 447.
ἐκεῖ 375.
ἐκεῖνος 232. 371.
ἐλθετῶς 221.
ἐμο- 233.
ἐν- 269.
ἐπί 282 n.
ἔτι 306.
ζε Postpos. 287.
-η 286.
ἤδη 284.
-ητ 338.
-θα Adv. 302.
-θεν Adv. 302. 303.
θηλή 429.
-θι Adv. 302.
-θλο 342.
-θρο 342.
θύρα 429.
-ί 385.
ἵνα 382.
καί 375. 475.
καρδία 432.
κεν, κε 225.
κοῖος 267 n. 288.
-κοντα 446. 447. 454.
μένω 323.
μετά 268.
μιν 235.
ναί 378.
νιν 235.
νόσφι 232 n.
νῶι 263.
ὄγδοος 450.
οἵ 289.
ὀμφαλός 281.
ὅς 378.
ὅστινος 432.
οὐ, οὐκ 234. 376.
οὖας 432.
οὖν 377.
οὐχί 376.
οὗτος 374.
πατήρ 96.
πέντε 448.
πηλίκος 370.
πότερος 372.
ποτί 306.
προτί 306.
-ς, -σσω Adv. 315.
σε Postpos. 307.
σῦκον 269.
σφῶι 263.
ταῦς 457.
τέ 375.
τέσσαρες 447.
τηλίκος 370.
τιν- 382.
τό- 338.
τοῦτο 374.
ὕδωρ 432.

φή 269. 305.
-φι 274 f. 279. 283.
-φιν 279.
-φις Adv. 279.
φυίω 208.
-χα, -χθα, -χῶς Adv. 303 n.
ὦ 288.
ὥς 383.
-ως Adv. 302. 462 f.

Grimm's Gesetz, s. Lautverschiebung.
Guna 18 ff.
Gutturales 24. 43. 53 ff. 84 f. 140. Das *ch* oberdeutscher Gebirgsdialekte 55.
Hauchlaut *h* 41. 58. 68 f.
Imperativ 199. 220—223.
Impersonalia, Verba 345.
Indifferenzzustand der Sprachorgane 22 f.
Indogermanisch s. Arisch.
Infinitiv, germanischer 196 f. 474.
Instrumental 283. 293.
Interjectionen 288.
Isländisch s. Altnordisch.
Italisch s. Lateinisch, Oskisch, Umbrisch. Sabell. volsk. *-f* 279. Sabell. *-smen* 286.
Jot, Wirkungen des 67. 73 n. 117. 143. Anlautend *i* im German. 379. *j* zwischen Vocalen 179 ff. 204. 278. 421.
L-Laute s. Liquidae.
Labiales 42 f. 57 f.
Langobardisch 145 n.
Latein. Lautlehre. *qu* 84 f. Ausl. *r* für *rs*, *ros?* 96 f. Auslaut 163. 224. — Conjugation. Der Ablaut *a-ê* 12 ff. Erste, zweite und vierte Conjugation 179. 183—187. Verba reflexiva 223. Passivum 224 ff. Partic. *-endo* 196. 337. Supinum 197. Futurum 200. 208. Imperf. *-bâm*, *erâm* 202. Perfectum 208 n. I. Plur. *-mûs* 193. II. Plur. Imper. *tôte* 221. *-mino*, *-mini* 222. Imper. Pass. 226. — Declination. Personalpronomen 242 f. 245. 257. 277. 278. 280. Possessivum 258. Dat. Sing. *-bi* 275. 278. 283. Dat. Abl. Plur. *-beis*, *-bûs* 277. 290; *-îs* von *a-* und *â*-St. 279. 280. 290. 395. Locat. Plur. 293 f. Ablat. Sing. 302. Nom. Sing. *patêr?* 97. 317. Nom. Sing. *-ô* von *an*-St. 317; Nominative ohne *s* 386. Nom. Sing. Fem. pronominal *-ae* 386. Nom. Acc. Plur. Neutr. pronom. *-ae* 395. 448. Gen. Dat. Sing. pronom. 394. Erste und zweite Declination unter pronom. Einfluss 390. 393—395. Adjectivische *i*-St. 398. Eine Analogie des schwachen Adjectivs 409. 433. — Wörter und Suffixe:

a 285.
abs 315.
ac 285.
ad 305.
aequus 475.
alius 342.
ar 342.
ast 321.
at 306.
auris 432.
capio 12. 185.
-ce, *-c* 374. 376.
centum 447.
ci- 372.
clamo 184 n. 474.
cum 282 n.
cumque 373.
de 305.
decem 450.
-ê Adv. 463.
en 289.
enim 377.
enos 234. 239.
eo Pronominalst. 378 f.
et 302. 307. 375.
ex 315.
ficus 269.
-ginta 446. 447. 454.
habeo 371.
hic 371. 386.
idem 386.
ille 232.
-im Adv. 286.
inde 302.
-iôn 430.
ipse 368.
is 378 f.
iste 310. 321.
jam 303 n.

lingua 429.
met 268.
nec 376.
nempe 280 n.
neque 376.
-ni Distributiva 445.
novem 450.
o 288.
octavus 450.
octingenti 454.
octoginta 453.
ori- 432.
ossi- 432.
quadringenti 454.
qualis 370.
quando 302.
que 375.
-que 375. 376.
qui 378. 386.
quinque 448.
ratio 430.
**se* Pronom. 316.
secundum 272 n.
semol 269.
septem 450.
septuaginta 270. 453.
si 305.
sic 269.
ste 321.
-ta Adv. 306.
talis 370.
tamen 286.
-tem Adv. 306.
-tiôn 430.
tum 375.
-tus Adv. 306.
ubi 371.
unde 302. 371.
uter 371. 373.
uti, *ut* 232. 306.
vidua 429.

Lautverschiebung. Die hochdeutsche 64—80. 145 f. 165 ff. 471; die germanische 81—85. Wesen der Lautverschiebung 86. Relative Datirung 91. 147. Erklärung 136 f. Störungen 59 n. 66 f. 73. 82. 147. 282 n.

Lautwandel physiologisch: *l* für *d* 34. *f* für *th* 22. *r* für *s* 102. 224. *n* für *m* zwischen Vocalen 228. *kv* für *tv* 253. *v* für *m* 269 f. *bh* für *dv* 283.

Lettisch. Das weiche (unreine) *k* und *g* 55. Accent 148 f. 153—155. — Debitiv (Passivum) 336 f. n. III. Sing. *ir*, *ar* (est) 224. — Genitiv des Personalpronomens 257. Das bestimmte Adjectiv 403. Adverbia *-am* 461, *-i* 463. — Interrog. für Relat. 378. —

ar 342.
bes 281.
da 305.
jau 303.
ká 375. 384.
lai Part. 225.
sezz' 272 n.
tauta 456.
tûkstûts 456
-ûknja, *-ûksnja* 339 n.
wins 232.
winsch 232.

Lettoslavisch. Z. B. Medium 223. Infinitiv *-ti* 335. Verbalcharakter *ava* 340. III. Person im Verbum 190 n. 345. — Personalpronomen 245. Nom. Sing. der *an*-Stämme 317. Nom. Plur. der *a*-Masc. 393. Das Adjectiv 403 ff. — Der Dativ Casus absolutus 273. Suff. *ba* 339 n.

Linguales 43. 74. Bedeutung 310.

Liquidae 40. 41. 57. 66 f. 82. 99. 110. 139. 140 f. 164. 206. 254.

Littauisch. Lautlehre. Das weiche (unreine) *k* und *g* 55. Auslaute 121. 163. Ausl. *ai* 247 n. 292. Accent 148. 155. *ai* für *âi* 290. *û* für *â* 292. — Conjugation. Optativ 174. Abgeleitete Verba 183—187. Secund. Personalendungen übertragen 190 n. Imperativ 200. 225. Imperfect 202. Präteritum 203. Verbalstamm *bi* 207 f. *yra*, *yr* (est) 224. — Declination. Personalpronomen 242 f. 246 ff. 253. 257. Conson. Declination 247. Dat. Plur. *-mus* 277. Instr. Plur. *-mis* 277, *-ais* 290, Sing. *-mi* 278. Locat. Sing. *-im* 286, *-je* 287. 423, Plur. *-unsù* 290 f. Acc. Plur. der *â*-Stämme 428. Instr. Sing. der *a*-St. 426. 243. — Componirte Pronom. 365. 371. Neutrum der Pronom. *-ai* 387. Gen. Plur. Fem. der Pronom. *-ėchŭ* 390. Nominal- und Pronominaldeclin. 395. Adjectivische *u*- und *ja*-St. 398. 404. 406. Das unbestimmte Adjectiv 404. Das bestimmte Adjectiv 404. 406. — Adverbia *-dà*, *-dai*, *-dós*, *-dais* 303; *-ai* 463 f.; *-ur* 465; des Instr. Plur. 458. — Syntax. Instrumental 270 f. Dativ 273. Genitiv 274. Interrog. für Relat. 378. Das bestimmte Adjectiv 407. — Wörter und Suffixe:

ai, ei Interj. 289.
ai Part. 387.
-átvjâ 337.
ba 377.
be 281.
bei 377.
bèt 377.
deszim 447. 450.
dvâs W. 270.
jau 303 n.
jei 305. 383.
jeib 383.
jóg 383.
kai 375. 384 475.
katràs 373.
keturì 448.
kólei 370.
kùrja- 373. 465.
-lika 450 ff.
lìkti 451.
lygùs 370.
nekùrja- 373.
-nì Numeralia 445.
pàts 368.
penkì 448.
-pi, -p 280 n.
sù 268.
szìmtas 447.
szìs 372.
tautà 457.
tja- 382.
tólei 370.
túkstantis 456.
-tuva 337.
-ůklja 339 n.
vënas 232. 236.

Locativ Sing. 268. 283 ff. 322; Plur. 270. Locativ und Conjunctiv 284, und Plural 313, und Composition 331 f., und Stammbildung 331 ff., und Aorist 332. 346, und dritte Person des Verbums 343 f.

Mathematik 355 (352).

Mediae s. Consonantismus.

Medium s. Genus.

Methodologisches. Vergl. auch den Art. Sprache. — Arbeitstheilung und -vereinigung 35. Physiologie und Philologie 3 f. 24. 33 ff. 50. 84 n. 133. 143 (Brücke und Merkel 51 ff.). Psychologie 25 f. 143. 156. — Das Ganze und das Einzelne 336. Chronologie 18. Abstractionen 331. Lautgesetze 190. 293. 306 n. 343. 426. Auslautsges. 216. Verstümmelungstheorien 216. 317. 328. Suffixidentificirung 224. Wurzelanalyse 36. 325 ff. Casuslehre 275 f. Vertretungsgesetze 384. Aufgaben: 36. 177. 290. 360. 411. 414 f. — Ziel der Geschichtswissenschaft 360 (Völkerpsychologie 361). Historische Gesetze 63 (Methode der wechselseitigen Erhellung 63 f.). Der Einzelne und die Gesammtheit 159. Das Gesetz der Entlehnungen 35. 162 (165. 167). Historische Reste 349.

Metrik 134 f. 150. 165 ff. 295. 399. Die volksthümliche dreizeilige Strophe 161 n. S. Allitteration, Otfried.

Mitteldeutsch s. Fränkisch.

Mittelhochdeutsch 65. 78. 83. 98. 176. 178 368. 383. 439. 459.

Mouillirung s. Jot.

Müllenhoff's Regel 7. 186. 399. 421. 437.

Mutae 40. Die normale german. 73 f.

Nasalirung 41. 104. 110. 139.

Negation 231 n. 232. 300. 356.

Neuhochdeutsch. Die Conson. classificirt 42. Die Medien *b, g* 75. 471. *w* 83 f. n. Betonung 152 f. Quantität 151. 153. *ich bin* 177. *ich stehe, gehe* 178.

Neupersisch 238. 259 n. 337. 342.

Neutrum 299 f. 316. 359. Collectiv 335.

Niederdeutsch s. Altsächsisch.

Nomen, Function 152.

Nominativ 316 ff.

Normalstand der Sprachorgane 23 ff. 163. Genereller (absoluter) und specieller (relativer) 25.

Notker 76. 365. 370. 425. 438. 445.

Numeralia erklärt: I 235 f. 269. 310. 355. II 308. 281 ff. III. IV. VIII 449 f. V 448. VI 449. VII 449. X 446. Tausend 456 ff. Duodecimalsystem 450 ff.

Oskisch. Vocaleinschub 29. *z* für *s* 99. — Infin. *-om*, *-um* 196. 335. III. Sing. Imper. *-mur* 226. III. Plur. 344. — Dat. Abl. Plur. 279. Loc. Sing. auf *-ím*, *-im*, *-in* 286. Gen. Plur. *-azum* der *â*-St. 393. Gen. Sing. der *o*-St. 394. Abl. Sing. der consonantischen und *u*-St. 463. —

amprufîd 463.
dat 305.
eiso 235.
eko, *ekso* 239. 371.
-f 279. 283.
-fei 278.
-ím, *-im*, *-in* Locat. 286.
inim 377.
iom, *ios* usw. 378.
isidum 386.
isik 386.
neip 376.
opsaiet 179.
-p? 280.
-pid 375.
siom 242.
suvo 258.
-tiuf 339 n.
touta 457.
-uf 339 n.

Ossetisch 85. 238. 246.

Ostarisch. Z. B. III. Imper. *-tu* 223. Pronominalstamm *ima* 109. 234 f. Personalpron. 244 f. Loc. *âu* von *u*-St. 267. Vocativ *-ê* von *â*-St. 288. 289. 386. Einmischung von *y* in die Declination der *â*-St. 386.

Otfried 26. 138. 142. 165 f.

Palatalisirung s. Jot.

Participialperfect 174. 338. 342 f.

Participium: Futuri Pass. Zusammenhang mit dem Infinitiv 284. 336. Perf. 338. Präs. 341. Usw.

Partikeln, altarische.

a, *â* 229. 231. 285. 357.
am 219 f. 241 f. 252. 277. 284. 287. 301. 318. 344. 387.
atva 304.
ga, *gha*, *ghi* 241. 376.
i, *î* 219. 230. 286. 289. 358 f. 385.
ka 376.
kva 375.
sa 268.
tu 223. 308.
u 339. 374.

Passivum s. Genus.

Perfectum: Med. 219. 359. S. Reduplication.

Persisch s. Altpersisch, Neupersisch.

Personalsuffixe s. Suffixe.

Physiologie s. Methodologisches.

Pluralis 260 ff. 313 f. 322 (338. 340). 345 f. 354 ff.

Possessivum 258. 260.

Potentialis 358. 220 n.

Präsens 219. 359.

Präpositionen 325. 327 ff. 339 ff. 352.

Preussisch. Die drei Katechismen 411 f. Lautlehre. Accent und Metrum 148. 155. *i* für auslautend *ai*, *ei* 227. Epenthese des *i* 278. Formassimilation 390. 411. — Conjugation. Imperativ 200. Mediopassiv 224. Optativ 225. Mediale Personalendungen 227. Secundäre Personalsuffixe übertragen 190. 227. — Declination. Personalpronomen 242. 243. 248. 278. Possessiva 258. 260. Dat. Plur. *-mans*, *-mas* 277. Dat. Plur. *-eis* 290. Instrum. (Dat.) Sing. *-u* 292. Nom. Sing. Fem. *ai* von *â*-St. 386. Gen. Plur. *-eison* 390. Nom. Plur. Masc. 396. Pronominaldeclination 409 f. Das Adjectivum 410 f. — Syntax. Interrog. für Relat. 378. Eine Function des Accusativs 411. — Wörter und Suffixe:

-ai Adv. 463 f.
ba, *be* 377.
dessimts 447.
dei, *deigi* (auch) 301.
dei, *di* (man) 301.
di- 301.
irbhe 281.
jau 303 n.
kai 375. 384. 475.

-ndau Adv. 303 n.
schis 372. 410.
sen 268.
sta- 321. 410.
stwa-? 364.
subs 368.
tans, tennâ 382.
tauta 456.
tusimtons 456.
-wids 370.

Pronomen. Begriff 352. Ursprung 330. 285. 287. 352. 373. 375. 376. Personalpronomen 229 n. 233 n. 308 ff.: altar. Flexion 241. 243. 257; generelle Formen 244. 245 f. 275 n. — Altar. Pronominalstämme:
a 229. 231. 285. 355.
ada, da, di 300.
ai 235 f.
ai-ma, ai-na 235 f. 356.
ai-va 236.
aja 234. 381.
ak s. *ka.*
am 231 f. 298. 300. 310. 325. 356. 382.
a-ma, ma, ana 231. 233. 356.
as 321.
at s. *ta.*
atva, tva 236. 307 f.
ava 232. 325. 356.
da, di s. *ada.*
i 234. 356 f.
ja 287. 378. 381. 384. 403. 407.
ju 238. 326.
ka 371.
ki, kja 372.
kva, kvi 370.
sa 268. 312. 321. 325. 356. 363.
sa-ma 269. 367 f.
sja 312. 325. 381 f.
sva 269.
svapati 369.
ta 300. 309 f. 355. 363. 376. 407.
tja 310 n. 363. 382.
tva s. *atva.*
u 232.

Psychologie 355.
R-Laute s. Liquidae.
Reduplication 9 ff. 260. 267. 233 f. (221 f.). 354.
Reflexivum s. Genus.
Relativum 4. 378. 403. 407 f.
Reibungsgeräusch s. Spirantes.
Resonanten s. Liquidae.
Romanisch 60. 271. 272 n. 274. 275. 309.
Rückumlaut 180.
Samnitisch s. Oskisch.
Sanskrit. Lautlehre. *ê* nach ausgefallenen Consonanten 10. 430 n. Der Wurzelvocal verschwiegen in unbetonter Silbe 16. Aussprache der Vriddhivocale 30. *â* zweisilbig 120. *-âu* für *-â* 292. Die Aspiraten 45—50. Die Palatales 54 f. — Conjugation. Umschriebene Perfecta und Aoriste 173. 202. 299. Partic. *-anîya* 196. Infin. *-tum* 197, *-tu* 335, *-am* 335, *-i* 284, *-dhyâi* 284. 303 n. Gerundium *-tya* 303 n. I. Sing. Präs. *-nî-sh-ê* 349. II. Sing. *-thâs* 216 f. II. Sing. Imper. *ânâ* 221. II. Plur. Imper. Med. *-dhvât* 221. II. Plur. Perf. *-a* 262. III. Sing. Imper. *-tât* 221, *-tu* 223. III. Sing. Aor. Pass. *-i* 343. III. Plur. *-us, -rê, -ran* 344. Dualendung am prädicativen Verbaltheil 261 f. 263. — Declination. Personalpronomen 110. 242—245. 258. 276. Pronominalflexion 263. 267 f. 286. Possessiva 258. Suffixlose Casus 322. Plural unbezeichnet 266. Dual unbezeichnet 266; Nom. Acc. Dualis 261; Gen. Loc. Dualis *-ôs* 251; Instr. Dat. Abl. Dualis *-âbhyâm* 261. 277. Nominative mit Vocalverstärkung 317. Locat. *-a, â* 283 f. *-âu* von *i*-St. 283. Ablat. *-as* 311. Instr. Sing. *-yâ* 287. Instr. Plur. *-bhis* 277. Nom. Acc. Voc. Plur. der Neutra *-i* 264. — Flexion der *a*-Stämme: Dat. Sing. *-âya* 288; Ablat. Sing. *-ât* 302; Instr. Sing. *-êna* 235. 393; Gen. Loc. Dualis *-ayôs* 393; Nom. Acc. Plur. *-âsas* 265. 316. 427; Dat. Abl. Plur. *-êbhyas* 393; Instr. Plur. *-âis* 290, *-êbhis* 290. 393; Loc. Plur. *-êshu* 263. Flexion der *â*-Stämme: Einmischung von *y* 386; Instr. Sing. *-ayâ* 235. 393. Flexion der *an*-Stämme 428. 432. Flexion der Neutra auf *i* und *u* 265 n. 431 f. Numeralia 446 ff. — Syntaktisches 270 ff. 299. 447. Function des Imperfects 220. 230. Das Adjectiv mit dem Relativum 403. — Wörter und Suffixe:

a Interj. 288.
a Pron. 229. 234. 285. 380.
axi 431 f.
atas 307.
ati 306.
atra 229.
adas 300. 309. 315.
adya 284.
adha 302.
adhas 304.
adhi 304.
ana 231. 234.
anti 306.
anya 232.
apa 282 n.
api 282 n.
abhi 281 f.
abhitas 282 n.
am W. 323.
amâ, *amât* 231.
amu 232. 263. 287 n. 380.
aram 342.
-*arhi* Adv. 465.
as W. Bed. 320. 326. 353. Constr. 270. 332. 340.
asâu 320 ff. 331.
asu 320 f.
asura 321.
-*astu* 337.
asthi 431 f.
asma 233. 261.
asmê 244.
aham 233. 241.
â Interj. 288.
â Part. 229. 285.
ât 221. 229.
-*ât* 338.
-*âtu* 337.
-*ânî* 340.
âva 252.
âs, *âsan*, *âsya* 432.
i 234. 379 f.
iti 306.
id 287. 385.
ima 234.
î, *îm* 286. 385.
u 374.
uta 307.
ubh W. 281.
ubhâu 281.
ê 235.
êka 236. 371. 475.
êtad 235.
êna 234 ff.
-*âi* 289.
âikadhyam 303 n.
ka 370. 374.
katara 373.
kaya 288.
kar W. constr. 270. 332.
kup W. 184.
kva 375.
gṛnîshê I. Sing. Präs. 349.
ca 375.
cana 373. 383.
cid 375.
-*tana* 337.
tava 239. 242.
-*tavya* 337.
-*tas* Adv. 306.
-*tât* Adv. 307.
tu 223. 308.
-*tu* 337.
tuvi 457.
tṛtîya 410.
-*tya* 304 n.
-*tyâ* 430.
-*tra* Adv. 464.
-*trâ* Adv. 271. 464 f.
tva 307 f.
-*tva* 337.
-*tvana* 337.
-*tvara* 337.
-*tha* Adv. 306.
-*tha* 337. 455.
-*tham* Adv. 306.
-*thâ* Adv. 306.
-*dâ* Adv. 303. 305.
-*drç* 369.
-*dya* 304 n.
dvitîya 410.
-*dhâ* Adv. 303 f.
dhmâ W. 270.
dhruva 185.
na 232.
nabh W. 281.
nas 234. 239. 243.
nâbhi 281.
pac W. 449.
pati 368.
punîshê I. Sing. Präs. 349.
prati 306.
baṭ 377.
bata 376.
bhid 282.
bhî 282.
bhû W. constr. 270. 332.
man W. 185.
mama 239. 242. 274.
mamat 243. 274.
mâ 232.
yatra 305.
yad 305.
yadi 305.
-*yâ* 430.
yât 383.
yuyam 238. 243.
yuva 252.
yushma 238. 261.
yushmê 244.
vayam 238. 243.
vas 239. 243.
vid W. 185.
vidhavâ 429.
viçva 410.
vêda 9.
çakthi 431.
çî W. Flexion 344.
-*s* Adv. 314 f.
sac W. constr. 271.
sacâ 272 n.
sam 268.
sama 269.
sava 239.
sâkam 282 n.
-*sât* Adv. 270. 271.
sima 269.
smat 268.
-*sya* 324.
svayam 301.
svid W. 184.
svid Part. 270.
-*ha* Adv. 303.
hi 376.
hṛdaya 432.

SCH-Laut 51 f.

Slavisch. Altkirchenslavisch nicht altbulgarisch 109 n. Lautlehre. Vocaleinschub 29. Die Tenues 60. Auslautsregel 109. 163.

Polnisch durchstrichen *l* 140 f. Accent 149. 155. 470. *u* (*û*) für *au* 291. *ĕ* oder *i* für *ai* 292. *â* für *âi* 291 f. *ai* für *âi* 292. — Conjugation. Die I. Sing. Präs. 176. Präsensstamm *dad* 175. Abgeleitete Verba 179. 183—187. Secund. Personalendungen übertragen 190 n. Imperativ 200. 225. I. Sing. Präs. ksl. *bańdań* 202 n. *idań* 205. Verbalstamm *bi* 207 f. Verbum substantivum 208 f. Spuren des Mediums 226 f. — Declination. Personalpronomen 242 f. 246. 248. 252 f. 278. Possessivum 258. Nominal- und Pronominaldeclination 396. Das bestimmte Adjectiv 403 f. — Gen. Loc. Dualis 251. 263. Loc. Plur. *-ěchŭ* von *a*-Stämmen 263. Dat. Sing. *-bě* 278; Instr. Sing. *-mĭ* 278 (*-omĭ* von *a*-Stämmen 396); Instr. Plur. *-mi* 277; Dat. Plur. *-mŭ* 277. Nom. Plur. und Gen. Sing. *-y* von *â*-Stämmen 291. 474 f. Instr. Plur *-y* von *a*-Stämmen 290 ff. Loc. Dat. Sing. von *a*- und *u*-Stämmen 291 f. *-jań* Instr. Sing. Femin. 396 f. — Adverbia auf *-ma* 277; *-mo* 279; *-ždy*, *-šti* 303 n.; *-ndu*, *-ndě* 302 f. n.; *-de*, *-dě* 303; *-ě* 463 f. — Syntax. Instrumental 270 f. Dativ 273. 275. Genitiv 274. 275. — Wörter:

a Interj. 288.
a Part. 285. 306.
ag Interj. 288.
bezŭ 281.
bo 377.
co böhm. poln. 246.
desentĭ 447.
do 305.
i verstärkend 387.
i že 378.
jedinŭ 236.
-ka 376.
koj 288.
kolě 370.
kolikŭ 370.
kotory-j 373.
lichŭ 452.
mĭzda 429.
o Interj. 288.
o Part. 285.
oj Interj. 289.
ole Interj. 288.
osmĭ 450.
otŭ 307.
sedmĭ 450.
sĭ 372.
smokva 269.
sŭ 268.
to 375.
tolě 370.
tolikŭ 370.
tŭ 309.
tysańšta 456.
uches- 432.
vĭdova 429.

Spirantes (Reibungsgeräusche) 40. 59. Die germanische Tenuis erhaltend 66. Tonlose german. tönend 69 ff. Verschlussanlaut (Affricata statt Spirans) 71 f. Germ. *s* 101 f. 164. S. Jot, *V*.

Sprache. Wesen 149. Ursprung 35 ff. Zusammenhang mit socialen Zuständen 162 f. Lautform und Nationalcharakter 171 f. Zusammenhang der Sprachvollkommenheit mit moralischen Eigenschaften 351. Nationalstil der Poesie und Sprache 159. Innere Form 172. — Spracheinheit 5. 165. 188. 311. Allgem. Ureinheit 350. Sprachen in jüngeren Lebensaltern 121. 154. 177. — Zur Bedeutungslehre: Bleiben, Beharren 326. 320 f. 353. Füllen 323. Kraft 354. Hier und Dort 311. 326 f. 355. Zweiheit 281 f. 308. 325 f. Beisammen 268. 281. 285. 304. 325. 330. 351. — S. Differenzirung, Formübertragung, Worteinheit.

Stammbildung 322 ff.

Suffixe. Personalsuffixe: I. Person 228. II. Pers. 236. I. II. Plur. 237 ff. — Casussuffixe 356 ff.

a, *â* 283. 285.
âi, *ai* 289.
âis 293. 315.
am 298.
âm 318.
as 276. 311.
atva 306. 308.
bhja, *bhjam*, *bhaja*, *bhjas bhjams bhajas* 276. 280 ff. 293. 315.
d 300.
i, *î* 286.
im 286.
ja 286.
na 428 f.
r 341. 465.
s 319 ff.
sa 391.
sja 312. 325.
sma 268. 474.
sva 270.
tra 342. 464.
trâ 464 f.

Stammbildungssuffixe.

a 331 ff.
â 319. 333 f. 430.
an 340. 446. 474.
anja 337. 474.
ans 341.
ant 341. 446.
as 338.
ât 338.
bha 339.
da 338.
dha 338.
i 338.
is 338 f.
ja 258. 323. 336.
jâ 430.
jans 324. 341.
ju 324.
ka 258. 323. 341.
ma 222. 226. 270. 323 f.
mana 222.
mant 270. 341.
-n- 340.
ra 226. 257. 324. 341.
sja 324.
ska 341.
t 338.
ta 221. 226. 324. 338. 447.
tar 317 f. 341 f. 442.
tara 225 f. 257. 324.
tât 324.
tavja 337.
ti 338. 446.
tjâ 430.
tva 337. 455.
tvra 257. 341 f.
u 339.
us 338 f.
va 235. 270. 309. 324.
vans 341.
vant 270. 341.

Superlativ 323 f.

Tenues s. Consonantismus.

Umbrisch. Conjugation. III. Plur. 344. Imperativ II. III. Plur. *-tuto* 221; *-mu, -mumo* 222. *subvocau* 179. Infinitiv *-om, -um* 196. 335. — Declination. *tiom* 242. *-hê, -fê* 278. 283. Dat. Abl. Plur. 279. *-f* 279. 283. Acc. Plur. 279 f. Loc. *-me* 286. Loc. Plur. 293. Gen. Plur. der *â*-Stämme 393. Gen. Sing. der *o*-Stämme 394. Abl. Sing. der *u*-St. und der conson. Stämme 463. — Wörter: *-ei, ê, î* 385 f. *erek* 386. *ero* 235. *esmei* 380. *este* 321. *esto* 321. *-k* 375. *-pei -pê* 375. *tauta* 457. *tovo* 258.

Umlaut 25 f. 142—145.

Unarische Sprachen 24. 28. 44. 60. 218. 222. 233 n. 239 f. 254. 256. 259. 267. 299. 310. 313 n. 320. 333. 334. 345. 350. 352. 354. 371.

V: Wirkungen 236; den vorhergehenden Vocal dehnend? 254. Ausfall zwischen Vocalen 251 f., nach Consonanten 236. 265. *v* für *m* 269.

Verbum, Function 152.

Verschlusslaute s. Mutae.

Vocalismus. Brücke's Vocaltafel 28. Eigenton der Vocale 121—124. 129. (Einfluss des Accentes darauf 125 ff.). Timbre 27. 132 f. 140 f. 144. *a, i, u* physiologisch charakterisirt 22. 131. *a* Indifferenzlaut, *i, u* charakteristische Vocale 26. 297. Angebliche psychologische Bedeutung 37. Wohllaut 138. 142. — Westar. Spaltung des *a* in *a, e, o* (z. B. 421. 437) 7; in den Diphthongen *ai, au* 8. 292. 419 ff. usw.; *o* durch Liquida begünstigt 31; Erklärung 132. Dreizeitiges *a (âa)* 120; *au* für *âm* 111; Spaltung des *â* in *ê (â)* und *ô* 14. 120. 126. 132 f. — Vocaldehnung als Flexionsmittel 260 f. 267; Folge der Betonung 18. 151 (vergl. 141); veranlasst durch hinzutretenden Ableitungs- oder Flexionsvocal 21. 219. 234. 380 f.; Ersatzdehnung 9 ff. 175. 430 n. (Dehnung für Nasalirung 104. 109. 120. 139. 193. 203. 428.) Diphthongirung s. Diphthonge. Monophthongirung 29. 127. 138 f. n. (*â* für *âi* 187. 291.) Schwächung 143. 145. — Vocale durch Consonanten beeinflusst 31. 131. 139—141. 254. Einfluss der Vocale auf Consonanten 53. 55. 103. 141. Wechselwirkung der Vocale zweier Silben 128 n. s. Assimilation, Epenthese, Umlaut.

Vocativ 424.

Westarisch. Z. B. die schwachen Conjugationen 183—188. Periphrast. Aorist 202 f. Verbum reflex. 223. Personalpronomen 244.

Locativ für Dativ 274. Dativ 423. Das Grosshundert 453 f. Ein politischer Terminus 457. Ablativische Adverbien 464.

Westphal's Gesetz s. Auslautsgesetze.

Worteinheit. Grade der Worteinheit 296. Verschmelzung zur Worteinheit 297. 349. 358. 359. Die Worteinheit im Sprachgefühl 295; Casussuffixe als Compositionsglieder oder selbständige Postpositionen gefühlt 277. 290.

Wortfolge 352 ff.

Wortpartikeln s. Präpositionen.

Wurzeln. Stoff- und Formwurzeln 325 ff. 328. 352. 470 f. Altar. Wurzelperiode 348 ff.

Zend. S. auch Gâthâdialekt. Lautlehre. Epenthese 144. *âo* vielmehr *âę?* 472. *âo* für ausl. *â* 266 n. *ô* für *â* 318 n. Ausfall des *m* 267. Consonant ausgestossen vor dem Nominativ-*s* 318 n. — Conjugation. I. Singularis 228. III. Sing. Aor. Pass. -*i* 343. III. Dualis -*taré* 252. III. Plur. -*rê*, -*ran*, -*re*, -*ris* 344. Dualendung am prädicativen Verbaltheil 262. 263. Augment 230 f. — Declination. Personalpronomen 242—245. 276. Casussuffixe als Compositionsglieder gefühlt 277. 290. 297. — Nom. Acc. Plur. *âo*, *ăn*, *măn* von Stämmen auf *añh*, *an*, *man* 260 f.; -*a*, -*â* der Masc. und Fem. 261; -*as* (-*s*, -*âo*) der Neutra 264. 266; -*âoñhô* von masc. *a*-Stämmen 265. 427; -*ê* von neutr. Pronom. 264. Nom. Plur. Masc. *kaya* vom St. *ka* 288. Acc. Plur. Masc. -*ê* von Pronom. 263. 393. Nom. Acc. Dual. der *i*- und *u*-St. 261; der fem. und neutr. *a*-St. 263; auf *âoç*- 266 n. — Nom. Sing. Fem. -*ê* von *â*-St. 386. Vocativ von *u*-St. mit zugesetztem *a*, *â* 288. Ablativformen 301 f.; Ablat. ohne Suffix 322. Locat. Sing. auf *a*, *â*, *ô* 284. 287; auf *ya* 287. 423; Loc. Sing. der Fem. auf *â* und *i* gleich dem Genitiv 266 n. Loc. Plur. -*aêshva* von *a*-St. 263. Instr. Plur. -*bis*, -*bîs* 277; -*âis*, -*aêibis* 290. 472; Dat. Abl. Instr. Dual. -*bya*, -*wê*, -*vê* (-*aêibya* von *a*-St. 393) und -*byăm* 277. 280. — Numeralia 446 ff. — Syntaktisches. 271 ff. 299. Imperfectum 230. Dualis 255. Accusativ 299. Neutrum collectiv 335. Interrog. für Relat. 378. Das Relat. beim Adjectiv 403. — Wörter und Suffixe:

aṭ 302.
ada 300.
ana 231.
av W. 324.
ava 232.
añhu 320 f.
î, *îm*, *it*, *îṭ* 286. 385.
uiti 232. 306.
âi Interj. 289.
âi Präpos. 289.
âis 290.
ku 375.
khshma 238.
ca 375.
cina 374.
cinem 382.
-*ta*, -*ata* 338.
-*tâṭ* 324.
tu Pron. 308.
tu Part. 308.
-*tha* Adv. 306.
-*thana*, -*thna*, -*thina*, -*than*,-*thwan*,-*thware*, -*thwant* 337.
da, *di* Pron. 300.
da Postpos. 305.
dath 473.
-*dyâi* Adv. 284. 303 n.
-*dha*, -*dat*, -*dhaṭ*, -*dhâṭ* Adv. 303. 305.
-*dhra* 342.
nava, *navat* 376.
paiti 306.
bâ, *bâṭ*, *bâdha* 376.
bâdhistem 377.
bê 376.
bôiṭ 376.
maṭ 268.
mîzhdâ 429.
-*ms* Adv. 315.
ya 378. 383. 384.
vîç 457.
-*s*, -*sha* Adv. 315.
-*zhaṭ* Adv. 303 n.
ham 268.
-*hya* 324.
hyaṭ 382. 384.
qaêpaithya 301. 369.

Zetacismus s. Jot.

Zigeunerisch 261. 275. 343. 386 n.

Zitterlaute (*r*-Laute) 40 s. Liquidae.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

155
158
HBR

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherer, Wilhelm,

Zur Geschichte der deutschen Sprache

Berlin 1868

L.germ. 234 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584306-0